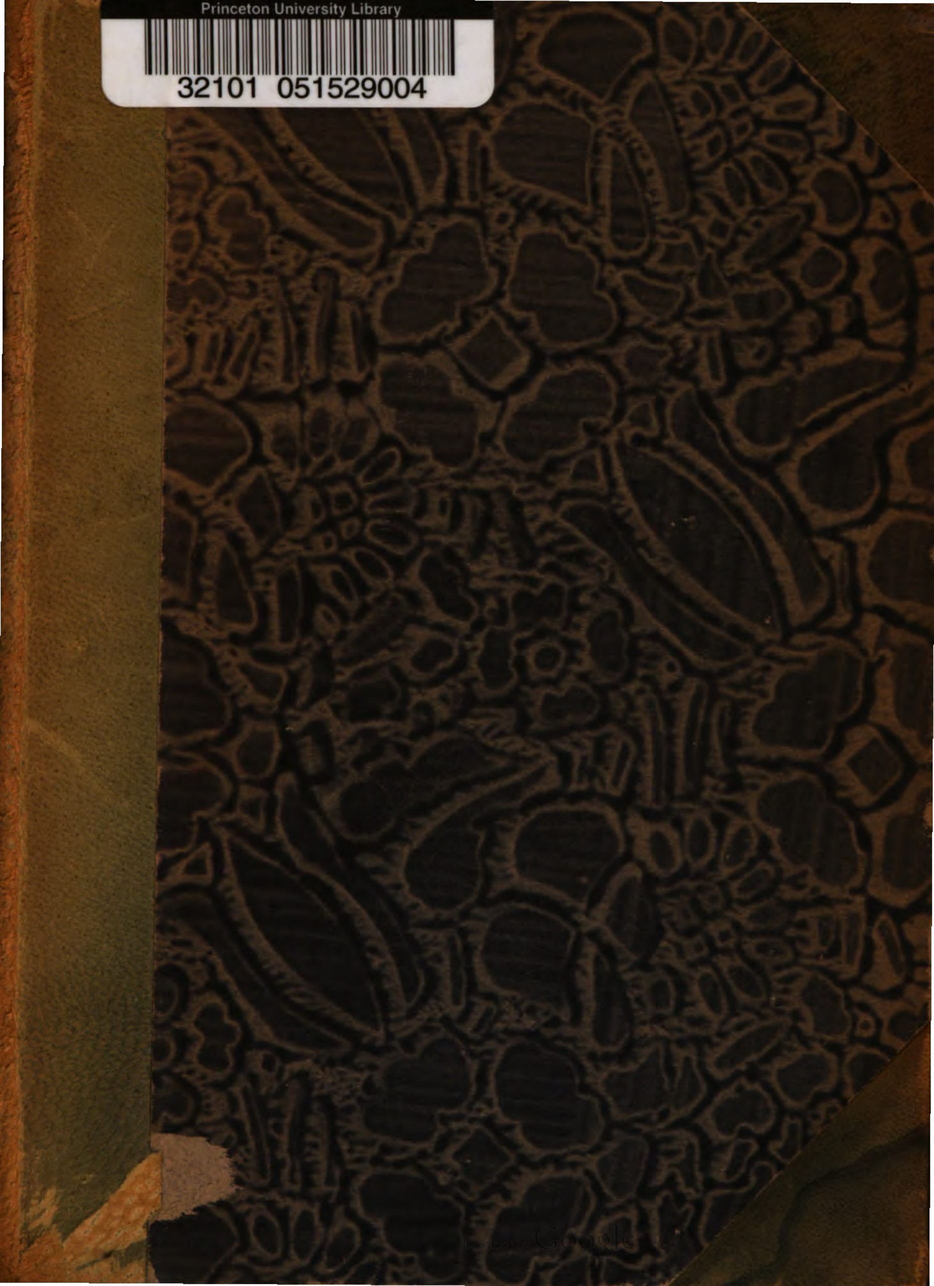



Princeton University Library
32101 051529004


VETUS & NOVUM TESTAMENTUM
DEI·SVB·NVMINE·VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY



PERLEN ÄLTERER ROMANISCHER PROSA
HERAUSGEGEBEN VON HANNS FLOERKE
BAND XXI / NICOLAS DE TROYES: DER
GROSSE PRÜFSTEIN DER NEUEN NOVELLEN

NICOLAS DE TROYES
DER GROSSE PRÜFSTEIN DER NEUEN NOVELLEN

MÜNCHEN 1913 / BEI GEORG MÜLLER

AUS
DEM ÄLTEREN
FRANZÖSISCH ÜBERTRAGEN
UND MIT EINEM VORWORT VERSEHEN VON

PAUL HANSMANN

MIT ORIGINALHOLZSCHNITTEN VON

MAX UNOLD



VORWORT

Nicolas de Troyes, der Verfasser der nachstehenden Novellen, lebte in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und wird in der französischen Literaturgeschichte, dank der schönen Einfachheit seines Stils und seiner im höchsten Grade vollendeten Sprache, die in ihrer gedrungenen und frischen Derbheit noch nicht von dem Einfluß der Dichter und der Willkür der Grammatiker angekränkelt ist, zu den besten Prosaisten seiner Zeit gezählt. Vergleicht man seinen großen Prüfstein der neuen Novellen mit einem sehr viel bekannteren Buche seiner Zeit, dem Heptameron der Königin von Navarra, welchem er um ein Dutzend Jahre etwa vorausging, so wird man finden, daß Nicolas de Troyes' Buch diesem an Stil und volkstümlicher Naivität der Erzählung und anderen Eigenschaften, die einen vollkommenen Erzähler ausmachen, bei weitem überlegen ist; auch dürfte man seinen Novellen größeren kulturhistorischen Wert beimessen.

Von dem Leben dieses merkwürdigen Mannes sind uns keine Nachrichten überkommen, außer dem wenigen, welches auf dem Titel des Manuskriptes des großen Prüfsteins der neuen Novellen steht, der folgendermaßen lautet:

Hier beginnt das zweite Buch des großen Prüfsteins der neuen Novellen, erzählt und niedergeschrieben von Nicolas de Troyes, einfachem Sattlermeister, geboren zu Troyes in der Champagne, gegenwärtig in Tours lebend.

Ich will gewißlich nicht behaupten, daß ich alle diese Geschichten in meinem Verstande ausgedacht habe, sondern habe sie manchen Büchern entnommen; andere hab' ich von mehreren wackeren Gefährten erzählen hören, und einige, welche in meiner Abwesenheit vorfielen, hab' ich selbst erzählt, wie sie vollständig beschrieben sind im ersten Bande, allwo ihr sie nachlesen könnt. Und es ward mit Schreiben begonnen im Anfang des Maimonats 1535.

Der Autor lebte also unter Franz I. und war ein einfacher Sattlermeister; man wolle jedoch bedenken, daß Sattlerei damals noch Kunsthandwerk war und die, welche sie ausübten, Künstler waren; gab es doch Sattler, die eine nicht geringe Stellung an den Königshöfen einnahmen. Mit einiger Bestimmtheit kann man auch von Nicolas annehmen, daß er am Hofe Franz I. beschäftigt war. Franz I. residierte gewöhnlich in Amboise, und Nicolas war mit den Verhältnissen am Hofe gar wohl vertraut, welches aus der siebenten Novelle hervorgeht, in der sogar der Name des erwähnten Ritters authentisch ist. Auch war ihm nach der sechsten Novelle der Weg zwischen Amboise und Tours sehr bekannt; damit würde sich gleichfalls sein Aufenthalt in Tours erklären, wo er eben wohnen mußte, um dem Hofe stets schnell zu Diensten zu sein. Dies Weilen am Hofe würde ferner auch die gewisse intellektuelle Kultur und die aufgeklärte Bildung, die ihm eigentümlich ist, sich in mehr als einer Novelle kundtut und welche Leute seinesgleichen gewöhnlich nicht besaßen, verständlich machen.

Es waren anfangs wohl Gründe sittlicher Natur, die den einfachen Sattlermeister veranlaßten, die Feder zur Hand zu nehmen. Als rechtlicher und kluger Mann sah er die zahlreichen Ungerechtigkeiten durch die Willkür der Großen und durch das schlimme Treiben der Pfaffen, denen seine Freunde, Leute des Mittelstandes, ausgesetzt waren, und er wollte sie und andere Mißbräuche der Gesellschaft bekämpfen. Etwa durch den Erfolg dieser Niederschriften ermutigt oder durch Freunde veranlaßt, wagte er sich dann auch auf ein anderes Gebiet. Als ein guter Kumpan und Zechgefährte kam er wohl wie sein Zeitgenosse, der Metzer Strumpfwirker und köstliche Erzähler Philipp de Vigneulles, mit Leuten einer höheren Gesellschaftsschicht zusammen, zumal wenn er in Ausübung seines Handwerks am Hofe war, und vernahm manches, was er in seinen Erzählungen verwenden konnte. Auch prägte er sich wohl die Schnurren und Schwänke ein, die er auf seinen Wanderungen abends in der Herberge oder am Wirtshaustisch hörte. Und da er gewißlich mit offenen Augen durch die Welt ging, so erlebte und hörte er in den damaligen krausen Zeiten auch selber viel, was er zu Geschichten ausbauen konnte. Als ein belesener Mann verwendete er dann noch die Stoffe des Boccaccio, der Cent Nouvelles nouvelles, des Violier des Histoires romaines (der frühen französischen Übertragung der Gesta Romanorum) und der Predigten und alten Legendenbücher. Ferner benutzte er die Dialoge des heiligen Gregor, die Werke des Jacob de Vitry

und die im Mittelalter so zahlreichen Sammelwerke, in welchen Sage und Dichtung innig miteinander verknüpft sind. Doch stets wußte er diesen übernommenen Stoffen eine gewisse Originalität zu geben.

Der Prüfstein der neuen Novellen umfaßte zwei Bände, von denen leider nur der zweite Band, welcher sich im Originalmanuskript in der Pariser Bibliothek befindet, auf uns kam. Man darf annehmen, daß gerade der erste Band noch mehr Nicolas' eigenes Werk war als der zweite, von dessen einhundertachtzig Novellen über zwei Drittel aus uns allzu bekannten Sammlungen entnommen sind.

Die vorstehende Übertragung enthält die Auswahl, welche Emile Mabille nach dem Original vornahm und 1869 herausgab. Unter ihnen sind aber auch noch einige Novellen bekannter Autoren, wie etwa die fünfzehnte, die Straparola behandelt, die fünfunddreißigste, die im Boccaccio steht; auch die achtunddreißigste, die orientalischen Ursprungs ist, und die vierzigste, welche Bürger in ein Gedicht umgoß, sind bekannt. Ich wollte sie jedoch nicht ausschalten, da sie als Beispiel dienen mögen, wie beherzt Nicolas de Troyes einen gegebenen Stoff anfaßte und ihm neue Seiten abgewann. Auch konnte ich mich nicht entschließen, manche moralisch bedenkliche Novelle, wie etwa die vierzigste, die ein Meisterwerk der erotischen Groteske ist, fortzulassen, zumal die Sammlung der Perlen älterer romanischer Literatur ja nur für einen kleinen Leserkreis bestimmt ist, bei wel-

chem man sicherlich Kultur genug voraussetzen kann, daß er auch bedenkliche Dichtungen als reine Kunst zu genießen vermag.

Weimar Paul Hansmann.

NOVELLENVERZEICHNIS

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite



DIE ERSTE NOVELLE

Wie ein Mann aus Poitiers ein fettes Schwein gewann, indem er die ganze Nacht über Schnipp-schnapp sagte.

Ein des Gelächters werter Vorfall ereignete sich einstmals in Poitiers. Es lebte dort wahrlich ein sehr lustiger Bruder, welcher Hutmacher war, mit Namen Morthemer. Besagter Morthemer nun war ein lustiger Kauz und gehörte nicht zu den Reichsten der Stadt; aber er trank gerne und war immerdar frohgemut und beherzt und bereit, sich bei allen geselligen Zusammenkünften von Biedermännern einzustellen. Es geschah nun, daß ihn seiner Vettern einer mit drei oder vier andern Nachbarn zum Essen einlud; und sie ließen es sich gut schmecken. Nach dem Mahle dann unterhielten sie sich über mancherlei Dinge, und unter anderem zeigte ihnen auch der Wirt, welcher ihnen aufgetischt hatte, ein schönes, fettes Schwein, das er an ebendiesem Tage hatte schlachten lassen; und alle betrachteten es, und ein jeder erwog bei sich, wieviel es wohl gekostet haben könnte. Da hub denn unser Hutmacher Morthemer also an: „Ich weiß nicht, was es gegolten hat, doch möchte ich, daß es meine Nachtmütze gekostet hätte und in meinem Pökelfasse und in meinem Keller läge!“ Der Herr des Hauses aber, welcher das Schwein hatte abstechen lassen, war ein lustiges Haus und reich genug, und sagte darwider: „Wohlan denn, Morthemer, du sollst einen guten Kauf bei mir tun; willst du das Schwein haben, sollst du es

lediglich als Geschenk haben — die Leute hier seien Zeugen —, wenn du bis morgen früh um Uhr sechse nicht von meinem Schwein fortgehst und es aufrecht stehend immer anschaust und fortwährend schnipp-schnapp, schnipp-schnapp sagst. Wenn du solches unternehmen willst, soll es dir einfach als Geschenk werden!" „Nun denn," hub Morthemer an, „ich danke Euch, Herr Wirt, für das Geschenk, welches Ihr mir zu machen beliebt, und nehme es in Beisein der Leute hier an; und in diesem Augenblicke will ich mit dem Aufsagen meines Schnipp-schnapp beginnen!"

Dann fing er an immerfort: schnipp-schnapp zu sagen; die andern aber paßten ihm auf und tranken um ihn herum stehend weiter, doch niemals gab er seinen Vorsatz auf. Sprach der Herr des Hauses: „Wie, bei Gott, ich glaube er will mein Schwein haben!" Die andern aus der Runde sprachen zu ihm, aber niemals ließ er in seinem Vorhaben nach, immer blickte er auf das Schwein und sagte schnipp-schnapp; und ob es gleich bald nach Mitternacht war, setzte er doch seine Rede in eins fort.

Als der Herr von drinnen merkte, daß er solches mit gutem Vorbedacht tat, ward er gar sehr bestürzt und ging fort und machte sich auf, den Pfarrer zu holen. Dem nun redete er vor, es gäbe in seinem Hause ein verrücktes Mannsbild, und bat ihn, mitzukommen und es sich anzusehen. Der Pfarrer nun kam in gutem Glauben dorthin und wußte nicht um das Unternehmen; und sah

besagten Morthemer aufrecht vor dem Schweine stehen, wie er in einem fort schnipp-schnapp sagte. Da redete denn der Pfarrer zu ihm; „O mein Freund, denke an Gott und lasse mir das Schnipp-schnapp da, und erinnere dich der Leiden Christi nnd du wirst wohl daran tun, gedenke seiner und der Jungfrau Maria und stehe ab von diesen Grillen da!“ Aber er hatte gut reden, der verzichtete niemals auf sein Vorhaben. Sprach der Wirt: „Ach, heilig Blut, ich bin hineingefallen, er tut es wahrlich mit gutem Vorbedacht.“ Und heimlicherweise flüsterte er ihm zu: „Ich bitte dich, Morthemer, lasse das, und will dir gutwillig einen Laubtaler schenken, und mach dich fort und laß mir mein Schwein da!“ Der aber stand wahrlich nicht von seinem Vorhaben ab und sagte immerdar sein Schnipp-schnapp, und die anderen aus der Runde freuten sich dessen.

Zu guter Letzt, als es sechs Uhr morgens und klarer und schöner Tag war, hatte Morthemer das Schwein gewonnen und schaffte es in sein Haus, sintemal er es rechtmäßig erworben hatte, welches alle Anwesenden bezeugten und worüber der Wirt nicht sehr froh war.

DIE ZWEITE NOVELLE

Wie Guillemin listigerweise seinen Nachbar auf dem Markte von Sarrain die eigene Kuh verhandeln ließ, besagter Nachbar aber nicht merkte, daß es sein Tier war, und wie er das Geld dafür einstrich.

Eine der Erinnerung werte Sache, welche man mit zu den größten Betrügereien auf der Welt zählen muß, ist ein guter und listiger Diebstahl von großer Feinheit und Geschicklichkeit, der vor nicht gar langer Zeit im Lande der Tourraine vollführt ward.

Es lebte wahrlich in einem Dorfe bei Tour ein lustiger Bruder, der nicht viel taugte und immer Wohllebe haben wollte und doch nicht viel hatte. Es geschah nun eines Tages, daß er keinen Heller besaß und nicht wußte, woher er etwas nehmen sollte. Da verfiel er denn auf eine große List. Es gab da einen armen Biedermann, welcher in seiner Nachbarschaft wohnte und der größte Dummkopf auf der Welt war; der aber besaß eine Kuh; und der Kluge bedachte bei sich, wie er sie ihm wohl abjagen könnte. So ging er denn zu ihm und sprach zu ihm: „Hör zu, Nachbar, willst du morgen mit auf den Markt von Sarrain kommen?“ Sarrain nun liegt drei Meilen Wegs von Tour, und es war dort anderen Tags großer Jahrmarkt. Sprach der Biedermann darwider: „Heiliger Johann, ich wäre es wohl zufrieden, zur Belustigung nach dort zu gehen, doch habe ich kein Geld, und andererseits habe ich hier nicht

viel zu schaffen!" „Mach dir nur keine Sorge, Nachbar," antwortete der, „es wird sich dort schon einer finden, der unsere Zeche bezahlt; wir wollen einige Geschäfte abmachen!" „Nun denn," entgegnete der, „ich bin es zufrieden." Dann sprach Guillemin, welcher ihn einseifen und über die Löffel balbieren wollte: „Da wir morgen früh auf den Markt gehen wollen, so laß uns denn zur Nacht essen!" Und sie ließen es sich gut schmecken.

Nach dem Essen nahm besagter Guillemin Abschied von seinem Nachbar, indem er ihm gute Nacht wünschte, und versprach, daß er ihn andern Morgens zeitig zum Marktgange wecken wolle. Dann bricht er auf und geht fort, und als die Mitternacht da ist, kommt er und stiehlt seinem Nachbar die Kuh; er hatte aber einen schon erwachsenen Burschen, zu dem sprach er: „Treibe mir diese Kuh auf den Markt nach Sarrain, und es soll dein Schaden nicht sein, und erwarte mich in dem Orte!" Darein willigte nun der Knabe und leitete besagte Kuh nach dem Orte, welchen man ihm bezeichnet hatte. Besagter Guillemin nun machte sich auf und pochte an seiner Nachbars Türe und rief ihm zu, daß es an der Zeit wäre, aufzubrechen. Der stand auf und sie gehen selbander dem Markte zu; dann begannen sie sich zu unterhalten, und es sagt der Nachbar zu Guillemin: „Wohlan denn, Nachbar, was willst du auf dem Markte tun?" „Ich habe", hub der an, „eine Kuh und ungefähr ein Dutzend Schafe, die will ich verkaufen, und um dieses Handels willen gehe ich hin!" „Meiner Treu,"

sagte der Nachbar darwider, welchem er die Kuh gestohlen hat, „ich habe nichts weiter vor, als dir Gesellschaft zu leisten und dort zu frühstücken!“ Versetzte Guillemin darauf: „Nun wohl, laß dich das nicht weiter verdrießen, irgendwen wird es da schon geben, der die Zeche bezahlt, ohne daß er sich dessen rühmt.“ „Der wird da kaum zu finden sein“, versetzte der Biedermann. „Wahrlich, ich werde den Anfang machen“, entgegnete Guillemin.

Als sie in Sarrain angelangt waren, suchte Guillemin den Burschen, welcher die Kuh geleitet, und sah ihn dort, wo er ihn hinbestellt hatte. So geht er denn zu ihm und fragt ihn, ob er nicht den Buben gesehen habe, der die Schafe triebe? Es verneinte das aber der Knabe. Darauf bezahlte ihn Guillemin und stellte ihn zufrieden, und der Bursche ging fort. Nun sprach Guillemin zu seinem Nachbar: „Ich bitte dich, Nachbar, geh nicht vom Platze, derweilen ich nachsehe, ob meine Schafe kommen, und sollte vielleicht einer herzutreten und die Kuh kaufen wollen, verkaufe sie, wie wenn sie dir gehörte; ich verlasse mich auf dich und werde das Frühstück bezahlen!“ Hub der Nachbar an: „Wahrlich, aber um wieviel soll ich sie denn fortgeben?“ Antwortete Guillemin: „Verkaufe sie, wenn du kannst, für sechs Taler, die ist sie wirklich wert!“ „Wahrlich, aber,“ entgegnete der Biedermann, welchem die Kuh angehörte und der nicht darum wußte, „wenn ich nun etwas weniger für sie bekomme, ist dir das recht?“ „Jawohl,“

sagte Guillemin, „glaubst du, ich nehme es so genau? Ich will ausblicken, ob meine Schafe kommen!“

Dann geht besagter Guillemin fort und verbirgt sich hinter einem Zaun, sintemal er weder ein Dutzend noch ein halbes Dutzend Schafe hatte; und hielt sich dort, um aufzupassen, ob die Kuh verkauft würde. Und es traten mehrere Kaufleute an die Kuh heran, bis einer von ihnen besagte Kuh einhandelte, und zwar um einhundertzehn Sols; doch als der Biedermann sie verkaufte, wollte es ihm bedünken, daß es seine Kuh wäre, aber er wagte nicht, sich etwas darum merken zu lassen. Wie Guillemin nun sah, dass die Kuh verkauft, fortgeführt und das Geld eingestrichen war (denn er stand hinter dem Zaune verborgen), trat er deshalb schnell heran und stellte sich vor seinen Nachbarn hin und fragte ihn dann nach der Kuh. „He, meiner Treu,“ sagte der Nachbar darwider, „ich habe sie um einhundertzehn Sols verkauft.“ Versetzte Guillemin: „Nun gut, das ist ganz einerlei. Gebe Gott mir anderswo mehr Gewinst. Vielleicht stehe ich mich dann bei meinen Schafen um so besser. Doch da wir frisches Geld haben, wollen wir trinken!“ „Gehn wir!“ sagte der Biedermann, welcher großen Durst hatte. Und sie schicken sich an, gut zu frühstücken, und verausgaben fünf Sols; und Guillemin schenkte andere fünf Sols dem Biedermanne für die Mühe, die er beim Kuhhandel gehabt hatte. „He, wie,“ sagte der Biedermann zu Guillemin, „du willst nicht mit zurückkommen?“ Entgegnete der: „Ach, meine Schafe sind

ja noch nicht eingetroffen. Ich kann noch nicht fortgehen; aber geh du nur immer schon zu, wenn du willst, ich werde dich wohl einholen!"

Und Guillemin geht fort und begibt sich daran, seine Geschäfte zu erledigen und Gutlebe zu halten, denn er hatte frisches Geld, welches ihm nichts gekostet hatte; der Biedermann aber machte sich auf den Weg, um nach Hause zurückzukehren. Und als ihn seine Frau von weitem kommen sieht, beginnt sie ihn, weiß Gott, zu begrüßen, indem sie schreit: „Und von wannen kommst du, bei allen tausend Teufeln, zu dieser Stunde? Es ist wahrlich an der Zeit heim zu kehren. Möchte der Teufel Oberster dir den Hals umdrehen!" Erwiderte der Biedermann: „Nur ruhig Blut, Liebchen, was hast du denn, du bist ja schier außer dir? Ich komme aus Sarrain, vom Markte, allwo ich herrlich und in Freuden gelebt habe, und es hat mich nichts gekostet, und habe fünf Sols verdient!"

„Wahrlich," sprach das Weib darwider, „da hast du was Rechtes verdient. In zehn Jahren werden wir den Verlust, der uns letzte Nacht überkommen ist, nicht wieder wettmachen können! Möchte der Teufel Oberster dir den Hals umdrehen!" „Nur ruhig Blut," hebt der Biedermann an, „und was haben wir denn verloren, Liebchen?" „Unsere Kuh ist fort, möchte dir der schöne Tod das Maul stopfen. Du tust gut daran dorthin zu gehen und zu saufen, und den Verlust, den wir erlitten haben, noch größer zu machen!" Fing der Biedermann

an: „Was, unsere Kuh ist fort? Ach meiner Treu, ich habe sie auf dem Markte verkauft; und es kam mir doch so vor, als wäre es unsere, und ich wußte nicht, was ich sagen sollte, dieweil ich glaubte, sie zu Hause gelassen zu haben!" „Du hast sie verkauft, elender Tropf? Und wovon sollen wir nun leben? Du bist mir ein Schlechter! Und", sprach sie, „scher' dich zu allen Teufeln und nimm deine Kinder mit und sieh zu, wie du sie aufpäppelst, denn ich gehe auf und davon und lasse dich hier sitzen!" „Ruhig Blut," sprach der Biedermann, „schimpf nicht so heftig, Liebchen!"

Dann erzählte er ihr den ganzen Handel, wie er geschehen war, und sann nach, wie er es anstellen müßte, um sie wiederzubekommen; und ließ den, der sie gekauft hatte, vorladen; aber er verlor seinen Prozeß, denn er selber hatte sie ihm ja verhandelt. Und also könnt ihr den großen Streich und den boshaften Betrug und Raub sehen und erfahren, welchen besagter Guillemin an dem Biedermann verübte.

DIE DRITTE NOVELLE

Von einem Reiter, welcher einem Barfüßer das Tuch zu einer Kutte fortnahm, und von der wahren Predigt, die der Barfüßer um des geraubten Stoffes willen hielt.

Es geschah in Wahrheit, daß einstmals im Gascognerlande nahe bei Castel-Jaloux ein stattlicher Barfüßerbruder über Land ging und einen andern jungen Geistlichen bei sich hatte; und was diesen jungen Geistlichen anlangt, so trug der vier oder fünf Ellen schönen grauen Tuchs, welches man besagtem stattlichen Klosterbruder geschenkt hatte, auf daß er sich eine Kutte daraus machte. Und als sie so ihres Weges schritten, begegnete ihnen ein wohlbewaffneter und ausgerüsteter Reiter mit vier oder fünf Pferden. Und es hielt der Reiter besagten Barfüßer an und fragte ihn, woher er käme und wohin er wollte. Engegnete der Klosterbruder: „Wahrlich, Herr, ich will mich in mein Kloster begeben!" „Und was für ein Tuch trägt der Bruder da?" „Herr", sagte der, „ein graues, das man mir geschenkt hat, um mir eine Kutte daraus zu machen!" „Und wieviel hast du dessen?" fragte der Reiter. Sprach der Barfüßer darwider: „Ich denke, Herr, es sind ihrer fünf Ellen!" „Wie", fuhr der fort, „so viel hast du für eine Kutte nicht nötig!" „Allerdings, Herr, und noch mehr!" „Potz Blitz," ruft der Reiter, „das ist zuviel, ich muß die Hälfte davon abhaben, um meiner Buben einem ein Wams machen zu lassen!" Und wahrlich, er nahm

ihm das Tuch und eignete sich die Hälfte davon an und gab ihm den Rest zurück. Der Barfüßer aber konnte sich nicht mit seinem Tuche zufrieden geben und sagte zu dem Reiter, er habe übel gehandelt und sicherlich würde er es ihm in wenigen Tagen zurückgeben müssen. „Zurückgeben?“ rief der Reiter, „potz Blitz, das wird niemals geschehen!“ Entgegnete der Barfüßer: „Zweifelsohne wirst du es zurückgeben, und sollte es auch auf sich warten lassen und wäre es am Tage des letzten Gerichts!“ Rief der Reiter: „Wie, die Frist ist Goldes wert, und, Donnerwetter, um den Preis will ich das ganze nehmen!“ Sprach's und nahm ihm den Rest seines Tuches ab und machte sich davon. Der arme Barfüßer nun ist seines Tuches ledig und geht auf seiner Landstraße weiter, nach Castel-Jaloux ziehend. Da traf er denn auf einige Leute, welche er fragte, ob sie wohl wüßten, wem der Reiter zugehörte; und man antwortete ihm, daß er einer von der Schar des Herrn d'Allebret wäre. Und er dankt ihnen und begibt sich nach Castel-Jaloux, und es war eines Samstags Abend.

Als er dort angelangt war, bat er darum, anderen Morgens predigen zu dürfen; dessen waren viele Leute gar froh, und auch Herr d'Allebret, der dort war; und er kam zu seiner Predigt und viele andere. Der aber tadelte viel die Laster und Sünden und sagte, es gäbe der Schlechten gar viele auf Erden, die einen seien schlimmer denn wütige Hunde, andere schlimmer denn

Teufel, wieder andere schlimmer denn Hellebardenträger, welche er für noch schlimmer denn Teufel hielte. Und fast jeden Augenblick schimpfte er tüchtig auf die Hellebardenträger, und zwar so sehr, daß es der große Herr nicht zufrieden war. Als er dann seine Predigt beendigt hatte, befahl der große Herr unverzüglich, daß der Klosterbruder, welcher seine Waffenträger so hart geschmäht hatte, vor ihn gebracht würde. Solches nun ward schnell ausgeführt; und sobald ihn der Herr sah, herrschte er ihn mit zornbebender Stimme an, was ihm seine Hellebardenträger getan hätten, daß er sie so groß beleidige. Sagte der Barfüßer darwider: „Ach, Herr, verzeiht, ich wähnte nicht, mir damit Eure Gunst zu verscherzen!" Sodann erzählte er ihm des ausführlichen, daß es unter seinen Waffenträgern einen Räuber gäbe, welcher ihm sein Tuch abgenötigt hätte, und sagte auch, er habe niemalen einen Menschen gefunden, der ihm einen solchen Streich gespielt. Wie der große Herr den Klosterbruder also traurig um sein Tuch sah, ward er sehr erzürnt der Angelegenheit halber und ließ sofort den Hauptmann kommen, welcher unverzüglich vor ihn trat. Den nun fragte er, wer der Reiter seiner Schar wäre, welcher gen Bordeaux ritte. Der aber antwortete: „Gebieter, es ist der und der!" Ohne Säumen ließ er ihn suchen. Und als er gekommen war, sagte er es dem Gebieter; der nun wies auf den Barfüßer hin, welchem er sein Tuch abgenommen hatte, und setzte ihm hart zu, und ließ zwei Barfüßern zwei

ganz neue Kutten machen, und zwar vom besten Tuche, und das auf Kosten des Reiters. Dann ließ er ihm die Waffen abnehmen und stieß ihn aus seiner Schar. Und wenn der Barfüßer still geschwiegen hätte, wäre er seines Tuches ledig geblieben.

DIE VIERTE NOVELLE

Von der List eines Pfarrers, welcher seine Laubtaler in seinem Garten versteckt hatte, die ihm ein Schuster stahl; später aber brachte sie der dorthin zurück, von wo er sie genommen hatte, im Glauben, ihrer noch viel mehr zu bekommen, doch er bekam nichts von alledem.

Es war einmal im Lande der Champagne in einer kleinen Stadt ein Pfarrer, der war sehr reich und besaß einen Überfluß an den Gütern dieser Welt; und hatte viele Einnahmen aus den Dörfern, welche auf dieser und jener Seite der Stadt lagen. Nun hatte besagter Pfarrer einen jungen Geistlichen, der sein Neffe war; dem aber vertraute er, doch zeigte er ihm nicht, wo er seine Gelder aufhob. So kam besagter Pfarrer eines Tages darauf, daß er um der Sicherheit willen sein Geld nicht mehr in der Lade im Hause lassen wollte, sondern da er einen Garten hinter dcr Wohnung hatte, vergrub er dort alle seine Laubtaler in einem kupfernen Topfe. Und wenn er einige Renten, welche ihm zukamen, empfing, so tat er sie nächtens in diesen Topf, der inmitten seines Gartens verborgen war.

Er hatte aber einen Schuster zum Nachbarn, welchem auch ein Garten neben dem des Pfarrers gehörte, und als er sich einstmals am Abend in ihm erging, sah er den Pfarrer in seinem Garten graben. Da vermutete er denn etwas und nahm sich vor, eines Abends um Mitternacht nachzuforschen und ging hin und fand alle

Laubtaler des Pfarrers. Doch ihr müßt wissen, daß er dies nicht zum zweiten Male tat, denn er nahm alles, den Topf ausgenommen, mit, und grub die Öffnung, so gut er es vermochte, zu, so daß man nichts darum merkte.

Als nun eines Tages unter den Tagen der Pfarrer wieder einiges Geld erhalten hatte, wollte er es zu dem anderen im Topfe tun, aber er fand nur das leere Nest, worüber er gar sehr erstaunt war; und war beinahe vor Wut außer sich und trug heftigen Grimm gegen seinen Neffen und wollte ihn töten, indem er ihm vorwarf, daß er ihn bestohlen habe. Doch der arme Bursche verteidigte sich beständig und sagte: „Ich bin mir nicht bewußt, mein Oheim, Euch etwas Böses zugefügt zu haben; aber sagt mir doch, was ist es, das Euch abhanden gekommen ist?" Der Pfarrer jedoch wollte es ihm nicht sagen, sintemal er es nicht wagte; wohl aber gestand er ihm, daß man ihm vor kurzem etwas aus seinem Garten gestohlen habe. Hub der junge Bursche an: „Nun, mein Oheim, bei meiner Treu, wenn Euch etwas in Eurem Garten abhanden gekommen ist, so habe ich einigen Verdacht auf den Schuster, denn vor nicht gar langer Zeit sah ich ihn etwa um Mitternacht durch dic Gartenhecke herauskriechen!" „Wie?" sagte der Pfarrer darwider, „bist du dessen auch ganz sicher?" „Ja, ganz sicher, lieber Oheim," entgegnete der Bursche.

Da ließ sich denn der Pfarrer nichts von alledem,

welches ihm der Bursche gesagt hatte, merken, sondern ging zu dem Schuster, und ihn begrüßend hub er also an: „Guten Tag, lieber Nachbar, guten Tag, und wie geht es dir?“ „Sehr wohl, Euch zu dienen,“ antwortete der Schuster, welcher die Taler hatte. Es war ja auch nicht gut anders möglich, als daß es ihm wohl ging. Fuhr der Pfarrer fort: „Nun denn, lieber Nachbar, du mußt mir ein Paar gute Schuhe machen, die sehr weich und bequem zum Gehen sind, denn ich will über Land damit gehen!“ „Nun wohl,“ sagte der Schuster darwider, „lieber Herr, ich werde Euch ein Paar gute machen!“ Und arbeitete ihm bessere Schuhe als er jemals gehabt hatte. Der aber machte seinen Weg nach einer Pfarre, die ihm unterstellt war, und als er zurückgelangt, suchte er seinen Schuster auf und erzählte ihm, niemals in seinem Leben habe er angenehmere Schuhe an den Füßen gehabt als diese, und fragte ihn, wieviel sie kosteten. Darauf sagte ihm der Schuster: „Lieber Herr, gebt mir dafür, was Euch gutdünkt, und wenn Ihr wollt, gar nichts!“ Entgegnete der Pfarrer: „Ach wahrlich, du sollst mit mir zufrieden sein!“ Und zog eine große Börse, die er bei sich hatte und ungefähr fünfzig Nobel und mehr denn sechzig Laubtaler enthielt. Und als der Schuster solches sah, hub er an: „Bei Gott, lieber Herr, Ihr habt da viele Laubtaler und andere schöne Goldstücke!“ Entgegnete der Pfarrer: „Meiner Treu, guter Nachbar, lieber Freund, ich biete sie dir an; wahrlich, ich habe gottlob noch andere für

dich, und hoffe, man wird mir in ungefähr acht Tagen von einer meiner Pfarreien hundert Rosennobel bringen, die schönsten, welche du jemals in deinem Leben gesehen haben wirst, und von anderer Seite gut zweihundert Sonnentaler, die, mit Gottes Willen, mit einem Tausend anderer zusammengetan, dir zur Verfügung stehen sollen!" „Ach, lieber Nachbar!" rief der Schuster. „Wahrlich, lieber Mann, weil du mir lieb und wert bist, stelle ich sie dir zur Verfügung, wenn du hundert Laubtaler benötigst, um etwa Leder oder Häute oder andere Dinge, welcher du für dein Handwerk bedarfst, einzuhandeln!" Erwiderte der Schuster: „Lieber Herr, ich sage Euch untertänigsten Dank!" Dann verabschiedete sich der Pfarrherr vom Schuster, indem er ihm Lebewohl sagte und daß er nicht geizen würde. Und der Pfarrer ging in sein Haus, um Mittag zu essen, und dachte nach, wie er wohl seine Laubtaler sparen könnte.

Der Schuster anderseits träumte von den schönen Rosennobeln, von welchen der Pfarrer gesprochen hatte, und sagte sich selber, wenn jener die Nobel und Laubtaler dorthin trüge und nichts fände, würde er es schön bleiben lassen, sie in den Topf zu legen. So beschloß er denn, in kommender Nacht alles, was er genommen hatte, zurückzubringen; und wahrlich, er legte dort alles aus Habsucht wieder nieder, dieweil er vermeinte, dann auch das übrige zu bekommen. Einige Tage hernach nun forschte der Pfarrer in dem Loche nach und fand alle seine Goldvögel wieder; des war er unsäglich froh.

„Ha, bei meiner Seele," rief er aus, „niemals sollt ihr wieder an diesen Ort gelangen"; und er brachte sie anderswo unter. Einige Zeit hernach sah der Schuster zu, ob er seine schönen Nobel bei den Laubtalern, welche er zurückgebracht hatte, finden würde; doch er fand nur das leere Nest, weswegen er über die Maßen ärgerlich war, und sprach bei sich selber: „Ach, Schafskopf, der du bist, deine Gier ließ dich solch eine schöne Beute verlieren!" Und raufte sich in der Wut, die über ihn kam, die Haare aus und sann nach und sprach: „Ach, Pfarrer, du bist wahrlich schlauer denn ich gewesen!" Und es half nichts, er mußte sich dareinfinden! Kurze Zeit hernach sah er den Pfarrer bei sich vorübergehen, da rief er ihn denn an und sprach zu ihm: „Ein andermal, guter Herr, botet Ihr mir in Eurer Güte an, mir hundert Laubtaler vorstrecken zu wollen; wenn Ihr nun so freundlich sein wolltet, sie mir jetzt zu leihen, würdet Ihr mir einen großen Gefallen tun, denn ich bedarf ihrer nun!" Sagte der Pfarrherr darwider: „Heiliger Johann, lieber Freund und Nachbar, du kommst zu spät damit, denn ich habe einen großen Meierhof gekauft und all mein Geld hineingesteckt, so daß ich mir jetzt selber borgen muß!" Und geht fort, nachdem er ihm Lebewohl gesagt hat. Da blieb nun der Schuster ganz nachdenklich zurück und war ganz erbost, solch schönen Fang aus den Händen gelassen zu haben. Und also könnt ihr erkennen und sehen, daß Habsucht die Wurzel so vieler Übel ist.

DIE FÜNFTE NOVELLE

Von Barfüßermönchen in Orleans, welche angaben, daß der Geist der Frau des Profosses umginge, und wie sie bestraft wurden.

Ihr müßt wissen und glauben, daß nichts so wahr ist wie diese Geschichte, welche sich vor nicht gar langer Zeit ereignete.

Zu Orleans gibt es ein Barfüßerkloster, in welchem ziemlich viele Mönche sind. Und um zu meiner Geschichte zu kommen, müßt ihr wissen, daß es in besagter Stadt Orleans auch die Frau eines Profosses der Stadt gab, welche ein ehrbares Weib und so gottesfürchtig war, daß man sie deswegen pries. Nun geschah es also, daß sie krank ward, und als sie sich ein wenig wohler fühlte, ließ sie Messen singen, Frühmetten und Vigilien für Tote, alles nicht mehr und nicht weniger, wie wenn man einen beerdigt. Auch stiftete sie Pechfackeln, Kerzen und Lichter und ließ alle anderen Feierlichkeiten vornehmen, welche man bei einer Beerdigung zu begehen pflegt; und das alles dreimal in einer bestimmten Zeitfolge. Und ließ besagte Seelenmessen in ihrer eigenen Gegenwart lesen; alles nicht mehr und nicht minder, wie wenn man sie beerdigt hätte. Nach einer Zeitspanne, gar bald hernach, als sie sich von ihren Leiden bedrängt sah, traf sie ihre letzten Verfügungen und bestimmte, sie wolle ohne irgendeinen Gottesdienst bei besagten Barfüßern bei-

gesetzt werden, einzig mit vier kleinen Kerzen zu einem Heller das Stück und ohne eine andere Feierlichkeit, denn sie sagte, sie habe ihre Seelenmessen in ihrem Beisein, und zwar dreimal lesen lassen. Die Krankheit setzte ihr hart zu und überantwortete ihre Seele dem Herrgott. Hiernach ward sie, wie sie es angeordnet hatte, bei besagten Barfüßern beigesetzt.

Als nun die Barfüßer sahen, daß keine Andachtsübung stattfand, weder Singen noch Läuten, noch Fackeln noch Kerzen oder andere Dinge, wurden sie in die Seele betrübt und gingen zu dem trostlosen Gatten besagter Entschlafenen und fragten ihn, ob er eine Seelenmesse für seine selige Frau lesen lassen wollte. Der aber sagte, er wolle solches nicht tun, und er könne sich durchaus nicht dazu entschließen, sintemal sie ihre Seelenmessen dreimal zu ihren Lebzeiten habe lesen lassen. Die Barfüßer aber zogen tiefbetrübt von hinnen und hielten Rat in ihrem Kloster, was sie wohl tun könnten, zumal der Mann da so starrsinnig war und keine Seelenmesse für seine Frau lesen lassen wollte. Als sie kurze Zeit hernach zu einem Entschluß gekommen sind, schicken sie sich an und streuen unter den Nachbarn aus, der Geist der Professin ginge alle Tage um und setze ihnen so sehr zu daß es eine erstaunliche Sache wäre, und deswegen wollten sie das Kloster verlassen, wenn man dort nicht Ordnung schaffte; und sie könnten, um des Frevels willen, welchen ihnen der Geist zufügte, den göttlichen

Dienst nicht ausüben. Und man müsse mit besagtem Profosse reden, dieweil sie ausgescharrt und ihr Leichnam auf dem Felde beim Schindanger vergraben werden müsse; auch sei sie nicht würdig, in ihrer Kirche beigesetzt zu sein. Um nun ihrer großen Verschlagenheit und Schlechtigkeit und Heuchelei auf den Grund zu kommen: sie hatten einen jungen Geistlichen ihres Ordens genommen und ihn in einer Höhlung unter ihrem Kloster verborgen, er aber ahmte den Geist nach. Und um ihre Bosheit besser zu verdecken, ließen sie ihre Nachbarn und andere Biedermänner kommen, um sie die Launen des Geistes hören und sehen zu lassen. Die nun hörten besagten Jüngling, welcher wohl von dem, was er zu sagen hatte, unterrichtet war, um Mitternacht mit lauter Stimme schreien; und nachdem sie ihn beschworen hatten, sagte er, daß er der Geist der Profossin wäre, und sie wäre verdammt, dieweil man ihr keine Seelenmesse zum Heile ihrer Seele lesen ließe. Nach solchen Worten aber verstummte der Geist.

Nun müßt ihr wissen, daß alle Anwesenden darob gar sehr erstaunten und dem Profoß davon Bericht ablegten; der aber wunderte sich über die Maßen darüber und viele andere Leute aus der Stadt, denen sie die Begebenheit kundtaten, ebenfalls. Und sie riefen mehrere Ärzte und Biedermänner zusammen, um über diesen Gegenstand des Rates zu pflegen; und nachdem sie lange hin und her beratschlagt hatten, beschlossen sie, eine Nacht in besagtem Kloster wachen zu wollen,

auf daß sie das ganze Geschehnis in seiner Art hörten und sähen. Und es begab sich eine große Anzahl Biedermänner dorthin, und sie kamen da nicht umhin, den Lärm, wie die anderen, zu hören. Nun aber war einer unter ihnen beherzter als die übrigen, der hatte die Stimme wohl vernommen, und es schien ihm gewiß zu sein, daß dies nicht die Stimme eines Geistes wäre. Und er brachte es über sich mit einer Leuchte in das Gewölbe hinabzusteigen, und einer war zu seinem Beistande mit ihm, und sie fanden allda den jungen Menschen, der den Geist vorstellte; den nun führten sie vor die Anwesenden, und es ward besagter Bursche dem Gerichte überliefert. Er gestand aber die ganze Sache ein und was man ihn hatte machen lassen. So ward denn von den Gerichtsherrn verfügt, daß alle Barfüßer gefangen genommen und festgesetzt werden sollten, welches alsogleich geschah. Und als alle Barfüßer verhört worden, fand es sich, daß es vor allem vier gewesen waren, welche dieses Unternehmen angezettelt hatten, und zehn andere, die ihnen dabei behilflich gewesen waren, und daß alle übrigen nicht um die Sache wußten.

Diese vierzehn Barfüßer nun wurden nach Gerichtsbeschluß mit dem jungen Menschen nach Paris vor den Parlamentshof gebracht, welcher ihren Prozeß sehen und hören wollte. Doch als man sie nach dort schleppte, entkam der junge Bursche. Die anderen aber saßen so lange in Paris gefangen, bis ihnen der Prozeß ge-

macht wurde: und wurden verhört, und nachdem sie ihre Erklärung abgegeben hatten und sich alles als wahr herausstellte, wurden an einem Donnerstage, acht Tage vor Mittfasten im Jahre fünfzehnhundertvierunddreißig, besagte Barfüßer verurteilt. Und um das Urteil kund zu tun: einer von ihnen sollte drei Tage öffentlich vor dem Hause besagten Profosses die Verschlagenheit und den großen Verrat, welchen sie zum Nachteil des besagten Profosses und zur Unehre seines seligen Weibes verübt hatten, kundtun, und dazu erhielten sie zwei Jahre Gefängnis bei Wasser und Brot, dann sollten sie aus dem Königreich Frankreich verbannt sein und anderes mehr, welches aufzuzählen ich nicht für nötig halte. Und so könnt ihr einen Teil des großen Mißbrauchs, welchen die Mönche des heiligen Franz zu Orleans trieben, hören und erfahren.

DIE SECHSTE NOVELLE

Von dem scheeläugigen Boutet, welcher, als er nächtens auf der Wanderung war, durch den Schornstein in ein Haus fiel, und wie die im Hause, in der Meinung, es sei der Teufel, von hinnen flohen.

Also wie man viele neue Ereignisse erzählt, so geschah auch eines bei Tours, welches der Erinnerung wert ist. Es lebte wahrlich in besagter Stadt Tours ein junger, verheirateter Gesell, der Sattler war; und hieß Johann Daniel, aber man hatte ihm einen Beinamen gegeben und nannte ihn den scheeläugigen Boutet. Um nun seinen Beinamen zu erklären, muß man wissen, daß er in seinen jungen Jahren bei einem Sattler namens Anton Boutet gewesen war, und da er selber ein häßlicher Mensch war und große, scheele Augen verkehrt im Kopfe stehen hatte, so jagte er jedem, der ihn ansah und welchen er wieder fest anstarrte, großen Schrecken ein, so häßlich war er von Angesicht. Und um deswillen nannte man ihn den scheeläugigen Boutet. Nun müßt ihr des ferneren wissen, daß dieser scheeläugige Boutet ziemlich lange auf der Wanderschaft gewesen war, ohne nach Hause zu kommen; und hatte nicht viel Kleingeld und war eines Sonntagsabends eifrig bemüht, die Stadt Tours zu erreichen, sintemal er, wie ich euch sagte, nicht viel Geld mehr hatte. Und näherte sich der Stadt Tours und war eine Meile Wegs fern von ihr bei einer Ortschaft mit Namen Roche-Corbon, aber es war finstere



Nacht und er wollte die Stadt gewinnen, um bei seinem Weibe zu schlafen. Und zufällig kommt ihm auf dem Wege das Bedürfnis an, sein Wasser abzuschlagen, und er geht ein wenig beiseite und vom Wege ab. Und als er seine Notdurft befriedigt hatte, konnte er seinen Weg nicht wiederfinden, denn es war, wie ich euch erwähnte, gar finster, und war dunkle Nacht, und er tappte von einer Seite zur anderen, aber er kam nicht wieder auf seinen Weg. Nun, wie ihr wißt, oder vielmehr wissen müßt, gibt es im Lande da Kellerwohnungen, deren Schornsteine in fast gleicher Höhe mit dem Erdboden sind und ihn nur um ein weniges überragen. Es waren aber in einem dieser Keller fünf oder sechs Frauen und Männer, die zusammen zu Abend aßen, und waren so recht beim Essen, daß sie an nichts anderes dachten. Wie nun der arme scheeläugige Boutet so seinen Weg suchte, welches ich euch schon gesagt habe, fand er die Öffnung dieses Schornsteins, welche ziemlich weit war; und vermeinend, den Weg hinabzusteigen, stieg er mit beiden Beinen hinein und ließ sich längs des Schornsteins hinabgleiten, indem er dabei einen großen Lärm verursachte, wie wenn es ein Donner wäre. Und fiel schwarz wie ein Teufel auf den Boden, ganz aufrecht stehend mit seinen scheelen, großen Augen, die verkehrt im Kopfe standen. Doch als die, welche da zu Abend aßen, ihn so schwarz und garstig dastehen sahen, floh der Beherzteste der Gesellschaft als erster und die übrigen ihm nach. Denn sie glaubten insgesamt steif und fest, daß

er ein Teufel wäre, der gekommen sei, um sie zu versuchen. Und als der lustige Bruder sah, daß sie alle auf und davon waren, ließ er sich am Tische nieder, denn Hunger und Durst peinigten ihn sehr, und begann wacker darauf los zu essen und zu pokulieren; und es gab da genug, um satt zu werden. Und ihr müßt wissen, daß besagte Nachbarn, welche dort zur Nacht gegessen hatten, zum Pfarrer geflohen waren und ihm sagten, ein Teufel sei in ihrem Hause, welcher sie alle auf die Beine gebracht habe. Dem Pfarrer aber kam es schwer an, ihnen Glauben zu schenken; doch als er sie so erschreckt sah, glaubte er es ihnen und nahm die Stola um den Hals und machte sich mit seinem Helfer, der den Weihwedel und das Weihwasser trug, auf den Weg und sie mit ihm und kamen bis an das Haus. Wie sie nun dort waren, hub der Pfarrer an: „Nun schaut nach, ob ihr ihn noch seht!“ Und einer von ihnen blickte durch ein Loch in der Türe, denn man hatte die Türe geschlossen, und sah, daß er wacker und mit gutem Hunger aß; und sie zeigten ihn dem Pfarrer. Danach sagte der Pfarrer: „Ich schwöre euch, der da ist kein Teufel, denn ein Teufel würde nichts essen!“ Und öffnet die Türe und ruft: „Ich beschwöre dich bei Gott, dem Allmächtigen, bist du ein Geist, so sprich zu mir. Meinst du es übel, so hebe dich von hinnen, ohne jemand auf der Welt ein Böses zuzufügen!“ Und um die Wahrheit einzugestehen, der Pfarrer war dabei sehr in Angst. Dann sprach der und sagte zu ihm: „Ach Herr, was soll's

denn, was wollt Ihr? Auf dem Wege nach der Stadt bin ich zufällig hier hineingeraten; und alle sind davongelaufen, ich kann nichts dafür!" Als er nun also geredet hatte, ward der Pfarrer beherzter und trat kühn ganz ins Haus hinein; und es erzählte ihm besagter scheeläugiger Boutet seine ganze Geschichte; darüber freute sich der Pfarrer und ließ den Hausherrn mit allen Nachbarn zurückkommen, welche alle froh waren, als ihnen versichert wurde, daß er kein Teufel wäre. Und sie zechten und aßen alle miteinander bis zum folgenden Morgen, alsdann kehrte der scheeläugige Boutet nach Tours und in sein Haus zurück.

DIE SIEBENTE NOVELLE

Von einigen wahrhaftigen und fröhlichen Zufällen, welche einigen der Könige Frankreichs zustießen, als sie auf die Jagd ritten.

Eine wahre und wahrhaftige Sache, welche der Erinnerung würdig ist, ist die, die mehreren Königen von Frankreich zustieß, und zuerst König Ludwig dem Heiligen.

Wahr ist's, daß einstmals König Ludwig der Heilige auf einer Jagd war zwischen Melun und Fontainebleau in einem Walde bei einem niedrigen Hügel; und nachdem er lange einem Hirschen nach gewesen war, befand er sich auf einem Kreuzwege in besagtem Walde ganz allein. An dieser Stelle begegneten ihm drei Räuber, Diebe und Wegelagerer, welche sich daran machten, ihn zu packen und fangen, um ihm die Kehle abzuschneiden, denn sie glaubten, er wäre ein Edelmann, der Geld hätte. Sagte er: „Ach, liebe Herrn, tut mir nichts zu leide, ich bitte euch, und will euch lieber alles geben und schenkt mir das Leben!" Zwei von ihnen aber begehrten voll Grimm, ihn zu töten, der andere jedoch wollte nicht, daß ihm ein Leid geschehe, außer daß man ihm seine Habe abnehme; die anderen beiden setzten ihm hart mit Reden zu. Als der König sah, daß er ihnen nicht entrinnen konnte und daß keiner seiner Leute kam, erschrak er und sprach zu ihnen: „Laßt mich, bitte, liebe Herrn, ehe ihr mich

tötet, zwei oder dreimal in mein Horn stoßen und dann tut an mir nach eurem Willen!" Trotz aller Bitten, die er vorbrachte, hatten die beiden Räuber keine andere Meinung, als daß man ihn schnell abmachte; der andere aber schirmte ihn stets und solange, bis man ihm seinen Wunsch gewährte, dreimal in sein Horn zu stoßen. Dieses nun setzte er an seine Lippen, doch ehe er dreimal geblasen hatte, hörten alle Edelleute, die ihn nach allen Richtungen hin suchten, den Ton; und es begaben sich zu ihm beim Schall seines Jagdhornes mehr denn zweihundert Reiter, welche von allen Seiten herankamen. Und die drei sauberen Burschen, welche den König zu töten vorhatten, wurden gefangen. Der König aber begnadigte den, der ihn geschirmt hatte, die beiden anderen jedoch ließ er greifen und unverzüglich aufknüpfen.

Zu der Zeit nun, wo ihr wißt, daß der König Ludwig XII. in Frankreich herrschte, befand sich dieser gleichfalls ganz allein in einem Gehölz, um einen Hirschen nachzujagen. Da fand er sich denn zufällig vor der Türe einer guten Frau, die er um einen Trunk bat, denn ihn dürstete gar sehr, und forderte sie auf, sie möchte ihm um Geld zu trinken geben. Darwider entgegnete sie ihm, daß sie keinen Wein habe. Und es sprach der König zu ihr: „Heda wie, gute Frau, seid Ihr denn hier im Hause ohne Wein?" „Meiner Treu, Herr," antwortete die, „ich habe wohl ein Fäßchen, welches noch nicht angestochen ist, doch wenn

ich Euch eine Pinte voll davon ablasse, muß ich dem König dafür gerade ebensoviel Steuern bezahlen, wie wenn ich die ganze Pipe verkauft hätte!" Sagte er: „Ach, liebe Frau, macht Euch darum keine Sorgen, der König wird ja nichts davon erfahren; stecht das Faß getrost an!" „Ach, Herr," sagte sie darwider, „es gibt zu viele Klatschmäuler; aber um Euch zu Gefallen zu sein, sintemal ich Euch so durstig sehe, will ich es anstecken!" „Nun, so geht denn schnell!" entgegnete der König. So ging denn die gute Frau eilig in den Keller, und dieweil sie so lange dort verzögerte, ging ihr der König nach, um zu sehen, was sie beginne. Aber sie zog den Wein ab, und da sie sich dabei allzusehr bücken mußte, ließ sie einen lauten Wind streichen. „Holla, Holla," rief der König, welcher den gehört hatte, „liebe Frau, laßt nicht mehr von der Sorte ab!" „Ach herrje," rief die gute Frau, „trinkt ihn doch, Herr, da er nun einmal abgelassen ist!" „Heiliger Johann," entgeguete der, „trinkt Ihr ihn doch allein!" Aber die gute Frau wußte nicht, daß er sie hatte Wind lassen hören. Und brachte ihren Wein und der König trank davon und stellte sie zufrieden; dann hernach ging er fort, um sein Gefolge aufzusuchen.

Um wenige Zeit später befand sich besagter König abermals in einem Walde und war allein und stieß auf einen Mann, welcher Besen band. „Komme her, mein Freund," sagte er, „was verlangst du für einen dieser Besen?" „Meiner Treu, Herr," sprach der dar-

wider, „ich schlage das Stück für einen Heller los!" „Heiliger Johann," rief der König aus, „du bist ja ein Narr, wenn du sie so wohlfeil abgibst!" „Ach Gott, Herr," fuhr der Biedermann fort, „noch fand ich niemand, der sie kaufen will." Sagte der König zu ihm: „Wenn du mir ihrer einen Karren voll bis zum Schlosse von Blois fahren willst, werde ich dir einen Liard fürs Stück geben!" „Meiner Treu, Herr," fiel der gute Mann ein, „Ihr werdet nichts daran verdienen!" „Ach, laß das meine Sorge sein," fuhr der König fort, „bringe mir Samstag früh eine Karre voll, du sollst einen Liard fürs Stück bekommen. Hier ist ein Laubtaler, welchen ich dir im voraus gebe, aber halte mir ja Wort, und wenn du in Blois bist und dort Käufer findest, verkaufe sie mir, und gib sie nicht unter einem Sol das Stück aus den Händen!" „Heiliger Johann," sagte der gute Mann, „ich werde sie da wohl behalten!" „Nun, so gib sie mir nicht aus den Händen!" sprach der König. „Und wenn du im Schlosse bist, frage nach Peter von Amboise und man wird dich zu mir führen!" Und also ward der Handel abgemacht. Es brach aber der König auf und stieß in sein Horn, um sein Gefolge zusammenzurufen; und alsbald stieß es zu ihm und gleich hernach kehrte er nach Blois zurück.

Als es nun Samstag war, säumte der gute Mann nicht, seine Besen herbeizubringen. In der Freitagnacht aber, als der König schlafen ging, gebot er allen seinen

Edelleuten und Offizieren, keiner sollte es wagen, Samstag früh in sein Haus zu kommen, ohne einen neuen Besen in der Hand zu halten. Alle Edelleute, die um diese Sache wußten, suchten Samstag früh den Mann auf, welcher die Besen um einen Sol das Stück verkaufte, und sie wollten sie ihm gewaltsam fortnehmen. Aber der König hatte ausdrücklich einen Mann geschickt, welcher ihn bewachen sollte, auf daß ihm kein Leids geschehe; und er verkaufte sie ihnen alle um einen Sol das Stück, denn sie waren gezwungen, einen neuen Besen zu tragen. Als sich der gnte Mann im Besitze so vielen Geldes sah, ward er gar erstaunt, denn niemals in seinem Leben hatte er die Besen so gut verkauft. So wagte er es denn und ging in das Schloß und fragte nach Peter von Amboise. Der König aber kam unverzüglich zu ihm, denn er hatte seine Leute davon in Kenntnis gesetzt; und als der gute Mann ihn sah, grüßte er ihn, wie er es gewohnt war, denn er dachte nicht daran, daß er der König sein könnte. Nach dem Gruße hub er also zum Könige zu sprechen an: „Herr, der Tag, an welchem Ihr mich traft, ward ein Glückstag für Euch, denn in Eurem Leben habt Ihr niemals so gut für Euch eingekauft, wie an dem da, noch gab es je einen, an welchem Ihr so viel verdient habt. Ihr habt keinen törichten Kauf gemacht, wie es manch einer zu tun pflegt!“ Hub der König an: „Wie, haben wir so viel gewonnen? Wo sind meine Besen? Hast du sie hergebracht?“ „Wie, Herr,“ sagte der gute

Mann darwider, „Ihr habt mir aufgetragen, ich soll sie verkaufen. Ha, meiner Treu, sie sind alle verkauft; so gut verkaufte ich niemals Besen. Und so sage ich Euch denn wahrlich, Ihr habt mehr denn fünfzehn Laubtaler verdient. Niemals machtet Ihr einen so guten Kauf!" „Bei meinem Wort," rief der König, „es freut mich gar sehr, so schön verdient zu haben!" Dann sprach der gute Mann: „Da, Herr, nehmt hier das Geld!" „Schon gut," entgegnete der König, „bewahre es noch und nun gehe zum Essen." Und der König ließ ihm eine Mahlzeit reichen, und nach dem Essen trat der König vor ihn hin und war in Begleitung von mehr denn fünfzig Edelleuten. Es ward aber der gute Mann zu dieser Stunde gar sehr erstaunt, denn er mochte nun wohl merken, daß er der König war. Und der König sagte ihm, daß er das Geld behalten solle und schenkte ihm alles, und entließ ihn; der gute Mann aber war darüber hoch erfreut.

Ein andermal befand sich der König Franz gleichermaßen bei Saint-Germain en Laye auf der Jagd, und fünf oder sechs große Herren und die Vornehmsten und die Mignons seines Hofes waren bei ihm. Sie aber waren den lieben langen Tag einem Hirsche nach und wurden vom Hunger gequält; und was schlimmer war, sie wußten nicht, wo sie im Walde waren, und wußten auch nicht, wohin sie sich wenden sollten, um Essen zu bekommen. Und sahen einen Glockenturm in der Ferne und ritten dann alle nach

jener Seite und holten so wacker aus, daß sie bald dahin gelangten. Sie fragten aber einen Mann, was für ein Wohnsitz das wäre; der entgegnete ihnen, es sei ein reiches Priorat und der Prior sei gewißlich mit jeglicher Art Speisen versehen. Und sie gingen auf das Haus zu und pochten auf die Türe, da kam denn ein Mann und fragte, was sie begehrten. Einer der Edelleute aber sagte, daß sie den Prior zu sprechen wünschten. Der nun kam unverzüglich herzu und sprach zu ihnen: „Ihr Herrn, was wünschet Ihr?“ „Herr Prior, wir sind unserer fünf oder sechs Edelleute, die vom Hunger gepeinigt von der Jagd kommen, und wissen nicht, wo wir Essen herbekommen sollen, Ihr müßt uns welches geben, wenn's Euch beliebt!“ „Wie,“ sprach der Prior, „seid Ihr alle Edelleute? Ha, wahrlich seid mir willkommen! Ich bin Edelmann wie Ihr und will euch der Höfischkeit zu Ehren gut bewirten!“ „Herr Prior,“ entgegneten sie, „wir danken Euch!“ Ohne Verzug brachte er sie in einem Gemache und die Pferde im Stalle unter, so daß alle gut versorgt wurden. Von der Bewirtung brauche ich gar nicht zu reden, denn sie war so, daß alle mit Wein und Speisen wohl zufrieden waren. Hernach suchte sie der Prior auf. „Wie geht's, meine Herrn, seid Ihr zufrieden? Ist der Wein gut?“ Sprach der König: „Bei meiner Ritterehre, Herr Prior, wir sind zufrieden, Gott lohn es Euch!“ „Heiliger Johann,“ sagte der Prior, „nun müßt Ihr einen andern Wein kosten!“ Dann schenkte er ihnen von dem ein, und niemals noch

tranken sie einen besseren Wein. „Wie," hub einer an, „und welch ein Wein ist das? Wo wächst der da?" Sagte der Prior: „Das ist Denises Wein!" „Welcher Denise?" fragte der andere. „He, meines Kammerkätzchens", sagte der Prior. Da fingen alle zu lachen an und sagten, daß Denise wohl glatzköpfig vom Trinken eines solchen Weins geworden wäre. Und später, als sie alle gegessen und getrunken hatten, warf man die Frage auf, ob man Denise sehen könnte. Der Prior aber willigte darein und zeigte ihnen Denise, sein Kammerkätzchen, die ein sehr schönes und junges Weibchen war; und sie freuten sich an ihrem Anblick und dem köstlichen Mahle, welches ihnen der Prior vorgesetzt hatte. Es sagte nun der König zu seiner Edelleute einem, man solle dem Prior zehn Laubtaler für den Aufwand geben; dieses Geld ward dem Prior alsogleich eingehändigt; der jedoch gab ihnen das Geld zurück, und sagte zu ihnen, sie seien keine Edelleute, wenn sie mit Geld bezahlten, und wenn sie acht Tage bei ihm bleiben wollten, würde er ihnen das beste Leben von der Welt bereiten. Der König dankte ihm lachend und sagte, er solle gen Paris nach Tournelles kommen, und er würde ihm guten Wein vorsetzen und ihm seine Liebste zeigen, wie er es mit seiner getan habe. „Meiner Treu," rief der Prior aus, „ich will Euch in zwei Tagen besuchen, doch Ihr müßt mir eine Sache versprechen: daß Ihr mir den König zeigen wollt, denn ich trage groß Verlangen, ihn zu sehen!" Solches nun versprachen sie ihm, nahmen

Urlaub von ihm und sagten ihm Lebewohl, und Gott weiß, wieviel sie auf dem Wege von seinen Guttaten und von Denises gutem Wein sprachen und wie sie herrlich getafelt hätten, und daß er eine Perle von Prior und ein guter Kumpan wäre.

Der König kehrte mit seiner Schar nach Paris zurück, der Prior aber versäumte es nicht, drei Tage später nach Tournelles zu kommen, und fragte nach einem der Junker des Königs, also wie man ihm angegeben hatte, daß er fragen sollte. Und unverzüglich kam der Junker Boucart zu ihm und erkannte den Prior gleich, führte ihn in ein Gemach, um ihm auftischen zu lassen, und sprach zu ihm: „Lieber Herr Prior, langweilt Euch nicht, ich gehe fort, um die meiner Gefährten zu holen, welche mit mir bei Euch waren!" „Und wo sind sie?" fragte der Prior. „Sie warten dem Könige auf", erwiderte Junker Boucart. Dann enteilte er, um dem Könige zu sagen, daß der Prior angelangt sei. Und ohne Säumen ging der König zu ihm, und das Essen ward schnell hergerichtet, und sie aßen in dem Gemache, allwo der Prior war, und führten das beste Leben auf der Welt und tranken guten Wein. Es sprach aber der König zum Prior: „Ihr, Herr Prior, habt mich den guten Wein Eurer Freundin Denise trinken lassen, jetzt will ich Euch den guten Wein meiner Freundin Claude vorsetzen!" Da ließ er ihn besseren Wein trinken, als er jemals in seinem Leben getrunken hatte, worüber er gar sehr erstaunt war. Hernach ließ der König die Königin in

reicher Gewandung und begleitet von mehr denn dreißig Edeldamen kommen. Und der König faßte sie bei der Hand und sagte zum Prior: „Ihr, Herr Prior, habt mir Eure Freundin gezeigt, ich zeige Euch meine!"

Auf dieses Wort hin erstaunte der gute Prior über die Maßen, und merkte an ihrem Gefolge wohl, daß sie der König und die Königin waren. Und ließ sich auf beide Knie nieder und flehte um Gnade und bat, wenn er gefrevelt hätte, möchte man ihm verzeihen. Der König aber hieß ihn aufstehen und alle außer ihm, der wahrlich keine Lust dazu verspürte, fingen zu lachen an. Dann ließ ihm der König für das schöne Mahl, welches er ihm gespendet hatte, eine reiche Abtei zusprechen, welche fünf- oder sechstausend Taler Rente einbrachte, worüber sich der Prior gar herzlich freute.

Und daraus könnt ihr ersehen und merken, daß man nichts verliert, wenn man Biedermännern einen Dienst leistet.

DIE ACHTE NOVELLE

Von einem Schaffner des Königs Franz I., welchem man eine große hölzerne Puppe an eines Weibchens Statt ins Bett legte.

Eine der Erinnerung werte Sache ereignete sich vor nicht gar langer Zeit in Concy les Bois in der Picardie bei la Fère; und es war der König, nunmehr Franz von Valois, dort mit mehreren großen Herrn auf der Jagd. Es hatte nun der König seine Offiziere bei sich wohnen; und unter anderen hatte er seiner Schaffner einen bei sich wohnen, welcher eine junge Frau in der Behausung einer seiner Gefährten gesehen hatte, in die er sich über die Maßen hitzig verliebte. Und trug sehnliches Verlangen, bei ihr zu schlafen. Stellte sich auch wirklich oft ein, um mit seinen Genossen zu essen und zu trinken und brachte des Königs besten Wein mit. Solches aber tat er nicht um ihretwillen, sondern aus Liebe zu dem Weibchen. Und trieb es so arg, daß seine Gefährten darum merkten; und wahrlich er erzählte ihnen, wie er ganz von Liebe zu ihr entflammt wäre. Aber er ward kalt aufgenommen, denn die Frau wäre lieber des Todes gestorben, als in solch einen garstigen Handel einzugehen. Und einst waren die beiden Gefährten besagten Schaffners in ihrem Gemache und unterhielten sich über die hitzige Liebe ihres Genossen; und ihr müßt wissen, daß ihr Wirt Verwalter des Kirchenspiels war, und ein großes, altes und ehr-

würdiges und ganz wurmstichiges Heiligenbild aus Holz hatte hineintragen lassen, welches einst ein Heiligenbild unserer lieben Frau dargestellt hatte mit einem großen Gekreuzigten. Und einer hub beim Betrachten dieses Heiligenbildes zu reden an: „Es soll mir wahrlich ein gutes Festmahl einbringen, und der Herr Schaffner soll diese Nacht statt bei unserer Wirtin, in die er so hitzig verliebt ist, bei diesem Heiligenbilde schlafen!" Sagte der andere: „Ha, meiner Treu, er soll es gewißlich tun!" Sie verabredeten sich denn miteinander, daß sie ihn damit foppen wollten; und wirklich, als sie ihn sahen, fangen sie an von seiner Verliebtheit zu sprechen, um ihn anzureizen. Nach langem Hin und Wider erklärte er, daß er ein Paar Laubtaler springen lassen wollte, wenn er die Nacht bei der Frau geschlafen habe. Sagte seiner Gefährten einer: „Bei meiner Ehre, wenn du einen Laubtaler auf Abschlag geben willst, so verspreche ich dir, dafür sorgen zu wollen, daß die Frau da drinnen diese Nacht in deinem Bette bei dir schläft; mit dem Gelde aber bezahlst du das Gelage!" „Das wirst du nicht erreichen können", sagte der darwider. Dann gab er allen beiden einen Laubtaler, und sie machen ab, sie sollten sie in sein Zimmer führen, auf daß sie in seinem Bette schliefe. Und er händigte ihnen seinen Zimmerschlüssel ein, um sie dorthin bringen zu können, wenn sie Zeit und Gelegenheit dazu hätten. Und geht fort seiner Beschäftigung nach und wartet dem Könige beim Abendessen auf. Und unterdessen nehmen die

beiden Kumpane, welche den Schlüssel zum Zimmer haben, als die Nacht hereinbrach, das große, alte und hölzerne Heiligenbild und setzen ihm eine schöne Nachthaube auf und legen es ins Bett zwischen zwei schöne Leinentücher, ganz so bemützt wie es war. Und es hatte das Gesicht gegen die Wand gewendet und war sehr wohl verdeckt. Dann hernach rufen sie ihn: „Herr Schaffner, Ihr habt das, welches Ihr so heiß ersehnt; haltet nun Euer Versprechen, denn sie liegt schon länger als eine Stunde in Eurem Bette!" „Ach, meiner Treu," sagt der, „ich will sie sehen!" Dann schleichen sie ganz dicht an das Zimmer heran, und der, welcher den Schlüssel hat, öffnet die Tür ganz sachte und tritt mit einer brennenden Kerze ein. Die Bettvorhänge waren herabgelassen und er lüpfte einen ein wenig; indem er sagte, sie schliefe, zeigte er sie dem Schaffner. Und als der sie also mit der Haube bedeckt sah, gab er sich ein wenig zufrieden und glaubte ohne jeden Argwohn, daß sie es wäre.

Und sie gingen alle aus dem Gemache; er aber empfing den Schlüssel und sie gingen alle drei zum Mahle und zechten fröhlich auf Kosten der königlichen Hofkellerei. Nachdem die beiden sich entfernt hatten, trat der Herr Schaffner, welcher sich gut versehen hatte, um mit seiner Dame zu tafeln, in sein Gemach ein und fand dort das Weibchen noch vor, welches ihm zu schlummern schien. So zog er sich denn leise ganz nackt aus und schwang sich ins Bett in der Absicht, seine Dame

ganz sanft zu umhalsen. Als er sie nun aber gar so hart fand, war er sehr erstaunt und hatte große Angst und sprang hastig auf und nahm die Leuchte; da sah er denn, daß es das Teufels-Heiligenbild war, welches er in seiner beiden Gefährten Zimmer gesehen hatte. Und ward sehr wütend und enttäuscht zugleich und warf es zornschnaubend zu Boden, indem er bei sich selber sagte, daß er sich, beim Gekreuzigten, dafür an seinen Kumpanen rächen wollte. Und legte sich still nieder, sehr empört und betrübt ob des Streichs, den man ihm gespielt hatte. Er schlief aber bis in den hellen Morgen hinein.

Nun müßt ihr wissen, daß es sich seine beiden Gefährten nicht hatten versagen können, den Handel den größten Spottvögeln des Hofes mitzuteilen. Sie kamen des Morgens zu ihm und brachten ihm Frühstück um der Arbeit willen, die er in der Nacht zu verrichten gehabt habe; er aber hatte große Scham darüber und wünschte sich hundert Meilen von dort hinweg; doch er mußte alles geduldig über sich ergehen lassen.

DIE NEUNTE NOVELLE

Von der Rache und dem Tadel, welchen ein Pfarrer zu Orleans vier Häschern zuteil werden ließ, die ihm seine Tochter entführt hatten, und wie sie ohne Mittagessen und gehörig ausgescholten abziehen mußten.

Vor nicht langer Zeit lebte in Orleans, vor den Toren besagter Stadt an einem Orte namens Saint-Jehan-le Blanc, ein Pfarrer; und war ein ehrenwerter und beherzter Mann, der sein ziemliches Einkommen ordentlich verwaltete. Und unter anderem nahm er es mit seinem Keuschheitsgelübde nicht gar zu genau und hatte eine schöne, junge Tochter, welche er in seinem Haus anständig erhielt. Nun geschah es aber, da er ziemlich üble Pfarrkinder hatte, welche nicht zur Opferung kommen wollten, daß er eines Sonntags predigte: sie wüßten wahrlich, daß er hinreichende Einkünfte habe, und es wolle sie bedünken, daß er das Geld, welches sie zum Opferstock trügen, für die Ernährung seiner Tochter gebrauche, und sie könnten damit wohl recht haben; doch sei es nicht in der Ordnung, daß nur der vierte Teil seiner Pfarrkinder zur Opferung ginge. Eines Tages unter den Tagen nun sprach er mit seiner Nachbarn einem und sie unterhielten sich über andere Pfarrkinder, die nicht zur Opferung gingen; das aber sei nicht recht, sagte der Pfarrer, und trieb seinen Nachbar an hinzugehen, indem er ihm verhieß, seine Habe würde sich deshalb vermehren, und es würde ihm zu großem Vorteil

gereichen. So sagte denn der Nachbar darwider, daß er entschlossen sei, von nun an alle Sonntage und an hohen Festagen zur Opferung zu kommen. Und wahrlich er kam eine Zeitlang, dergestalt daß der Pfarrer froh darüber war, denn es fanden sich auch andere, welche zu seiner Genugtuung zur Opferung gingen. Eines Tages aber rief der Pfarrer seinen Nachbar ganz heiter an und fragte ihn: „Nun, lieber Nachbar, wie fühlt Ihr Euch jetzt, wo Ihr allsonntäglich zur Opferung geht?“ Sagte der: „Meiner Treu, Herr, ich befinde mich Gott sei Dank wohl dabei, und Ihr seid ein sehr wahrer Mann, denn seit Ihr mir so gute Vorstellungen gemacht habt, bin ich um sieben Sols reicher geworden, und ich bin es wohl zufrieden und froh, daß Ihr die Opferung so oft ansetzt!“ „Aber woher wißt Ihr denn so genau,“ fragte der Pfarrer, „daß Ihr Euch um sieben Sols bereichert habt?“ Sprach der Nachbar: „Das kommt, dieweil ich genau gezählt habe; denn jedesmal wenn ich zur Opferung ging und einen Heller auf den Teller legte, nahm ich dafür einen Liard fort, und opferte ich einen doppelten, so nahm ich einen halben Zwölfer, wenn einer da war. Und gab es keinen, nahm ich ein oder zwei Liard, wenn ich sie erwischen konnte!“ Rief der Pfarrer: „Wie, zum Teufel, darum geht Ihr zur Opferung?“ Sprach der Nachbar: „Wahrlich, denn was hätte ich für einen Nutzen dabei, nähme ich nichts?“ „Nun denn,“ sagte der Pfarrer, „ich untersage es Euch, noch weiter zu ihr zu gehen!“ „Ich bin's zufrieden“, antwortete der Nachbar.

Zur Zeit, als sich diese Posse zwischen Pfarrer und Nachbar abspielte, geschah etwas Schlimmeres; denn es gab einen bösen Burschen in Orleans, der des Pfarrers Tochter entführte, solcherart daß sie länger denn acht Tage verschollen war, aber schließlich bekam er sie wieder und forschte sie aus, wo sie gewesen war. Sie aber gestand ihm die ganze Angelegenheit, und daß es vier Häscher aus der Stadt gewesen wären, welche sie so acht Tage gefangen gehalten hätten; und sie nannte sie ihm mit Namen. Und es ließ sich der Pfarrer nichts merken, denn er wußte nicht, was er zu seines Kindes Ehrenrettung tun sollte; doch sann er in seinem Herzen auf Rache. So zögerte denn besagter Pfarrer nicht und stellte sich in der Stadt ein und stieß zufälligerweise auf die vier Häscher, welche seine Tochter festgehalten hatten. Und grüßte sie ehrerbietigst, ohne sich etwas merken zu lassen; daher dachten sie, daß er nicht um die Sache wüßte. Und er sprach zu ihnen: „Liebe Herrn, Gott gebe euch ein langes Leben; ich bitte euch um eine große Gefälligkeit in meinen Angelegenheiten. Und müßt wissen, daß ich gewissenlose Pfarrkinder habe, die nicht mehr als die Hunde zur Opferung gehen; und um sie nun zum Kommen zu bewegen, stellt euch morgigen Tags ein, welcher ein Sonntag der Opferung ist, und legt jeder einen großen Weißpfennig, den ich euch geben werde, auf den Teller!" Und dann gab er jedem von ihnen einen großen Weißpfennig, indem er sagte: „Liebe Herrn, ich bitte euch, betrügt mich nicht,

ich will auch ein gutes Mittagessen zubereiten lassen und wir wollen fröhlich tafeln!" Besagte Häscher aber waren es zufrieden und gaben ihr Wort, sich kommenden Tags dort einzustellen. Und versäumten es auch nicht, denn sie wähnten, ein gutes Essen vorgesetzt zu bekommen; und traten in die Kirche, allwo der Pfarrer die große Messe hielt, und als die Opferung herankam, gingen alle vier und jeder warf seinen großen Weißpfennig, welchen ihm der Pfarrer gegeben hatte, auf den Teller. Sprach der Pfarrer: „Ach, liebe Leute, ich weiß nicht, was ihr für Menschen seid; ihr kommt nicht öfters als die Hunde zur Opferung, und ihr müßtet doch hingehen und eure Opfer bringen und eurem Schöpfer danken. Seht ihr nicht hier vor euren Augen die gemeinsten Männer Orleans, welche nicht zum Kirchenspiel gehören und die doch gerne kommen? Seht da den einen mit Namen Lorpidun, der schon seit zehn der Jahre verdient, gehängt und erdrosselt zu werden. Seht da einen andern, Johann Peschot, welcher vor nicht ganz vierzehn Tagen durch die Straßen der Stadt Bourges gepeitscht wurde. Da einen andern namens Colas Mignot, der ein verworfener Falschschwörer ist und einen Menschen im Walde von Sarcotte umgebracht hat. Seht da einen anderen, Thenot Tespin mit Namen, der ist ein verfluchter Räuber und Heiligtumschänder, welcher zu Paris die Peitsche bekam und den Strick um den Hals, und auf dem Markte ward ihm die Lilienblume auf die Schultern gebrannt. Und siehe da, ihr seht, daß sie noch ihren Schöpfer kennen

und zur Opferung kommen, obwohl sie nicht zum Kirchenspiel gehören!" Und als er sie ihnen so gut gezeigt hatte, fuhr er fort seine Messe zu lesen und die vier Häscher gingen gar zornmütig aus der Kirche. „Ach zum Teufel," hub der eine an, „dieser schuftige Pfaffe hat uns wacker bedient!" Sprach der andere: „Schockschwerenot, er hat uns nicht schlecht abgeführt; doch laßt uns zu ihm gehn und das Essen vertilgen. So gingen sie denn in sein Haus und fanden dort nur einen Dienstboten vor, der ihnen sagte, daß es dort weder einen Topf auf dem Feuer noch eine gespülte Schüssel gäbe; und ganz verdrossen kehrten sie nach der Stadt Orleans zurück. So nun bezahlte der Pfarrer die Häscher, denn nichts anderes konnte er ihnen antun, um seine Ehre zu retten.

DIE ZEHNTE NOVELLE

Von einem Biedermanne, der bei seinem Tode drei Söhne, von den Gütern dieser Welt nur aber einen Hahn, eine Katze und eine Sichel besaß, und wie besagte Kinder trotzdem reich wurden, welches eine sehr fröhliche Geschichte ist.

Wahrheit ist es, daß einstmals ein armer Bauersmann lebte; der war Handlanger und war Witwer und hatte von seinem verstorbenen Weibe drei schöne erwachsene männliche Kinder, doch was die Güter dieser Welt anlangt, so hatte er ihrer nicht viele. Und nun geschah es, daß besagter Biedermann aus diesem Leben starb und seine drei Kinder wurden die Erben seiner Habe, die sie unter sich zu verteilen nicht viel Mühe hatten, sintemal sich als ganze Habe nur ein Hahn, eine Katze und eine Sichel vorfand, welche Dinge gar bald verteilt wurden, denn jeder nahm seinen Part an sich. Nun traf es ein, daß der älteste der drei den Hahn als seinen Teil bekam. Und dachte sich, wenn er ihn weit fort in ein fernes Land trüge, könnte er viel Geld für ihn lösen. Und machte sich auf den Weg, beeilte sich auch so sehr auf seinen Tagesmärschen, daß er in ein gar fernes Land gelangte, welches über das Land India hinaus lag. Dort nun fand er eines Abends, als er in einem guten Hause untergekommen war, einen Kärrner, welcher ausfuhr, um auf seinem Karren den Tag zu holen, worüber besagter Bursche gar sehr verwundert war.

Er fragte ihn, ob sie denn den Tag nicht anders bekommen könnten, als daß er ihn holen müsse. Und der antwortete: nein, und es käme das dem Könige ihres Landes teuer zu stehen. Doch besagter König habe ein merkwürdiges Tier, welches mit seinen natürlichen Absonderungen die dicken Goldbarren mache, mit denen sich der König und das ganze Land bereichere. Aber besagtes Tier fräße auch nichts weiter wie Safran und koste dem König viel, doch seien dann auch die dicken Goldbarren, die es lege, eine erstaunliche Sache und von großem Nutzen für das Königreich. Doch niemals habe dieses Tier besagte Goldbarren gelegt, wenn nicht der Tag gekommen wäre, und so sei denn der König gezwungen, den Tag auf Karren holen zu lassen, andernfalls würde er von dem Tiere keinen Nutzen haben.

Da war der Bursche, welcher den Hahn hatte, gar sehr erstaunt, solche Botschaft zu hören, und begab sich zu besagtem König, um zu sehen, ob er vielleicht Geld für seinen Hahn lösen könnte. Als er angekommen war, ließ er den König wissen, daß er etwas besäße, was ihm wohl gefallen würde; daraufhin ließ ihn denn der König unverzüglich vor sein Antlitz kommen, und er erklärte, daß er ein merkwürdiges Tier von Pont d'Entrion hergebracht habe, welches einen Mund aus Horn, des Teufels Schrei, des Diebes Tritt und einen Bart aus Haut hätte, und das die Leiber der Getauften ohne Seele wieder erweckte; auch ließe er durch das Tier den Tag kommen, ohne daß man ihn zu holen

brauchte. Darüber war der König froher als über alles andere und wünschte, besagtes Tier sollte erprobt werden, und ließ den Burschen mit seinem Tier in seinem Gemache schlafen, um zu sehen, wie der Tag käme. Und als die Stunde um Mitternacht kam, fing der Hahn zu krähen an. Da sprach denn der König: „Lieber Freund, was sagt der Vogel?“ „Gebieter, er sagt, man strähle dem Tage jetzt das Haar!“ Ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht begann er abermals zu krähen. Sprach der König: „Lieber Freund, was sagt der Vogel?“ „Gebieter,“ entgegnete der Gesell, „er sagt, daß man ihm die Pferde sattelt!“ Hernach, gegen vier Uhr, fing er wieder zu krähen an und der König fragte von neuem, warum er das täte. „Herr,“ sprach er darwider, „er sagt, daß der Tag zu Pferde steigt, um aufzubrechen!“ Dann um die fünfte Stunde krähte er abermals und der König fragte jenen, was er sagte. Entgegnete der Bursche: „Herr, er kündet, daß der Tag gekommen ist!“ Dann öffneten sie die Fenster und sahen den schönen und klaren Tag. Darüber ward der König erstaunlich froh und machte ihm gern den Vorschlag, er möchte ihm doch den Vogel verkaufen, koste er auch was er wolle. Und er ließ den Gesellen über die Maßen gut bewirten, und alle Edelleute und andere kamen herzu, um dieses, einem Wunder zu vergleichende Tier zu betrachten. Des ward der Gesell gar froh und begann die Kräfte, die in dem Tier wohnten, zu offenbaren, indem er sagte, daß er dies erstaunliche Tier von Pont d'Entrion her-

gebracht hätte, und es habe einen Mund aus Horn, einen Bart aus Haut, den Schrei des Teufels und den Tritt des Diebes, und wecke mit seinem Krähen viele Getaufte ohne Seele auf, von Rufen und Tönen der Getauften ohne Seele aber würden viele Leiber der in Körper und Geist Getauften erweckt, die sich dann auf einen der vier Evangelisten stellten und geradenwegs nach der großen Wohnung gingen, allwo das Wasser durch eine Borste destilliert würde, und nicht aufhörten viele Totenhäute zu wenden und drehen, und nicht abließen zu schreien und zu plärren, bis der Sohn den Vater, welcher mitten im Leibe der Mutter ist, verzehrt hätte. Als der König die großen Wundertaten des Tieres hatte aufzählen hören, ward er sehr erstaunt, und sagte, er müsse es besitzen, koste es auch noch so viel. Und bat den Gesellen, dem das Tier gehörte, er möchte ihm in guter und deutlicher Sprache die Wundertaten und Eigentümlichkeiten des Tieres erklären.

Sagte der Gesell: „Gebieter, hört zu: Der Mund aus Horn ist der Schnabel des Hahns, der Bart aus Haut sind seine Kämme, zudem hat er den Teufelschrei und den Diebstritt. Der Getaufte ohne Seele ist die Glocke, mit welcher man den Menschen, der an Leib und Geist getauft ist, aufweckt; dieser Mensch hat sich auf einen der vier Evangelisten gestellt, welches die Rindshaut bedeutet, aus der man Schuhe macht. Und nach diesen Dingen geht er in die Kirche, welche das große Haus ist, wo sich das Wasser durch eine Borste destilliert,

welches der Weihwasserwedel ist, der aus Schweineborsten besteht. Und er schickt sich an, Totenhäute zu wenden, welches die Schaffelle sind, aus denen das Pergament gemacht ist, von dem man am Chorpult absingt. Und hört nicht auf zu schreien und zu plärren, bis der Priester, welcher die Messe singt, den Leib des Herrn genommen hat. Der Priester ist der Sohn, der den Vater verzehrt, welches Gott bedeutet, der inmitten des Leibes der Mutter ist, welche die heilige Kirche vorstellt!"

Als der König diese großen Wunder vernommen hatte, erstaunte er über die Maßen und kaufte besagtem Gesellen den Vogel ab, teils um den Tag durch ihn kommen zu lassen, teils um der anderen Wunderkräfte willen. Und gab ihm zehntausend Laubtaler, worüber sich der Gesell gar gewaltig freute, und dazu schenkte er ihm noch ein gutes Pferd und Gewänder und Mäntel nach der Mode des Hofes. Dann aber nahm der Gesell Urlaub vom Könige und ging in sein Land zurück, um seine Brüder aufzusuchen, und hatte viel Gold und Silber bei sich. Die waren sehr froh über seine Rückkunft, und er erzählte ihnen, wie er den Hahn verkauft und wieviel Gold und Silber er für ihn gelöst hatte.

Da sagte denn der andere Bruder, welcher die Sichel besaß, er wolle sich ebenso wie sein Bruder versuchen, um zu sehen, ob er Gelegenheit fände, aus ihr einen Gewinst zu schlagen, wie es sein Bruder getan. Und machte sich auf den Weg und beeilte sich so auf seinen Tagereisen, daß er in ein fremdes Land kam, welches

zehn Meilen über Johanns des Priesters Land hinaus lag. In diesem Lande nun kam er zu der Zeit an, in welcher man das Getreide mäht; und fand dort die Bewohner des Landes, welche das Getreide mit der Spitze einer Ahle auszogen. Und ward sehr verwundert, sie also tun zu sehen, und sagte ihnen, er habe ein merkwürdiges Werkzeug, um das Getreide einzusammeln, und ob sie wollten, daß er es ihnen im Gebrauch zeige. Damit waren sie sehr einverstanden. Da setzte sich denn der Gesell in Bereitschaft und mähte euch das Getreide so schnell, daß es ein Wunder zu sein schien. Und sie waren alle über die Maßen erstaunt, denn er sichelte in einem Tage mehr nieder, als es tausend Leute auf ihre Weise je gekonnt hätten. Sie aber machten unter sich aus, daß sie besagte Sichel auf gemeinsame Kosten der Stadt kaufen wollten; und sagten, das sei notwendig, denn ein einzelner Mann könne in einem Tage mit ihr mehr schaffen denn tausend Leute. Und kauften die Sichel und gaben ihm eine große Summe Geldes, so viel, daß er es wohl zufrieden war, und er kehrte, Gott sei Dank, reichlich mit Geld versehen zu seinen Brüdern zurück. Und erzählte ihnen von dem Lande, in dem er gewesen war und wie seine Sichel gemäht hätte, und dessen waren sie gar froh.

Dann wollte der, welcher die Katze hatte, die Gelegenheit beim Schopfe greifen und sein Tier weit fort in ein fremdes Land bringen, auf daß er ebenso wie seine Brüder Geld bekäme, die aus ihrem Gute Nutzen

gezogen hatten. So nahm er denn Abschied von seinen Brüdern und begab sich auf den Weg und reiste so lange auf seinen Tagemärschen, bis er das rote Meer durchquerte und das ganze Land India und das kleine Ägypten. Und ging in ein fremdes Land, welches beinahe die Landstraße in das irdische Paradies ist, und dort sind Affenmenschen und wilde Menschen und Aufschneider, viele wilde Tiere und verschiedene andere Dinge, denn der König des Landes hatte seine Freude daran, viele neue Dinge zu sehen. Und es ward besagter König außer von vielen anderen wilden Tieren so sehr von Ratten und Mäusen geplagt, daß er gezwungen war beim Mittag- oder Abendessen oder bei anderen Mahlzeiten eine gar gewaltige Schar Bewaffneter um sich zu haben, um die Ratten und Mäuse, die ihn schier selber auffraßen, vom Tische fernzuhalten. Und so lange kostete ihm der Unterhalt dieser Wache etwas, bis der Bursche, welcher die Katze hatte, darum hörte. Da zog er denn an des Königs Hof, um zu sehen, ob er ihm sein Tier verkaufen könnte. Und als er an besagtem Hofe angelangt war, begab er sich zu dem Haushofmeister und ließ ihn um die Eigenschaft des Tieres wissen; sagte auch, wenn es der König hätte, bedürfe es der Wache nicht mehr, und es wäre dies das hervorragendste Tier, von dem man jemals gehört hätte, und durch dieses Tier könne der König erstaunlich viel Geld sparen.

Besagter Haushofmeister aber sprach mit dem Könige und erzählte ihm von den Eigenschaften des Tieres,

worüber der König gar froh wurde. Und folgenden Tags um die Stunde des Mittagessens ließ der König die Wache abziehen; es war aber der Bursche mit seiner Katze da, die er in den Armen hielt. Die Tafeln wurden hergerichtet und Brot und Wein und Fleisch darauf gestellt, und es waren viele Edelleute, Frauen und Fräulein des Hofes anwesend, mehr denn fünfhundert; und waren gekommen, um sich den Zeitvertreib anzusehen. Dann setzte sich der König zu Tisch und die Ratten und Mäuse kamen herzu und sprangen auf die Tafel, um das Fleisch zu fressen, aber der Gesell ließ seine Katze auf sie los, und Ratten und Mäuse liefen davon und unser Herr Kater erwürgte sie euch paarweise, solcher Art, daß er in wenigen Stunden eine treffliche und blutige Schlacht geschlagen hatte und nicht eine vor dem Könige blieb. Nun war der König über die Maßen froh, einem so schönen Zeitvertreib zugesehen zu haben, und als es Abendbrotzeit war, ließ er das gleiche vor sich gehen, doch es kam nicht mehr als die Hälfte des Geziefers. Wie nun der König sah, daß der Kater seine Probe so gut bestanden hatte, nahm er ihn als seine Wache an und bezahlte den Gesellen mit zehntausend Laubtalern, worüber der gar frohen Herzens war. Dann hernach nahm er Abschied von dem Könige und machte sich auf den Weg, um in sein Heimatland zurückzukehren.

Nach seinem Fortgange aber unterhielt sich der König mit seinen Leuten und sprach: „O weh, wir haben den Burschen nicht gefragt, was das Tier frißt, so kann es

denn möglicherweise, wenn es alle Ratten und Mäuse vertilgt hat, Hungers sterben!“ Und man kam überein, man wollte ihm schnell jemanden nachsenden, der ihn anginge und fragte, was das Tier fresse. Da ward ihnen dann die Nachricht, daß es alles fresse. Und besagter Bote meldete das dem Könige, welcher sich gar sehr darüber verwunderte, sintemal die Katze beinahe Hungers starb, als die Ratten und Mäuse alle verscheucht waren. Da nun hub der König an: „Wir sind alle verloren und betört, denn da das Tier alles frißt und es nun Hunger leidet, wird es uns insgesamt auffressen! Wir müssen es umbringen, eine andere Rettung gibt es nicht. Frisch auf denn, alsogleich soll jedweder einen Knüttel nehmen und das Tier soll mir umgebracht werden!“ Da versammelten sich alle Leute des königlichen Hauses und gingen in einem weiten Saale mit Stöcken und Degen und Messern, mit Picken, Halbpicken und kleinen Wurfspeeren, mit Hellebarden und Hippen, Wurfspeeren und vielen anderen Waffen gegen die arme Katze los und warfen alle nach ihr, doch niemand wußte sie zu treffen. Sie aber lief hierhin und dorthin und an den Wänden hoch, bis sie endlich entwischte und sich in einen großen Hof rettete, allwo ein Brunnen war. Und rettete sich mit ihren vier Pfoten auf den Rand dieses Brunnens; und es war der König über die Maßen verwundert, als er sie hier sah und meinte, sie wären alle verloren, da man sie nicht zu töten gewußt hätte. Und sagte unverzüglich, er wolle dem, der sie zu töten vermöchte,

die Hälfte seines Königreichs geben. Es trat ein mutiger Rittersmann vor den König hin und erklärte sich bereit, das Tier zu bekämpfen, welches den König gar sehr erfreute. Der nun bewaffnete sich von Kopf bis zu Fuße und bestieg ein gutes Roß, die Lanze am Schenkel, wie es ein guter Kämpfer tun muß, und zeigte sich vor dem Könige; und der König bat ihn, er möchte sich wacker halten. Dann wendete er sich gegen die kleine Katze, welche ganz erbost war ob des Unbills, den man ihr zufügte, und saß mit krummem Buckel auf dem Brunnenrande. Der Ritter aber ritt mit eingelegter Lanze gerade auf den Brunnen los und stieß seine Waffe derart gegen den Brunnenrand, daß sie in drei Stücke brach; und dem starken Anprall zufolge strauchelte das Pferd und fiel so heftig auf die Vorderbeine, daß der arme bewaffnete Rittersmann mit dem Kopfe voran in den Brunnen stürzte. Das Pferd aber sprang auf und die Katze fuhr mit einem Satze auf den Sattel; dann schickte sich das Pferd an, gegen den König zu rennen. Als nun der König sah, daß sein Waffenträger tot war und die Katze im Sattel saß, rief er: „Nun bin ich des Todes!" Und verkroch sich schnell in einem Keller, allwo er sich drei Tage über mit vielen anderen versteckt hielt, ohne zu essen und zu trinken. Währenddem lief die Katze davon, um ihr Heil anderswo zu suchen. Am Ende des dritten Tages aber kam der König mit all seinen Leuten hervor und war nun über die Maßen froh, der Katze ledig zu sein, denn seit der Zeit bekamen sie sie nicht wieder zu Gesichte. Der

Bursche jedoch, welcher sie verkauft hatte, kehrte zu seinen Brüdern in sein Land zurück, allwo er mit dem Gelde, das er für seine Katze löste, Gutlebe hielt. Also könnt ihr sehen und merken, wie die drei Burschen hier, sintemal sie fleißig und nicht faul in ihren Angelegenheiten waren, und durch die Mühe, welche sie sich gaben, zu zahllosen Reichtümern kamen.

DIE ELFTE NOVELLE

Von Jacob Le Gris, welcher einer Dame in ihrer Burg Gewalt antat, die es aber Johann de Carouge, ihrem Gatten, sagte, und wie Johann de Carouge sich tapfer mit Jacob le Gris maß und was daraus erfolgte.

Nun müßt ihr wissen, daß nichts so wahr ist, als was sich einstmals in Lande des Herrn von Alençon ereignete, allwo es zwei edle Ritter gab, beide am Hofe des Grafen Peter von Alençon. Der eine hieß Jacob le Gris und der andere Johann de Carouge und beide waren bei dem Gebieter wohlgelitten, und besonders Jacob le Gris ward über die Maßen gern von ihm gesehen. Und es liebte ihn der Graf mehr denn alle andern und verließ sich auf ihn.

So geschah es nun eines Tages unter den Tagen, daß Herrn Johann de Carouge der Wunsch und das Verlangen ankam, seines Fortkommens halber über Meer zu gehen, denn er hatte stets Lust zu reisen. Und ging von seinem Gebieter, dem Grafen von Alençon, fest entschlossen, seine Reise zu unternehmen, und verabschiedete sich von seinem Weibe, welches zu der Zeit eine schöne und junge Dame war, und ließ sie in seinem Schlosse in der Mark Perche, das man Argenteil nannte, und trat seine Reise an und legte seinen Weg nach Kräften zurück. Die Frau aber blieb, wie ich schon gesagt habe, mit seinen Mannen im Schloß und führte sich stets besonnen auf.

Die Wahrheit ist nun, daß der Teufel mit mancherlei böser Versuchung in den Leib des Jacob le Gris fuhr, der sich bei seinem Gebieter, dem Grafen von Alençon› hielt, denn er war sein erster Ratgeber, und verführte ihn, ein großes Unbill zu tun, wie es hernach kund ward. Doch das Böse, welches er tat, konnte ihm niemals nachgewiesen werden, und niemals wollte er es eingestehn. Besagter Jacob le Gris nun warf ein Auge auf das Weib des Herrn Johann de Carouge; und wußte recht gut, daß sie sich auf dem Schlosse Argenteil hielt. So machte er sich denn eines Tages mit seinen wohlbewaffneten Mannen auf und bestieg einen guten Renner und gab ihm so lange die Sporen, bis er im Schlosse ankam; und saß dort ab. Die Leute der Dame und des Herrn aber nahmen ihn gut auf, sintemal ihr Herr und er einen Gebieter hatten und sie Gefährten waren. Selbst die Dame, welche sich keines Unbills gewärtig war, empfing ihn recht freundlich und leitete ihn in ihr Gemach und zeigte ihm einen großen Vorrat ihrer Handarbeiten. Jacob, der darauf sann, seinen schlechten Willen zu erfüllen, bat die Dame, sie möchte ihm den Wartturm zeigen, denn, wie er angab, wäre er unter anderem gekommen, um ihn zu sehen. Die Dame gewährte ihm die Bitte gern; und sie gingen beide ganz allein, und weder Diener noch Frauen betraten ihn mit ihnen, denn die Dame hatte den Herrn sehr liebreich aufgenommen, wie jemanden, auf den man sich mit all seiner Ehre verläßt. Sobald sie in den Wartturm einge-

treten waren, zog Jacob le Gris die Türe hinter sich zu, und die Dame, welche nicht acht gegeben hatte, vermeinte, der Wind habe sie geschlossen, und Jacob le Gris ließ sie in dem Glauben. Als sie nun beide dort allein waren, zog Jacob sie in seine Arme und offenbarte ihr kurz seinen schlechten Willen. Die Dame aber war ganz bestürzt und wäre gern zur Türe zurückgekehrt, wenn sie es gekonnt hätte, aber sie konnte es nicht, denn Jacob, der ein fester und starker Mann war, hielt sie in den Armen und legte sie auf den Boden und auf die Fliesen und tat an ihr nach seinem Willen. Sobald er getan, was er gewollt hatte, öffnete er die Türe des Wartturms und rüstete sich zum Aufbruch. Die Dame war ganz schmerzensreich und über die Maßen betrübt ob des Geschehnisses, welches über sie gekommen war, und blieb allein in dem Turme. Doch beim Wegreiten sagte die Dame, ganz in Tränen aufgelöst, zu dem Ritter: „Jacob, Jacob, Ihr habt nicht wohl daran getan, mich schamlos gemacht zu haben; doch der Schimpf soll nicht auf mir sitzen bleiben, er kommt über Euch, wenn Gott es zuläßt, daß mein Herr Gemahl zurückkehrt!"

Jacob stieg auf sein Tier und ritt aus dem Schlosse und kehrte spornstreichs zu seinem Herrn, dem Grafen von Alençon, zurück. Und war Schlag neun Uhr bei seinem Aufstehen zugegen, und des Morgens um vier Uhr hatte man ihn noch in des Grafen Schlosse gesehen. Nun will ich auch sagen, weshalb ich das alles

schon vorher anführe: es ist der großen Verteidigung wegen, welche hernach erfolgte, sintemal die Sache von den Räten des Gerichtshofes geprüft und untersucht wurde. Die Dame von Carouge blieb an dem Tage, an welchem dieses schmerzensreiche Ereignis über sie gekommen war, in ihrem Schlosse und trug Kummer und verbarg sich, so gut sie es vermochte. Und sie entdeckte sich zu dieser Stunde weder ihrer Diener einem noch der Frau, welche um sie war, denn sie wußte wohl und bedachte, daß sie sich mehr Tadel wie Unehre zuziehen möchte, wenn sie darüber spräche; doch prägte sie sich Stunde und Tag, an dem besagter Jacob le Gris ins Schloß gekommen war, gut ihrem Gedächtnisse und der Erinnerung ein.

Nun geschah es, daß Herr de Carouge, ihr Gemahl, von der Fahrt, welche er unternommen hatte, zurückkehrte. Die Dame, sein Weib, aber machte ihm bei seiner Wiederkunft einen schönen Empfang. Desgleichen taten auch alle seine Leute. Der Tag verstrich und die Nacht brach herein und Herr de Carouge legte sich zu Bette. Die Frau wollte jedoch nicht schlafen gehen, welches den Herrn über die Maßen verwunderte; und er forderte sie auf, ins Bett zu kommen. Sie aber bekreuzigte sich und ging nachdenksam im Zimmer hin und wider. Als dann endlich alle ihre Leute schlafen gegangen waren, trat sie vor ihren Herrn hin und ließ sich auf die Knie nieder und erzählte ihm ganz jämmerlich das Unglück, welches über sie gekommen war. Der Ritter

konnte nicht glauben, daß es sich so verhielt; gleichwohl sagte er zu der Frau: „Wahrlich, Weib, wenn sich die Sache so, wie du sie mir erzählst, zugetragen hat, will ich dir verzeihen; der Junker aber wird nach dem Rate, welchen ich mit meinen Freunden und mit deinen pflegen werde, des bittren Todes sterben; wenn es sich aber als falsch herausstellt, was du mir da sagst, sollst du nimmermehr in meiner Nähe bleiben!" Die Dame versicherte es ihm hoch und heilig, und schwur, daß es die lautere Wahrheit sei. Die Nacht war verstrichen. Folgenden Morgens ließ der Herr gar viele Briefe schreiben, die schickte er an die allernächsten Freunde seiner Frau und auch an die seiner Seite, und bewirkte, daß sie in wenigen Tagen nach dem Schlosse von Argenteil kamen. Und er führte sie alle in ein Gemach und dann eröffnete er ihnen den Grund, weswegen er sie hergebeten hatte. Und ließ ihnen durch seine Frau den ganzen Hergang der Tat auf das genaueste erzählen; darüber waren sie alle sehr erregt. Und der Herr bat um ihren Rat, und man riet ihm, er solle zu seinem Herrn, dem Grafen von Alençon, ziehen und ihm das ganze Geschehnis verkünden. Solches tat er denn. Der Graf nun, der jenen Jacob le Gris sehr lieb hatte, wollte es nicht glauben, und setzte den Parteien einen Tag fest, an welchem sie vor ihm erscheinen sollten, und verlangte, daß die Dame, die Jacob le Gris solcher Tat zieh, anwesend wäre, um die Wahrheit noch viel augenscheinlicher zu machen. Sie und

eine große Schar aus ihrer Verwandtschaft kam dann vor das Angesicht des Grafen von Alençon. So ward denn die Anklage genau vorgebracht und Jacob le Gris durch den Ritter der Tat bezichtigt und auf Grund der Erzählung seines Weibes angeklagt, das auch die ganze Begebenheit, also wie sie vor sich gegangen war, berichtete. Jacob le Gris nun verteidigte sich sehr hitzig und sagte, daß nichts davon wahr wäre und die Dame ihn ungebührlicherweise verklagte, und war höchlich verwundert, wie aus seinen Reden hervorging, daß die Dame ihn haßte. Und Jacob le Gris bewies sehr wohl durch die Diener im Hause des Grafen von Alençon, daß man ihn an dem Tage dieses Geschehnisses um vier Uhr im Schloßhofe gesehen habe, und sein Gebieter bekundete, er sei um neun Uhr bei ihm in seinem Gemache gewesen; und es wäre ein Ding der Unmöglichkeit, außer der Tat noch, welcher man ihn anklagte, in vier und einer halben Stunde hin und wider geritten zu sein und dreiundzwanzig Meilen zurückgelegt zu haben. Und da er seinem Junker helfen wollte, sagte der Graf zu der Dame, sie habe solches gewißlich geträumt, und befahl kraft seiner Machtstellung, daß man die Sache niederschlüge und niemals wieder davon redete.

Der Ritter aber, welcher großen Mut hatte und auch seinem Weibe Glauben schenkte, wollte sich nicht dabei beruhigen und ging nach Paris und legte dem Parlamente seinen Fall vor und ließ besagten Jacob le Gris vor das Parlament fordern. Der folgte dieser Vor-

ladung und sagte und versprach, daß er tun und halten wollte, was das Gericht darüber entscheide. Die Anklage des Ritters und seine Widerlegung nahmen mehr als anderthalb Jahre in Anspruch, und man konnte sie nicht vergleichen, denn der Ritter hielt sich durch sein Weib für fest versichert und wohl unterrichtet, und da die Sache so offenkundig und bekannt geworden war, sprach er, daß er sie bis zu seinem Tode verfolgen wolle. Dieserhalb hatte der Graf von Alençon einen grimmen Haß auf den armen Ritter und hätte ihn zu often Malen töten lassen, hätten sie nicht vor Gericht gestanden. So lange wurde hin und her überlegt, bis das Gericht beschloß, sintemal die Dame Jacob le Gris nichts beweisen könnte, sollten sie sich auf dem Tournierfelde mit scharfen Waffen Recht verschaffen. Und es wurden die Parteien, der Ritter und der Junker und die Dame, die Frau des Ritters, zum Tage des Urteils und des Kampfes nach Paris entboten, und es sollte nach Parlamentsbeschluß der tödliche Kampf am ersten Montag nach dem Jahre dreizehnhundert siebenundachtzig sein.

Zu dieser Zeit nun waren der König von Frankreich und seine Großen in Sluys, und standen im Begriff, nach England abzusegeln. Als die Nachricht bis zum Könige kam, der sich in Sluys befand, daß schon vom Parlament bestimmt worden war, die Sache solle in Paris stattfinden, erklärte er, er wolle dem Kampfe zwischen dem Junker und dem Ritter beiwohnen. Der Herzog von Berry, der Herzog von Bourgogne, der Herzog von

Bourbon, der Konnetabel von Frankreich, welche auch groß Verlangen trugen, ihn zu sehen, sagten dem Könige, es sei besser, wenn er dabei wäre. So schickte denn der König den Befehl nach Paris, daß der Tag des tödlichen Kampfes hinausgeschoben würde, sintemal er dabei sein wolle. Man gehorchte aber seinem Befehle, denn das war billig; und der König und seine Ritter kehrten nach Frankreich zurück. Und es feierte der König von Frankreich das Neujahrsfest in seiner Stadt Arras, und der Herzog von Bourgogne in Lille, und mit ihnen kamen all ihre Heerscharen und kehrten nach Frankreich zurück, und jeder ging an seinen Ort, wie es ihm vom Marschall befohlen war. Die großen Herren jedoch kehrten nach Paris zurück, um sich den Kampf anzusehen. Und als der König von Frankreich und seine Oheime und der Konnetabel in Paris angelangt waren, wurde der Kampfplatz auf dem Sankt-Katharinenplatze hinter dem Gotteshause abgesteckt, und es fand sich so viel Volks dazu ein, daß es erstaunlich anzusehen war. Auf der einen Breitseite des Kampfplatzes aber hatte man große Gerüste aufgeschlagen, von welchem aus die großen Herren dem Kampfe der beiden Streiter besser zusehen konnten. Die nun erschienen auf dem Platze und wurden von Kopf bis zu Fuße ausgerüstet, wie es ihnen zukam, und dann ward jeder auf seinen Stuhl gesetzt, und es beaufsichtigte der Graf von Saint-Pol den Ritter von Carouge und die Leute des Grafen von Alençon Jacob le Gris. Ehe der Ritter die Walstatt betreten mußte, trat er zu seinem

Weibe, welches dort in einem schwarzbedeckten Wagen saß und sprach also zu ihr: „Auf deine Veranlassung und auf deine Klagen hin, Frau, wage ich mein Leben und kämpfe mit Jacob le Gris. Du mußt wissen, ob meine Sache recht und billig ist!" Sprach die Frau: „Herr, es ist so. Und du kämpfst einen guten Kampf, denn die Ursach ist gerecht!" Nach solchen Worten küßte der Herr die Frau und nahm sie bei der Hand, und dann bekreuzigte er sich und betrat den Platz. Die Dame aber blieb in dem schwarzverdeckten Wagen in heißen Gebeten zu Gott und der Jungfrau Maria und flehte sie gar inbrünstiglich an, daß ihr an diesem Tage gemäß dem Rechte, welches sie hätte, durch ihre Gnade und Vermittlung der Sieg verbliebe. Und ich sage euch, sie war in großer Traurigkeit; denn wenn die Sache zu Ungunsten ihres Herrn ausschlug, war sie verurteilt, ohne Gnade ertränkt zu werden und ihr Mann sollte gehängt werden. Ich weiß nicht, ob sie nicht Reue trug, die Sache so weit getrieben zu haben, daß sie und ihr Gatte in großer Not und Gefahr schwebten. Doch schließlich muß man das Ende abwarten. Nun begannen sie; und es wurden die Kämpfer einer vor den anderen gestellt, wie es sich gehörte, und dann stiegen sie auf ihre Rosse und scharmützelten anfangs ganz harmlos, denn sie waren des Waffenhandwerks wohl kundig. Eine große Menge französischer Ritter aber hatte sich dort eingestellt, um ihrem Kampfe zuzusehen. So brachen die Kämpfer aufs Geratewohl die Lanzen, doch handelten sie niemals gegen

die Kampfordnung. Nach diesen Lanzen sitzen sie ab und halten sich bereit, um sich mit ihren Waffen zu schützen, und kämpfen sehr hitzig; und als erster ward Herr Johann de Carouge am Schenkel verwundet, worüber sich alle, die sich zu ihm hielten, über die Maßen bekümmerten. Doch dann kämpfte er so hitzig, daß er seinen Gegner zu Boden streckte und ihm die Lanze durch den Leib rannte, wodurch er auf der Stelle getötet ward. Und dann fragte er, ob er seine Pflicht getan hätte, und man bejahte es. Da nun ward Jacob le Gris dem Henker von Paris überliefert, der ihn nach Montfaucon schleppte, dort aber ward er aufgeknüpft. Herr Johann de Carouge trat nun vor den König hin und beugte vor ihm die Knie. Der aber hieß ihn aufstehen und ließ ihm gleichen Tages tausend Laubtaler einhändigen; und von seiner Kammer erhielt er einen Ehrengehalt von ungefähr zweihundert Livres jährlich, den er ihm für sein ganzes Leben gewährte. Herr Johann dankte dem König und seinen Edlen und trat zu seinem Weibe und küßte es; danach gingen sie nach der Liebfrauenkirche, um ihre Opferung zu tun, und kehrten später auf ihre Besitzung zurück. Von der Zeit an verweilte Herr Johann de Carouge nicht länger in Frankreich, sondern brach auf und machte sich mit Herrn Bouciquaulx und Herrn Johann des Bordes und mit Herrn Ludwig Grat auf den Weg. Diese vier nun hatte der sehnliche Wunsch erfaßt, das heilige Grab und Lamoral Baquin zu sehen, welches zu dieser Zeit eine große Begebenheit in Frankreich war.

denn, wenn man mir fünf Ellen brachte, um einen Rock machen zu lassen, gebrauchte ich ihrer nicht mehr als vier, und das von Sammet, von Seide, von Damast, von Scharlachtuch und vielen anderen Leinen- oder Seidenstoffen. Denn was für ein Gewand ich auch immer machte, es blieb stets ein Stückchen Zeug davon für mich übrig. Und ich gestehe Euch, auf Ehre, ich habe damit zu meiner Zeit für mehr als tausend Laubtaler gestohlen. Das habe ich, wie Ihr anderen, gebeichtet; und um des vielen Geldes willen, welches ich so erwerben konnte, bin ich es zufrieden, gemeinsame Sache mit Euch anderen zu machen, und die Kapelle bauen zu helfen!"

„Ach wahrlich," sprach der Müller, „auch ich werde mein Scherflein dazu beitragen, denn ich habe so viel Getreide in meinem Leben gestohlen, daß es fast nicht mehr wahr ist. Jedesmal wenn es nur einen Scheffel zu messen gab, hab ich mein Teil davon genommen; und um so vieles bin ich bereit, mit Euch die Kapelle zu bauen!"

Nun hatten alle vier die Absicht, die Kapelle bauen zu lassen. Und als sie nahe bei Paris waren, beratschlagten sie zusammen, wo sie die Kapelle bauen lassen wollten. Der Advokat wünschte, daß sie nahe beim Gericht gebaut würde, und der Häscher desgleichen; der Schneider aber wollte sie bei seinem Hause und der Müller bei seiner Mühle stehen haben, jeder wünschte es sich eben nach seinem Geschmack.

Nun fing der Schneider an: „Liebe Herrn, ich sage



Euch, ich habe hier einen Hund, welcher der niedlichste auf der Welt ist und der einem den größten Zeitvertreib macht. Hier ist eine Leine, an der ich ihn führe. Wir wollen ihn vor uns nehmen und alle vier die Augen zumachen und die Hundeleine anfassen. Und dort, wo besagter Hund anhalten wird, wollen wir die Kapelle bauen lassen!" Hierein willigten nun die anderen. So verbanden sie sich denn die Augen und nahmen den Hund vor sich und folgten ihm; der aber führte sie lange, ohne still zu stehen, schließlich blieb er stehen. „Nun denn, liebe Herrn," hub der Advokat an, „hier ist der Platz, allwo wir unsere Kapelle bauen müssen, denn ich merke, unser Hund läuft nicht mehr, machen wir also ruhig die Augen frei!" Dann machten sie alle vier auf der Stelle die Augen frei und sahen, daß sie auf Montfauçon waren, allwo der Galgen von Paris steht. Da waren sie denn alle sehr erstaunt, diesen schönen Platz zu sehen, allwo ihre Kapelle stehen sollte.

Und so soll es all diesen Räubern und elenden Profossen, Richtern und Advokaten, räuberischen Häschern, Müllern und anderen Leuten ergehen, die zu ihrem Vorteil arme Leute plündern und ausziehen. Ihre Kapelle wird auf Montfauçon, der Richtstätte, gebaut, wennschon man weder Richter noch Advokaten hängt; aber in der Hölle werden sie samt und sonders am Galgen hängen, solches mögen alle beherzigen, die arme Leute aussaugen.

DIE DREIZEHNTE NOVELLE

Von einem Mädchen, das drei in sie verliebte Burschen auf einen Kirchhof gehen ließ, allwo der eine im Totenhemde, der zweite in Ritterrüstung und der dritte in Teufelskleidung wachen mußte.

Ihr sollt nun eine merkwürdige Geschichte hören und vernehmen, die vor nicht gar langer Zeit im Lande Poitou vor sich ging. Allda lebte ein kluges und bescheidenes Mädchen voll guter Sitten, und war allein und elternlose Waise, denn vor nicht langer Zeit war auch die Mutter des Mädchens aus diesem Leben in die Ewigkeit gegangen. Nun traf es sich da unter anderen Dingen, daß es dort drei Schürzenjäger gab, welche ganz verliebt in das Mädchen waren. Und keiner wußte von dem andern etwas, denn nur, wenn sie sie abseits finden konnten, versprachen sie ihr Hunde und Vögel. Die Versprechungen, die sie ihr machten, waren wohl schön und gut, doch liebten sie sie nicht mit einer guten, rechten und ehrbaren Liebe, will sagen, die zu dem rechtmäßigen Bande der Ehe führt. Das Mädchen aber hielt auf Sitten und war so schlau, daß es die Liebe wohl sah und merkte, mit der sie sie lieben wollten, und dachte bei sich nach, wie sie sich diese drei Liebhaber vom Halse schaffen könnte.

Da sprach sie denn eines Tages unter den Tagen einer ihrer drei Liebhaber an und versprach ihr so viele schöne Dinge, daß es ihr niemals an Gütern fehlen konnte.

Sprach die Jungfrau: „Nun kommt hierher, Ihr versprecht mir gar manche Schätze und sagt, daß Ihr sehr viele Dinge für mich tun wollt, wie nach Jerusalem gehn, wenn es tunlich ist, und daß all Eure Habe mein sei. Und so viele schöne Dinge versprecht Ihr mir, daß ich Euch nicht die Türe weisen kann, vorausgesetzt, Ihr leistet mir einen Dienst, welcher für mich sehr viel bedeutet und für Euch leichtlich zu erfüllen ist!“ Antwortete der Gesell: „Ach, Liebchen, alles, so mir zu tun möglich ist, will ich aus Liebe zu Euch tun, und alles, sofern es Euch gefällt. Mein Leib und meine Güter gehören Euch, tut mit ihnen, was Euch beliebt!“ Sagte die Jungfrau darwider: „Lieber Freund, ich danke Euch; doch Güter hab ich gottlob genugsam; aber um eine Sache möchte ich Euch gerne bitten. Ihr müßt wissen und es ist Euch ja hinlänglich bekannt, daß meine Mutter unlängst aus dem Leben in die ewige Seligkeit gegangen ist. Und um zur Sache zu gelangen, ihr Geist kommt allnächtens hierher zurück; und ich werde dadurch so sehr gemartert, daß ich mir darüber bei einer Menge Ehrenleute Rat eingeholt habe, und bin deswegen gar zu mehreren Malen beichten gegangen. Und da nun hat man mir geraten, daß es das beste Heilmittel dafür wäre, wenn ich jemanden eine halbe Nacht allein am Grabe meiner Mutter wachen ließe. Wenn Ihr nun mutig seid und es tut, sintemal Ihr ja sagt, daß Ihr alles für mich tun wollet, wahrlich, so bitte ich Euch um nichts anderes; und wenn Ihr hernach zu mir kommt, so sollt Ihr, solches verspreche ich Euch, bei mir schlafen!“

Der Gesell aber ward froh und munter bei diesen Worten. Hub an: „Wie, Liebchen, weiter nichts gibt's zu tun?" „Nein," sagte sie; „doch wißt Ihr, wie man mir geraten hat, daß Ihr dorthin gehn müßt?" „Nein", sagte der Gesell darwider. Fuhr sie fort: „Ihr müßt im Hemde und in ein ganz weißes Leilaken eingehüllt sein, nicht mehr und nicht weniger, als wenn Ihr ein Geist wäret oder jemand, den man einscharren wollte!" „O, ich verspreche Euch, meiner Treu," sagte er, „ich werde hingehn. Doch sagt mir noch, wann muß es geschehn?" Erwiderte sie: „Es muß an einem Freitagabend geschehen und Ihr sollt dort drei oder höchstens vier Stunden allein sein; und wenn Ihr dort seid, müßt Ihr ganz andächtig Eure Horen und Gebete für die Seele meiner verstorbenen Mutter aufsagen, und wenn es Mitternacht geschlagen hat, kommt hierher, und Ihr sollt bei mir liegen und ich werde Euch ganz zu Willen sein. Vorausgesetzt natürlich, daß Ihr mich nicht hintergeht und mir auch versprecht und schwört, dort zu sein. Und wenn Ihr es tun wollt, so sagt es mir zu dieser Stunde, dieweil ich sonst einen Menschen dingen werde, der dort hingeht, und will ihm lieber ein schönes Stück Geld geben, auf daß er mich nicht hintergeht und ich wohl versichert bin!" „Ach, Liebchen," sagte der Gesell, „ich gebe Euch mein Wort und will es, bei meinem Schöpfer, halten, und aus Liebe zu Euch in einem schönen Hemde und in ein Leilaken gehüllt dorthin gehen, also wie Ihr es mir gesagt habt, und will bis Mitternacht dort harren. Doch sagt mir

noch, ob ich gleich heute nacht hingehen soll!“ „Nein,“ sagte sie, „es muß eines Freitags geschehen. Und es soll nächsten Freitag sein, wenn Ihr wollt, oder auch an einem andern Freitage!“ Da nun machten sie ab, daß es am allernächsten sein sollte. Und es war erst Montag, welches den Burschen gar sehr verdroß, und er hätte gern gesehen, wenn es schon Freitag wäre. Und dann verließ er die Jungfrau und gab ihr sein Wort, daß er es an dem bezeichneten Tage nicht unterlassen würde, also wie er es versprochen hatte.

Um nun auf die andern beiden verliebten Burschen zurückzukommen, so kam der zweite zu dem Mädchen, um mit ihr zu sprechen, also wie er es an der Gewohnheit hatte. Und versprach ihr schöne Häuser und mehr noch denn der andere, falls er bei ihr schlafen dürfte. Als sie nun sah, worauf er hinaus wollte, beschloß sie, ihm sein Kommen, wie dem anderen, zu bewilligen, und sagte zu ihm, daß er zum Grabe ihrer Mutter gehen müßte; und er versprach ihr, er wolle es gewißlich tun. „Und wißt Ihr, in welcher Weise es geschehen muß?“ fragte sie. „Ihr müßt kommenden Freitags hingehen und wohl bewaffnet und ausgerüstet sein, auf daß Ihr, sollte Euch jemand um etwas ansprechen, auf alle Fälle bereit seid, Euch zu verteidigen!“ Sagte der Gesell darwider: „Das laßt Euch nicht weiter bekümmern, mein Liebchen, denn ich werde mich wohl versehen und ausrüsten!“ „Nun gut“, sagte sie, „aber wißt, Ihr müßt zwischen neun und zehn Uhr abends hingehn und nicht später noch früher

dort sein, denn sonst nutzt alles nichts. Und müßt bis Mitternacht allein da bleiben, und dann dürft Ihr zu mir kommen und bei mir liegen, und ich werde Eurem Begehren willfahren, vorausgesetzt daß Ihr dort waret!" „Ach, Liebchen," entgegnete der Gesell, „ich will lieber eines harten Todes sterben als ein Unternehmen, welches Ihr mir auferlegt habt, verfehlen. Dann nahm er Urlaub von ihr, brach auf und ging fort.

Nun müßt ihr wissen, daß der dritte Gesell dorthin kam und sie, wie er zu tun pflegte, um Liebe bat. Und sie sagte ihm alles, nicht mehr und nicht weniger als den anderen; und auch er gab sein Versprechen an besagtem Freitage dorthin zu gehn. Fragte sie: „Nun wißt Ihr, was es gibt, lieber Freund? Ihr müßt in einem Teufelsgewande dorthin gehn, auf daß, wenn Euch ein Geist überrascht, er mindestens Furcht vor Euch bekommt. Aber Ihr müßt dort zwischen zehn und elf Uhr und bis Mitternacht allein sein. Und geht nicht früher noch später hin, denn sonst nutzt alles nichts!" „Nun wohl, mein Herzblatt," sagte der Gesell, „macht Euch keine Sorge, ich werde jeden Fehler vermeiden!" Dann nahm er Urlaub von ihr und ging von dannen.

Nun müßt ihr wissen, daß sie in besagtem Lande Poiton große Felsblöcke als Leichensteine nehmen, die aber legen sie auf die Totenhügel. Und solch einer lag auf dem Grabe des Weibes, an dem sie wachen sollten. Dieses Grab aber war hoch aufgeschüttet und vier Steine lagen darunter, welche besagten Grabstein derart stützten, daß

sich ein Mann gemächlich darunter verstecken konnte und man ihn nicht sah. Und alle drei Burschen wußten, wo das Grab war. Nun kam zwischen der achten und neunten Stunde der erste Gesell hierher in einem schönen Hemde, und war nur in ein schönes und weißes Laken eingehüllt, obwohl es sehr kalt war, denn es winterte. Und es war der, welcher am meisten Angst und Kälte ertragen mußte, aber er tat es, wie ihr hernach hören sollt. Der arme Liebhaber setzte sich in seinem schönen Hemde auf das Grab und saß eine lange Spanne Zeit da und wartete auf die Mitternacht. Und als die neunte Stunde verstrichen war, machte sich der zweite Bursche auf, um nach besagtem Kirchhof zu gehen, und kam dem Befehl gemäß bewaffnet und beschient und bekleidet wie der heilige Georg. Und ihr müßt wissen, daß man nachts besser als am Tage hört; so vernahm denn der, welcher den Geist vorstellte, schon von weitem den Ritter sich dem Kirchhofe nahen. Der aber bekam, als er ihn betreten hatte, einen gewaltigen Schrecken, und nicht ohne Ursach, denn er näherte sich Schritt für Schritt immer mehr dem Grabe, allwo der war, welcher den Geist machte; dieser nun verkroch sich, als er ihn kommen sah, hastig unter dem Grabe, so daß der, welcher den Ritter vorstellte, nichts von ihm erblickte. Der aber setzte sich auf besagtes Grab, unter dem der andere verborgen lag. Und saß eine lange Zeitspanne auf diesem Grabe, und dann und wann ging er um es herum, aus Furcht, sich sonst zu durchkälten, welches

der darunter Liegende auch befürchtete, denn er hatte es nicht gar heiß in seinem Hemde.

Und als es nun zehn Uhr vorbei war, kam der hierher, welcher den Teufel spielte, erstaunlich und schrecklich mit einem Teufelskopfe aufgeputzt, und seine ganze übrige Gewandung war genau so, und er spie Feuer und Flammen aus seinem Munde und den Nasenlöchern. Auch hatte er eine Eisenkette umgehängt, die gewaltig rasselte, und hatte es eingerichtet, daß er beim Schreiten, wenn er Arme und Beine bewegte, Feuer und Flammen sprühte, so fein war er herausgeputzt. Und um es kurz zu machen, er war ein schrecklicher und entsetzlicher Teufel, denn er hatte nicht mit seinem Gelde gekargt, um sich so herauszustaffieren, da er bei der schönen Jungfrau schlafen wollte. Nun langte besagter Teufel am Friedhof an; doch als ihn der Ritter kommen sah, begann er nicht ohne Grund zu zittern, dieweil er in den Kirchhof eintrat und gerade auf das Grab zuschritt, weswegen der Ritter sich zurückzuziehen begann, als er sah, daß er sich ihm näherte.

Nun müßt ihr wissen, daß der, welcher unter dem Grabe saß und den Geist machte, den Teufel noch nicht gesehen hatte, andererseits aber merkte, daß sich der Ritter um ein weniges entfernte, dieweil er sich aus dem Staube machen wollte. Und steckte den Kopf unter dem Grabe hervor und sah den Ritter in ziemlicher Entfernung, dann aber auf der anderen Seite sah er den Teufel mit seinen Ketten und Werkzeugen kommen,

weswegen er eine noch größere Angst als vorher bekam. Der Teufel aber sah den Ritter, der sich nicht mehr von der Stelle rührte, und hatte einige Furcht, und wie sie sich so beide gegenüberstanden, kroch der Geist unter dem Grabe hervor und lief längs des Kirchhofs, wie wenn alle Teufel hinter ihm wären. Da glaubten denn Ritter und Teufel, welche ihn also fliehen sahen, er wäre der Geist der Frau, die dort begraben läge, und begannen Hals über Kopf zu fliehen, einer nach der, der andere nach jener Seite, so daß sie nicht aufeinander trafen. Und jeder der drei Liebhaber zog sich in sein Haus zurück und sie hatten alle einen argen Schrecken.

Nun könnt ihr euch denken, daß die Jungfrau wohl daran gedacht hatte, welches Glück sie haben müßten. Wenige Zeit hernach traf sie einen der drei, redete ihn an und sprach: „He, lieber Freund, Ihr wart Freitag nicht da, wo Ihr zu sein verspracht. Und ich bin niemals so sehr gequält worden wie gerade in der Nacht!" Sagte der Bursche darwider: „Wie, ich gebe Euch mein Wort, daß ich dagewesen bin, doch wenn mir jemand zehntausend Laubtaler gegeben hätte, ich wäre nicht bis Mitternacht dageblieben, denn niemals in meinem Leben habe ich eine schrecklichere Angst ausgestanden. Und wollt Ihr dort jemanden wachen lassen, so sucht Euch einen anderen wie mich, und lebt wohl!" Ebenso sprach die Jungfrau zu den anderen und erhielt ebendieselbe Antwort; und also ernteten alle drei dank der List des Mädchens die Früchte ihrer Liebe nicht.

DIE VIERZEHNTE NOVELLE

Von zwei Kumpanen, die übers Meer kamen, und wer von ihnen am tüchtigsten log.

Einstmals gab es zwei wackere Kumpane, die zusammen über Meer gewesen waren. Nun wollten sie nach Frankreich zurückkehren und machten unter sich ab, daß sie irgendwelche Neuigkeiten von den Ländern, in welchen sie geweilt hatten, erzählen müßten, und nahmen sich beide vor, wacker zu lügen. Sprach der eine: „So will ich denn zwanzig Laubtaler wetten, daß ich das ganze Meer aussaufe, vorausgesetzt, du gibst und überbringst es mir." „Wahrlich," sagte der andere darwider, „ich wette, du kannst es nicht aussaufen, wenn ich es dir auch mit schönen Holzeimern in die Kehle schütten würde!" „Nun gut," fuhr der andere fort, „ich bin's zufrieden, aber du mußt dafür sorgen, daß nicht alles Flußwasser ins Meer fließt, sintemal ich nicht ausmachte, es mitzutrinken!" „Ach wahrhaftig," sagte der andere, „ich würde es nicht zurückhalten können. Aber machen wir uns auf die Beine!"

So wandert denn der eine voraus und der andere geht ganz gemächlich hinterdrein. Als er in einem Dorfe angelangt war, fragte er die guten Leute dort: „Ihr Leute, habt ihr nicht meinen Gefährten gesehen, der rote Hosen, einen weißen Rock und einen schwarzen Mantel an hat?" „Ja gewiß," sagten die, „und er kann noch nicht aus dem Dorfe hinaus sein; doch wahrhaftig,

er hat uns einen großen Bären aufgebunden!" „Wieso denn?" fragte sein Kumpan. Antworteten die: „Er sei in einem Lande gewesen, erzählte er uns, allwo er ein Ei gesehen hätte, welches so dick gewesen wäre, daß es dreier Männer bedurft hätte, um es zu wenden; und die hätten jeder einen Hebel gehabt und es doch niemals halb umdrehen können, so dick wäre es gewesen!" „Nun, ich sage euch," hub der Kumpan an, „es ist gewißlich wahr, daß wir, er und ich, in mancherlei Ländern gewesen sind, und ich versichere euch, wir haben merkwürdige Dinge gesehen, doch niemals sah ich ein so dickes Ei. Aber ich kann euch nur sagen, ich habe da einen Vogel durch die Luft fliegen sehen, der war so groß, daß seine Flügel sieben Meilen weit Schatten warfen." „Den Vogel habt Ihr gesehen?" fragten die andern. „Ja, das schwör' ich euch," sagte der darwider. „Heiliger Johann," huben die an, „dann hat der Vogel das Ei gelegt!" „Wahrlich, es ist wohl möglich; lebt wohl, ihr Leute, lebt wohl!"

Also ging der Kumpan dem andern nach, um noch kräftiger zu lügen; und es holte der erste wacker aus, und kam in ein großes Dorf und band dort noch größere Bären als vorher auf. Und der andere Gesell folgte ihm, um seine Lügen zu bekräftigen, und fragte, ob man ihn nicht gesehen habe. „Ach ja," sagte man, „er hat uns harte Nüsse zu knacken gegeben." „He, inwiefern denn?" fragte der Genosse. „Er hat uns gesagt, daß er in einem Lande gewesen wäre, in welchem er sechzigtausend Krie-

ger gesehen habe, die alle von ein und demselben Kalbsgekröse gegessen hätten; und wiewohl sich jeder daran gesättigt, wäre doch noch etwas davon übrig geblieben!" Sprach der Gefährte: „Nun, dazu weiß ich nichts zu sagen; wohl aber ist's wahr, daß ich in einem Lande gewesen bin, allwo ich eine Pfanne zum Schmoren von Kaldaunen und anderem Fleische sah; diese Pfanne war nun beim Gebrauche zerbrochen und man mußte sie flicken lassen. Doch war besagte Pfanne so groß, daß vierundzwanzig Pfannenschmiede benötigt wurden, um sie auszubessern, und saßen darinnen und konnten einer den andern nicht sehen!" „Ach, wahrlich," meinte einer der guten Dorfleute, „er sprach doch die Wahrheit, das ist die Pfanne, in der die Kaldaunen für die große Armee geschmort wurden!" „Ich versichere euch," fuhr der Gesell fort, „wir haben erstaunliche Dinge gesehen!" Darauf nahm er Urlaub von ihnen und ging seinem Gefährten nach, dann schritten sie wieder aus und sagten anderen Dorfleuten ebensolche Lügen.

Und daraus könnt ihr ersehen, daß es Leute gibt, welche einem weismachen wollen, daß Wetterwolken undurchdringliche Schleier sind, wie diese Leute hier es taten.

DIE FÜNFZEHNTE NOVELLE

Von einer Jungverlobten, welcher der Scheunendrescher im Hause ihre Aufgabe gut einpaukt, auf daß sie am Hochzeitstage eine flinke Arbeiterin ist.

Es lebte unlängst im Lande der Champagne lez Troye in einem Flecken namens Breene ein Wirt, ein ehrbarer Mann, der Schenke und Herberge hielt. Und hatte drinnen im Hause eine schöne und junge Schenkmagd, welche behende und entschlossen und drinnen beinahe die Herrin des ganzen Hauses war. Und hieß Nicola mit Namen; und es ward drinnen weder Brot noch Wein noch etwas anderes vergeben, welches nicht alles durch ihre Hände ging. Und müßt wissen, daß man drinnen mehrere Hausdiener dieser und jener Art hatte, welche keinen Wein tranken, wenn sie ihn nicht gestohlen hatten; denn nach Landessitte bekommen jene Dienstboten in den Dörfern nicht viel zu trinken. Nun war da unter anderen ein Scheunendrescher, der ein gar munterer Kumpan war und Jaquinot mit Namen hieß und nicht mehr Wein als die andern zu trinken bekam. Er aber war ein wenig in die schöne Schenkmagd Nicola verliebt, welche alles drinnen beherrschte, wie ich schon gesagt habe. Und unter anderen waren auch mehrere Burschen von draußen und drinnen ihrer großen Schönheit halber gar sehr in sie verliebt; und sie wurde deshalb von ihren Verwandten, von Vater und Mutter und Freunden einem jungen Burschen aus besagtem Dorfe Breene zur Ehe versprochen, welcher sie

hitzig liebte; und so weit gedieh die Sache und sie betrieben sie so lange, bis sie öffentlich verlobt wurden. Darum war besagter Scheunendrescher erstaunlich betrübt, als er die Neuigkeit vernahm, daß sie versprochen war; aber er konnte hierfür kein Heilmittel finden.

Einige Zeit nach geschehener Verlobung aber unterhielt sich besagter Scheunendrescher Jaquinot mit Nicola zusammen über mancherlei Dinge. Da begann denn Jaquinot zu Nicola zu sagen: „Wie dumm bist du gewesen, dich also erbärmlich zu verloben, ich bin gar betrübt über dein Unglück; was willst du, Elende, denn mit deinem Manne anfangen? Nur Not und Pein hast du von ihm zu erwarten; und glaubst du, er wird dich jemals lieben, wenn er sieht, wie einfältig du bist? Fürs erste weißt du gar nichts; und weißt nicht, wie du ihn beherrschen mußt, denn niemals hast du mit einem Manne Umgang gehabt. Du weißt nicht, was man mit einem Manne machen muß, und willst freien! Alle Tage wirst du solche Prügel bekommen, daß du die Hiebe, die er dir verabreicht, nicht aushalten kannst und vor der Zeit stirbst! Ich weiß nicht, wer dir dazu geraten hat, aber es kann nur ein Narr gewesen sein; und mich betrübt das, denn ich habe dich lieb und kenne dich seit langem und will nicht, daß es dir noch schlimmer als mir geht. Und wenn ich dich nicht kennte, würde mir das Herz deswegen nicht so schwer sein!“ Als die junge Nicola all das wohl vernommen hatte, begann sie ihm darwider zu sagen: „Ich bitte dich, Jaquinot, wenn du etwas weißt, was ich leicht tun kann, um mit

meinem Manne in Frieden zu leben, so sage es mir, ich bitte dich; denn ich sehe es nun, daß du es gut mit mir meinst und meine Ehre lieb hast; und um so vieles bitte ich dich, lieber Freund, rate mir!" Da sprach aber Jaquinot: „Nun denn, Nicola, mein Liebchen, was willst du tun, wenn du die erste Nacht mit ihm im Bette liegst? Was mußt du da tun, um dich bei ihm lieb Kind zu machen?" „Möge mir Gott helfen," sagte sie, „das weiß ich nicht!" „Ach, das ist der Haken," rief er, „der Zwietracht zwischen euch beiden stiften und dir Prügel einbringen wird!" Fragte Nicola darwider: „Und was muß ich tun, um seine Liebe zu gewinnen?" Entgegnete Jaquinot: „Heiliger Johann, ich müßte dir's zeigen, was du zu tun hast, und du müßtest dir deine Aufgabe gut einprägen!" „Ach ich bitte dich," drängte Nicola, „zeige mir meine Aufgabe und präge sie mir genau ein, und wahrlich ich will dir alle Tage Wein zu trinken geben!" „Ach Teufel," sagte Jaquinot, „das bringt man einem nicht ohne Geld bei, denn das Zeigen und Einbläuen bringt große Mühe mit sich; und ich sage dir, ich habe es auch nicht für nichts und wieder nichts gelernt. Willst du mir aber etwas Geld geben, so werde ich es dir mit Nutzen und ordentlich zeigen!" Sagte das Mädchen: „Meiner Treu, Jaquinot, ich hab nicht viel Geld, doch das wenige, welches ich habe, will ich dir wahrlich geben, vorausgesetzt natürlich daß du es mir gut beibringst, auf daß ich es gut bei meinem Manne habe!" „Nun gut," fragte Jaquinot, „wieviel Geld hast du denn?" Erwiderte sie: „Ich besitze hundert Sols

und verspreche, daß ich dir zu allen Mahlzeiten, als da sind Frühstück, Mittagbrot, Vesper, Abendessen, einen vollen Schoppen guten Weins geben will, wenn du mir diesen Dienst leistest!"

Als Jaquinot sah, daß sie mit gutem Willen dabei war, handelte er und wurde einig mit ihr und nahm die hundert Sols; hernach sprach er zu ihr: „Nun mußt du eins wissen, Nicola: um deine Aufgabe gut zu lernen, müssen wir beide ganz allein sein, und es dürfen keine Zeugen dieser Handlung beiwohnen. Und laß uns oben auf den Heuboden gehn, und ich will dich deine Arbeit lehren!" Und sie stiegen beide auf den Heuboden; dann begann Jaquinot ihr zu zeigen, wie man es machen mußte; und es kam ihr so süß vor, wie ihr niemals etwas in ihrem Leben vorgekommen war. Und er zeigte ihr liebreich, wie sie es machen mußte, und sprach zu ihr: „Nicola, mein Herzblatt, weißt du, was es gibt? Wenn ich dir einen Stoß versetze, mußt du mir zwei zurückgeben; und sei nicht untätig, bewege dich rasch und flink, und richte es ein, daß unter deinen Lenden ein Hase gesattelt und gespornt durchlaufen kann, und also wirst du es lernen!"

Und so wohl arbeitete Nicola, indem sie seine Lehren befolgte, daß es Jaquinot sehr zufrieden war. Dann nach diesem ersten Stoß gingen sie voneinander; und ihr müßt wissen, daß Nicola ihr Versprechen hielt, denn sie gab Jaquinot zu allen Mahlzeiten Wein zu trinken, aber er brachte ihr auch ihre Aufgabe gut bei. Um nun den Stoff ganz zu beherrschen, wollte das Mädchen so oft unter-

richtet sein, daß es der arme Jaquinot nur mit großer Mühe konnte, denn jeden Stoß, den sie bekam und nicht doppelt wieder heimzahlte, wiederholte sie.

Und so lange setzte sie den Unterricht fort, bis der Hochzeitstag vor der Türe stand und sie folgenden Tags verheiratet werden sollte. Und es konnten seit Beginn des Unterrichts bis zum Hochzeitstage gut sieben Monate verstrichen sein. Und ich versichere euch, sie konnte ihr Exempel gut lösen, denn sie hatte es oft gerechnet. Nun kam der Abend vor der Hochzeit und es sagte Nicola zu Jaquinot, daß sie ihre Aufgabe wiederholen müsse, auf daß sie sie andern Tags gut könne und ihr Mann mit ihr zufrieden sei. Sprach Jaquinot: „Wie, ich wüßte an deiner Stelle doch wahrlich jetzt etwas anderes zu tun. Ich versichere dir auch, Nicola, ich bin müde!“ „Beim heiligen Lupus,“ sagte sie darwider, „du mußt mich zu dieser Stunde unterrichten; habe ich dir nicht mein Geld und alle Tage Wein gegeben, und das nur, damit du mich gar oft unterweist?“ „Ach, zum Teufel,“ antwortete er, „man kann nicht so oft unterrichten. Es gibt kein noch so gutes Pferd, das nicht einmal widerspenstig ist!“ Aber gleichwohl unterrichtete er sie. Dann später folgenden Morgens, am Hochzeitstage, als die Heiratspakten unterzeichnet sind, schlägt sich Nicola ein wenig beiseite und sucht Jaquinot auf: „Nun, Jaquinot,“ fängt sie an, „nun, lieber Freund, schlägt die Stunde, in der wir Abschied nehmen müssen; ich bitte dich und deshalb kam ich, gib mir zu dieser Stunde noch einen wackren Stoß, auf daß ich meine Sache

gut kann, wenn ich bei meinem Manne liege; auch soll es ein Abschied von unserem Unterricht sein!" Da gab ihr denn Jaquinot noch einen tüchtigen, und zwar so von Herzen innigen Stoß mit auf den Weg, daß es Nicola wohl zufrieden war. Danach gingen alle, die bei der Hochzeit waren, ans Nachtessen; und als das festliche Essen beendigt war und man ein wenig getanzt hatte, beschloß man die Braut zu Bett zu bringen. Und man leitete sie ins Schlafgemach, was nicht ohne Gelächter und Witzeleien vor sich ging; auch gab man Nicola an, was sie zu tun habe, doch wußte sie das zufällig besser als die meisten aus der Gesellschaft. Bald hernach kam der Ehemann und legte sich zu seiner Frau ins Bett; und machte sich unverzüglich an seine Frau heran und stieß sie stark und fest, das Weibchen seinerseits aber stieß noch wackerer als er. Wer war über die Maßen erstaunt? Das war der Ehemann, und zwar nicht ohne Ursach, sintemal er seine Frau so geschickt fand. Sie bewegte sich bald nach dieser, bald nach jener Seite, so daß er gar schnell die erste Meile hinter sich hatte. Sobald er dort angekommen war, zog er sich ein wenig seitwärts und begann also zu seiner Frau zu reden: „Heda, Liebchen, Ihr seid ja erstaunlich geschickt in diesem Handel, und wer hat Euch den so gut gelehrt?" „Ach, beim Teufel," sagte sie darwider, „ich habe es nicht für nichts und wieder nichts gelernt, es hat mich hundert Sols gekostet!" Dann erzählte sie ihm Punkt für Punkt die Geschichte, wie sie verlaufen war, und daß sie es erlernt habe, um ihm einen Dienst zu erweisen, auf

daß er sie auch mehr liebe und sie nicht schlüge, und erzählte ihm alles, so Jaquinot getan hatte. Und wer war gar sehr betrübt? Das war der arme Ehemann, und hielt sich an einem der Bettenden, ohne sein Weib weiter zu stoßen und schlief bis zum folgenden Morgen. Als der Morgen kam, stand der Gatte ganz schmerzensreich und betrübt auf und zog sich an und ging zu dem Vater und der Mutter seiner Frau und erzählte ihnen alles. Und die wurden schmerzensreich und traurig, als sie hörten, daß ihre Tochter also unterrichtet worden war; und Jaquinot ward gerufen, und er kam, ohne an etwas zu denken. Und sie begannen ihn aus Leibeskräften zu schlagen; aber er fand Gelegenheit auszureißen, und floh und kehrte nicht wieder ins Haus zurück. Und es verbreitete sich dann die Geschichte dieses Unterrichts im ganzen Dorfe und kam sogar dem Grafen von Breene zu Ohren, welcher sehr herzlich darüber lachte. Und er ließ besagten Jaquinot holen, da er ihn sprechen wollte, um die Wahrheit in dieser Sache zu erfahren; der aber erzählte ihm alles von Anfang an. Und sprach: „Ach, gnädiger Herr, ich konnte nicht dabei zur Ruhe kommen, immer kam sie zu mir, um zu lernen, so daß ich einmal gezwungen wurde, sie mehr denn achtmal an einem Tage zu unterweisen; und deshalb, gnädiger Herr, ist es gar nicht so verwunderlich, wenn sie ihre Aufgabe so wohl zu lösen vermag. Und mich dünkt, ihr Ehemann braucht sich gar nicht so sehr darüber aufzuregen, denn er hat die Bahn doch frei gefunden!“ Da begann der Herr Graf gar herzhaft zu

lachen und entließ Jaquinot und sagte, er wäre ein wackrer Bursche.

Der Ehemann aber blieb mit seinem Weibchen zusammen, Gott sei Dank, und ließ sie es nicht entgelten, hatte es doch das arme Weibchen nur getan, um ihm einen Dienst zu erweisen, auf daß er besser mit ihr zufrieden wäre. Doch er war darüber nicht sehr zufrieden und mußte es mit dem Spiele bewenden lassen.

Und ich versichere euch, daß dies eine wahre und wahrhaftige Geschichte ist, welche im besagten Orte Breene im Jahre fünfzehnhundert sechsunddreißig im Maimonde geschehen ist.

DIE SECHZEHNTE NOVELLE

Von einem jungen Burschen, den sein Vater verheiraten wollte, der aber wollte zwei Frauen auf einmal haben, doch gab er sich dann mit einer zufrieden.

Vor nicht gar langer Zeit lebte in La Rochelle ein reicher Kaufmann; dieser hatte einen Sohn, welcher sehr verliebter Natur war. Und es war keine Magd, keine Frau, keine Zofe im Hause, die er nicht umarmte, wenn er sie erwischen konnte. Eines Tages unter den Tagen nun merkte der Vater die Aufführung des Sohnes und wußte nicht, wie er sie zu unterbinden vermöchte. War auch recht empört ob seiner Aufführung und dachte nach, wie er ihn wohl züchtigen könnte, aber er wußte kein anderes Heilmittel dafür zu ersinnen, als ihn zu verheiraten. So beschloß er denn fürs erste, ihn im Hause eines reichen Kaufmanns unterzubringen; und tatsächlich redete er seines Sohnes halber mit besagtem Kaufmann, und sie wurden eins, und der junge Mann tat seine Pflicht so rechtschaffen, daß es besagter Kaufmann wohl zufrieden war.

Und nun müßt ihr wissen, daß einige Zeit hernach der König seinen Einzug in La Rochelle hielt. Und es trafen in besagter Stadt viele Ritter ein, so daß der Kaufmann zu seinem Mißvergnügen das ganze Haus voller Edelleute hatte, welche er notgedrungen bei sich beherbergen mußte, dergestalt daß er nicht wußte, wo er seine Leute schlafen lassen sollte. Und um es euch

kund zu tun, besagter Kaufmann hatte eine über die Maßen schöne Tochter im Alter von fünfzehn bis sechzehn Jahren, welche allein in einem Bette in dem Gemache ihres Vaters und ihrer Mutter schlief. Und sie wußten nicht, wo sie ihren Diener des Platzmangels wegen, welche dort herrschte, schlafen lassen sollten, bis sie schließlich beschlossen, ihn bei ihrer Tochter schlafen zu lassen. Am Abend also, als sie zu Bette gingen, legten sie sie Rücken an Rücken, und morgens fanden sie sie also wieder vor, wie sie sie schlafen gelegt hatten, und dieserhalb machten sie sich weiter keine Gedanken. So nun schliefen sie wohl sieben bis acht Tage, denn so lange blieb der König in La Rochelle. Einige Zeit nun nachdem der König aufgebrochen war, etwa nach drei oder vier Monaten, bemerkte man, daß die Kaufmannstochter dick wurde. Wer war gar sehr erstaunt? Das waren des Mädchens Vater und Mutter; und der Kaufmann sagte zu seinem Weibe, daß dies eine erstaunliche Sache sei. „Heda," sagte er, „Rücken an Rücken habe ich sie gebettet und Rücken an Rücken fand ich sie wieder vor; wenn meine Tochter nun schwanger worden ist, wie kann das geschehen sein?" Sprach das Weib darwider: „Heiliger Johann, lieber Freund, sie werden sich wohl umgedreht haben!" „Wahrlich," sagte der, „ich glaub' es!" Und ging zu seinem Diener, um ihn durchzuprügeln, der aber floh zu seinem Vater und gewann seine Sache. Kurze Zeit hernach kam des Mädchens Vater, um beim Vater seines Dieners um des Schimpfes halber Klage zu



führen, welchen dessen Sohn seiner Tochter zugefügt hatte. Der nun sagte, daß er kein Heilmittel hierfür wüßte, und es sei seiner Ansicht nach das beste, um die Ehre des Mädchens wieder herzustellen, wenn man sie miteinander verheiratete, welcher Meinung auch der Vater des Mädchens zustimmte. So kam denn der Vater des Gesellen zu seinem Sohne und hielt ihm die Unehrenhaftigkeit vor, die er in seines Herrn Hause begangen hatte, und daß er nicht wohlgetan habe. Kurz, er müsse das Mädchen heiraten, um ihre Ehre wiederherzustellen, andernfalls wäre des Mädchens Vater entschlossen, ihn den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Der junge Bursche nun antwortete seinem Vater, daß er es wohl zufrieden sei, sie mit einer anderen zu haben. „Wie," fragte der Vater, „willst du denn mehr als ein Weib haben?" Hub der an: „Meiner Treu, Vater, ich muß ihrer wenigstens zwei oder dreie haben!" „Ach wahrlich," sagte der Vater darwider, „du wirst dich mit einer begnügen; der ist kein Biedermann, der damit nicht zufrieden ist!" „Meiner Treu," sagte der Sohn zum Vater, „ich will mich nicht verheiraten, wenn ich nicht wenigstens ihrer zweie bekomme!" Antwortete der Vater: „Nun gut, jetzt wirst du diese da nehmen!" Und sagte, daß er ihm in vierzehn Tagen noch eine andere finden wolle. Antwortete der Sohn, daß die Frist gar zu lang wäre. „Mein Gott," entgegnete der Vater, „glaubst du denn, daß man eine ordentliche Frau so mir nichts dir nichts findet? Ich versichere dir, sie sind

gar schwer zu finden!" So nahm denn der Sohn diese erste Frau und sie wurden zusammen versprochen und verheiratet, worüber alle Verwandten und Freunde froh waren. Nach Verlauf von vierzehn Tagen nun stellte sich der Vater beim Sohne ein, um sich nach seinem Ergehen zu erkundigen. Sprach er zum Vater: „Gut geht's, alles geht, Gott sei Dank, gut!" Hub der Vater an: „Nun denn, ich hab noch ein anderes Weib für dich gefunden." „Ach, meiner Treu, Vater," entgegnete der Sohn, „ich hab jetzt und fernerhin an dieser einen genug, doch nehmt sie für Euch, wenn Ihr sie für gut befunden habt!" „Denkst du denn", fuhr der Vater fort, „ich wäre so gierig wie du, daß ich ihrer zweie oder drei haben möchte? Ich hab immer nur deine Mutter gehabt und werde wohl auch keine andere mehr haben; doch ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich denken wollte, daß dies lange anhält!" Also begnügte sich der Sohn mit der Frau, die er hatte; und ich versichere euch, es gibt überall auf der Welt welche, die da meinen, wenn sie verheiratet werden sollen, sie hätten weder an einem halben Dutzend Weiber genug, noch an einem Liebesspiel; doch sind sie erst verheiratet und haben ihr Tägliches bei ihnen, sind sie es sehr bald satt.

DIE SIEBENZEHNTE NOVELLE

Von einem Kaufmanne, der einem Pfarrer die Opferung aller Frauen abkauft, mit welchen er es gehalten hat; aber der Kaufmann wurde auch von seinem eigenen Weibe, das wie die andern Frauen zur Opferung ging, hintergangen.

Es lebte vor nicht gar langer Zeit in der Stadt Amboise oder genauer, auf daß ich nicht die Unwahrheit sage, in der Vorstadt besagten Ortes ein fröhlicher und herzhafter Pfarrherr, und war so frisch und munter und liebebedürftig, daß das Gerücht ziemlich laut in der Stadt ging, kaum eine Frau spräche mit ihm, die nicht alsogleich durch seine Reden verführt würde und ihm zu Willen wäre. Und des ferneren lief das Gerücht unter den Weibern, daß er mit dem besten Pflanzstock, mit dem man Menschen pflanzt, versehen wäre, welchen man jemals gesehen habe, dergestalt daß die Weiber, die darum hörten, gar unglücklich waren, wenn sie keine Prügel von seiner schönen Adamsrute schmecken konnten, sintemalen, wenn man des schönen Berichtes derer gedachte, die sie zu kosten gekriegt hatten. Und es war keine Frau in der ganzen Stadt, die nicht stolz oder doch sehr froh wurde, wenn sie besagter Pfarrer beachtete oder ihr einen Kratzfuß machte oder sie gar zum Essen oder Trinken in sein Haus einlud.

Nun verhielt es sich so, daß viele verheiratete Männer und andere hinreichend darum wußten und den guten

Pfarrer und die schönen Streiche, welche er wohl zu spielen verstand, ziemlich genau kannten. So fanden sich denn einmal drei oder vier zusammen mit besagtem Pfarrer beim Trinken ein, und es war drei oder vier Tage vor der Weihnacht. Und einer von diesen guten Kumpanen sagte nun zum Pfarrherrn: „Weihnacht steht vor der Türe, Herr Pfarrer, und Ihr werdet manchen Heller durch die Opferung, die man für Euch veranstaltet, einheimsen!" Erwiderte der Pfarrer: „Ich denke, es wird so ungefähr vier Laubtaler oder mehr noch geben!" „Beim Blute Gottes," sagte der andere darwider, „ich wette, es werden mehr denn hundert Heller allein von den Frauen dabei sein, mit denen Ihr's zu tun gehabt habt!" „Heiliger Johann, ich glaub es Euch", sagt ein anderer. „Hör zu, Pfarrer," hub ein guter Gesell an, der verheiratet war, „ich will dir sieben und einen halben Sol für deine Opferung in der Frühmette einzig und allein für die der Weiber geben, mit denen du zu schaffen gehabt hast und die dort zur Opferung kommen!" „Oh, meiner Treu, ich bin's zufrieden", entgegnete der Pfarrer. Also ward der Handel beschlossen und abgemacht, und der Pfarrer mußte sich eidlich verpflichten, dem, welcher den Handel mit ihm eingegangen war, zu sagen, wenn Weiber, mit denen er es gehalten hatte, zur Opferung kamen; und er mußte dann sagen: nimm. Also ward besagter Handel abgemacht und der Kaufmann sollte die Opferung auf der einen Seite in Empfang nehmen. „Meiner Treu," sagte der Gefährten einer, „du

wirst nicht viel dabei herausschlagen!" „Ach, was schiert mich das," sagte der, welcher den Handel eingegangen war, „ich tue es mehr, um die Weiber, die er verführt hat, kennen zu lernen, als um des Geldes willen, und auch des Vergnügens halber, welches ich dabei haben werde!" Sprach ein anderer: „Ja, aber zufällig kannst du irgendeine der Frauen kennen, bei der es dir nicht lieb ist!" „Beim Blute Gottes," versetzte der, „das ist mir alles eins, und wenn meine eigene Schwester dabei wäre!"

Nun kam der Weihnachtstag heran, und er mußte zur Frühmette gehen. Und es ward der Pfarrer gar wohl an das, welches er versprochen und geschworen hatte, gemahnt, auch daß er ihn nicht betrügen sollte, indem er besagte Abmachung umginge. Und die Stunde der Opferung kam, und der Kaufmann, welcher sie gekauft hatte, stand auf einer Seite und des Pfarrers Gehilfe auf der anderen. Die Weiber aber kamen zur Opferung, und zehn oder zwölf gingen vorüber, ohne daß der Pfarrer „nimm" sagte. Dann hinterdrein sah er zehn oder zwölf heran treten, drei davon waren von der Sippschaft und Gewandung des Pfarrers, der aber sagte „nimm", „nimm", „nimm", und es bewahrheitete sich, wenn man sagt, daß jeder Beruf gewöhnlich gern unter sich bleibt. Und sowie eine herantrat, von der er wußte, daß er es mit ihr zu tun gehabt hatte, sagte der Pfarrer stets: „nimm", solcherart daß er mehr als sechzig Heller in einem Zuge einstrich. Hernach geschah nun das Allerschönste: denn als das Weib unseres Almosenempfängers kam, um wie die

anderen zu opfern, ward sie ganz bestürzt, als sie ihren Mann die Opferung annehmen sah. Und es sprach der Pfarrer zu ihm: „nimm!“ Da ward unser Mann ganz verwirrt und begann die Farbe zu wechseln. „Nimm, zum Teufel, nimm,“ rief der Pfarrer, „nimm dreist. Heiliger Himmel, meinst du, ich will um eines Hellers willen meineidig werden?“ „Ach, verdammt,“ rief der Empfänger, „alle Teufel kommen über mich!“ Und ging fort und ließ alles liegen. Und Gott weiß, wie er hinterdrein mit seinem Pfarrer sprach. Der aber gab ihm zur Antwort und sagte, sich allzu genau wonach zu erkundigen, sei vom Übel, und er selber tue unrecht, seine Nase in alle Dinge zu stecken.

DIE ACHTZEHNTE NOVELLE

Von Abenteurern, die an der Hölle lärmten, um alle Teufel aufzufressen, und dann nachher in die Hölle spazierten.

Um unsere Aufzählung von Abenteuern fortzusetzen, also wie man oft sagt, wenn man wunderbare und merkwürdige Dinge zu erzählen hat: es geschah wahrlich einmal, daß sich in einem Dorfe zwischen Paris und Troyes ein Teufel in der Gestalt eines jungen Dorfburschen aufhielt. Dieser Teufel aber war dorthin gekommen, um die armen Leute besagten Dorfes zu versuchen. Und wie er also durch das Dorf ging, kam er an ein Haus, allwo er sich als Diener anbot, um die da drinnen zu täuschen und zu hintergehen. Und wirklich, ein Mann fragte ihn, worauf er sich gut verstünde. Er aber antwortete, daß er alles verrichtete, was man ihm auftrüge, wie pflügen, arbeiten, mähen, Heu machen, Pferde striegeln, braten, kochen und manches andere. Da sagte denn der Biedermann: „Das ist ganz ein Bursche, wie ich ihn brauche", und nahm ihn freundlich auf; und ward eins mit dem Teufel, welcher ihm so gut diente, daß jedermann sich wunderte und der Wirt über die Maßen zufrieden mit ihm war.

Eines Tages unter den Tagen nun geschah es, daß ein großer Trupp Abenteurer vorüberkam; und besagtes Dorf ward ganz voll von ihnen, so daß sechs oder sieben Mann in dem Hause des Biedermanns, allwo sich der

Teufel aufhielt, herbergten. Doch als sie da hereingekommen waren, ging alles, Gott weiß wie, drüber und drunter. Sie schlachteten Hühner, Kapaune, Tauben und Schweine und Milchtiere, kurz es war großes Elend, das sie anstifteten. Und dann hernach spickten sie alles und drehten es am Spieß. Nun müßt ihr wissen, daß der Teufel beständig den Spieß drehte und etwas Speck darüber legte. Als nun das Essen fertig war, wurde der Tisch hergerichtet und das Fleisch darauf gestellt, und die Abenteurer nahmen Platz und, Gott weiß, wie sie es verschlangen. Die Zähne waren noch nicht warm und schon war alles Fleisch vertilgt. „Beim Leibe des Herrn," sagte einer, „ich hab meinen Bauch noch nicht halb vollgeschlagen!" „Ich auch nicht," entgegnete ein anderer, „ich habe die Därme kaum eine halbe Elle hoch voll!" Und wieder ein anderer hub an: „Beim Tode des Heilands, ich könnte allein ein ganzes Rind in dieser Stunde hinterschlucken!" „Gott verflucht," sagte ein anderer darwider, „ich würde, ich ganz alleine, einen ganzen Teufel mit Hörnern und allem vertilgen!" Und wißt ihr, was ein anderer sagte? „Beim Tode des Heilands, wenn ich ein halbes Dutzend dieser Teufel hätte, von denen du redest, und sie wären gut frikassiert, ich würde sie alle verspeisen!" „He, wie," sagte ein anderer, „wißt ihr nichts besseres? Ich verleugne den, der mich gemacht hat, wenn ich nicht, wäre ich zu dieser Stunde in der Hölle, Lucifer, Satan, Astarte, Belial, Marculf, Torcu, Torvant und alle Teufel, die in der Hölle sind, fräße!"

Und als des Wirts Diener, der ein Teufel war, sie also sprechen hörte, hatte er eine so große Angst wie nie ein Mensch. „Wißt ihr was?“ rief der Abenteurer einer, „gottverflucht, wer hält mit, wir wollen nach der Hölle ziehen und Lucifer und alle Teufel der Hölle auffressen!“ „Auf,“ rief einer, „auf, auf zum Marsche!“ Und sie brechen alle zusammen auf und schlagen den Weg nach der Hölle ein. Als der Teufel, des Wirts Diener, sieht, daß sie alle aufbrechen und den Weg nach der Hölle nehmen, läßt er seinen Herrn Herr sein und läuft in die Hölle und schreit und klopft an das Tor: „Macht auf, macht schnell die Tore auf und laßt mich ein!“ Ruft Lucifer: „Heda, was hast du so laut zu schreien!“ „Macht schnell auf,“ brüllt der darwider, „wir sind alle verloren!“ Das Tor aber ward ihm aufgetan. Als er eingetreten war, konnte er kaum Atem kriegen, so schnell war er gelaufen; dann fragte ihn Lucifer, was er denn habe, daß er so erhitzt sei. „Ach, Meister, verschließt schnell alle Türen ordentlich, sonst sind wir alle verloren!“ „Wieso?“ fragte Lucifer. Da nun erzählte er Wort für Wort, was vorgefallen war, und daß eine Schar Abenteurer gegen die Hölle zöge, die sie alle auffressen wollten. Rief Lucifer: „Halt's Maul, laß sie nur kommen, ich will ein Wörtchen mit ihnen reden!“ Und er erzählte weiter, wie er bei einem biedern Landmanne gewesen sei, zu dem die Abenteurer gekommen wären, und wie sie alles vertilgten, ganz gleich wo sie wären.

Und es dauerte nicht lange und es rüttelte die Schar Abenteurer am Höllentore. „Heda," rief Lucifer, „liebe Herrn, was wollt Ihr, daß Ihr so laut pocht?" „Öffne," schrie einer, „gottverflucht, ich will hinein!" Darwider sagte Lucifer: „Noch sollt Ihr nicht hereinkommen!" „Beim Tode des Heilands," rief ein anderer, „wir werden es doch." „Geht, geht," rief Lucifer, „Ihr Teufelsfresser, Ihr kommt zu dieser Stunde nicht herein, aber der Tag wird kommen, allwo ich Euch alle mit Leib und Seel bekomme, wennschon es auch später ist; jetzt geht nur immer, denn Ihr kommt jetzt nun und nimmer herein!" Und als sie sahen, daß sie nicht hineinkommen konnten, zogen sie alle zusammen ab, um irgendein anderes schönes Abenteuer aufzuspüren.

Und Lucifer sprach zu den anderen Teufeln: „Laßt sie gehen, wir werden sie doch bald haben!" Und ich versichere euch, sie werden sie auch haben, denn man sagt gewöhnlich: Wer tut, was er nicht soll, bekommt, was er nicht will.

DIE NEUNZEHNTE NOVELLE

Von einem Knappen, der um eines Hundes willen einen Maler tötete, doch er ward trotz der Reiter, die ihn davor bewahren wollten, gehängt und erdrosselt.

Unter allen anderen Neuigkeiten will ich euch auch eine des Gedächtnisses würdige Sache erzählen, und wie ein guter Richter wohl zu schätzen ist; doch nicht oft findet sich einer, der immer eine Wache hinter sich hat.

Wahr ist's, daß vor nicht langer Zeit in Chalons an der Marne eine Reiterschar war, die dort als Besatzung lag. Nun geschah es eines Tages unter den Tagen, daß ihrer Knappen einer, ein großer und dicker Mensch, welcher vor nichts zurückschreckte, ein Pferd zur Tränke führte; und als er vom Flusse zurückkehrte, kam er an der Türe eines Malers vorbei. Der aber war ein echter Biedermann und wohlgelitten bei allen Bürgern der Stadt, denn er war ein sehr trefflicher Arbeiter in seinem Handwerke. Nun hatte dieser Maler einen Hund, der das Pferd, welches der andere führte, derartig anblaffte, daß es besagten Knappen über die Maßen verdroß. Und wendete alsogleich um und setzte dem Hunde nach; und als er sah, daß er besagten Hund nicht erwischen konnte, stieg er ab und gab sein Pferd seiner Gefährten einem. Dann zog er den Degen und verfolgte den Hund bis an die Haustür seines Herrn und tötete ihn gerade an der Hauspforte. Besagter Maler aber vernahm den Lärm und eilte aus dem Hause und sah, daß der andere seinen Hund

getötet hatte. Und ward sehr verdrossen darob und begann ihm mit Worten zuzusetzen, indem er sagte, er habe übel gehandelt, also böswillig seinen Hund getötet zu haben, und daß ihm das sehr verquer käme. Da antwortete denn der Knappe, wenn er ihm den Kopf warm mache, würde er ihn, beim Tode des Heilands, ebenso behandeln. Und sie begannen gar heftig miteinander zu hadern, so daß mehrere Nachbarn zusammenliefen, die den ganzen bösen Handel mit ansahen. Sagte der Maler, er habe unrecht getan, seinen Hund also zu töten, sintemal er ihm kein Leids angetan hätte; und stets war der Knappe entrüstet über den anderen und immer zankte er sich mit ihm. Nachdem sie einander viele Grobheiten gesagt hatten, schien der Knappe fortzugehn, doch wendete er sich ganz plötzlich gegen den Maler und rannte ihm seinen Degen durch den Leib, so daß er ihn jäh tötete. Und die Nachbarn begannen Mordio zu schreien, und der andere flüchtete, was das Zeug halten wollte, nach der Wohnung seines Herrn, im Glauben dort in Sicherheit zu sein. Das Gericht wurde nun benachrichtigt, man schickte Häscher in Mengen aus, und solange waren sie dem Mörder nach, bis sie ihn fanden; und gebunden und geknebelt führte man ihn als Gefangenen in den königlichen Kerker. Hiernach wurden sowohl über die Aufführung des einen wie des anderen Untersuchungen angestellt, und es erwies sich und ward bewiesen, daß besagter Knappe groß unrecht hatte, denn der Maler war wohlgelitten und der andere hatte ihn

feige und hinterlistig und um nichts getötet. So verurteilte ihn denn der Richter, er solle unverzüglich und ohne Gnadenfrist erhängt und erdrosselt werden.

Über solchen Ausgang aber waren besagte Reiter, die da als Besatzung lagen, gar sehr aufgebracht und sprachen unter sich: „Das würde wahrlich eine große Unehre für uns sein, wenn wir zugäben, daß unser Kumpan da gehängt wird!“ Und beschlossen untereinander, daß sie ihn retten wollten. Und als sie erfahren, daß man ihn zu hängen gewillt war, machen sie sich wahrlich alle wohl bewaffnet heimlich auf und gehen zu der Gerichtswache, welche beauftragt war, den Mörder zu holen, und kommen zu zweit, zu viert, zu sechsehn, ohne scheinbar etwas anderes vorzuhaben, als sich zu ergötzen, und stehen dort alle in der Erwartung, daß man ihren Gefährten abholt, um ihn dann zu erretten und aus den Händen des Henkers zu befreien. Jemand aber durchschaute den Plan, welchen sie gefaßt hatten, und lief zum Richter, um ihn davon in Kenntnis zu setzen, und sprach: „Herr, alle Reiter der Besatzung unserer Stadt stehen bei der Gerichtswache und sind willens, den Übeltäter, den Ihr holen lassen wollt, in Schutz zu nehmen!“ Der Richter nun ließ diesen an seinem Platze und verkündete, daß er an diesem Tage nicht gehängt werden sollte, und er ward im tiefsten Verließe des Kerkers verwahrt. Folgenden Tags beizeiten jedoch schickte der Richter einen Trompeter an alle Straßenecken der Stadt, welcher nach einem Trompetenstoß kund tat, daß sich bei Strafe von zehn

Mark Silbers alle Bauern und Einwohner besagter Stadt und jedes Hauses, in dem es ein bewaffnetes und bewehrtes Mannsbild gäbe, zu gegenwärtiger Stunde vor dem Hause des Richters einfinden sollten, um das Recht zu schützen. Hierauf fanden sich alsobald auf den Straßen und vor dem Stadttore mehr denn viertausend Leute ein. Und es ward besagter Gesell von der Gerichtswache herbeigebracht und aufgehängt und erdrosselt, ohne daß die Reiter sich hineinzumischen wagten. Solcherart hielt der Richter gut Gericht, aber alle Richter handeln nicht so.

DIE ZWANZIGSTE NOVELLE

Von einem Priester, welcher in eine Malersfrau verliebt ist und den Gekreuzigten ganz nackt auf einem Kreuze darstellte, und was ihm dann zustieß.

Unter vielen anderen Geschichten, die hier erzählt werden sollen, will ich euch eine mitteilen, die der Erinnerung wert ist. In der Stadt Troyes lebte vor nicht unlangen Zeiten ein herzhafter Maler und Bildschnitzer, und war ein munterer Gesell und tüchtiger Arbeiter in seinem Berufe, und war fleißig; hatte auch ein sehr schönes und wohl verziertes Gewölbe. Nun müßt ihr wissen, daß dieser Maler, von dem wir sprechen, ein sehr schönes und ehrbares Weib hatte, welches, wie man zu sagen pflegt, das größte Gut ist, das ein Mann wohl haben kann. Und sie war es auch wirklich. Und zufällig gab es da einen Pfarrer in der Stadt, welcher so verliebt in diese schöne Malersfrau war, daß er schier den Verstand darüber verlor; und soviel er auch an ihrem Hause vorüberstrich, so wußte er doch nicht, wie er ihrer habhaft werden konnte. Und mehrere Male setzte er ihr zu, aber sie wollte nichts von ihm wissen. So viele Male hatte er sie angesprochen, daß sie ganz erbost darüber ward und sich fest vornahm, es ihrem Manne zu sagen.

Nun müßt ihr wissen, daß dorthin zwei Ortsvorsteher auf einem Dorfe gekommen waren, welches fünf oder sechs Meilen fern lag; die nun waren nicht die klügsten und wollten einen Gekreuzigten für ihre Kirche kaufen und

gerieten zufällig in das Gewölbe des Malers, von dem die Rede ist. Und wie ich euch gesagt habe, war er ein lustiger Bruder, keck und beherzt, und sah die guten Landleute an, und er merkte wohl, daß sie nicht wußten, was sie sagen sollten, und fragte sie: „Was gibt's, liebe Leute, und was wollt ihr haben?" Da antwortete denn einer: „Wißt Ihr, was es gibt, Meister? Ihr müßt wissen, daß wir unsere Kirche ganz neu mit schöner Maurerarbeit wieder haben auffrischen lassen, und da wir es auf uns genommen haben, sie schön wieder in Stand zu setzen, müssen wir auch einen neuen Gekreuzigten haben, der groß und schön gearbeitet ist. Und wir wenden uns daher an Euch, auf daß Ihr uns einen gegen guten Entgelt herstellt, sintemal man uns gesagt hat, Ihr wäret ein guter Meister!" „Nun denn," sprach der Maler, „ich will euch den Gewünschten gern machen, doch wie groß soll er denn sein?" „Meiner Treu," sagte einer der Vorsteher, „er muß schön und von Mannesgröße sein!" Entgegnete der Maler: „Nun gut, aber wollt ihr ihn tot oder lebendig haben?" „Ach heiliger Johann," sagten die darwider, „davon hat man uns nichts gesagt. Doch wir müssen ja angeben, wie wir ihn haben wollen; ich will Euch sagen, Meister, was wir tun wollen, wir nehmen Abschied von Euch bis morgen und dann kommen wir zu Euch zurück und geben Euch Bescheid!" „Nun, denn Gott befohlen!" sagte der Meister.

Sie aber kehrten in ihre Herberge zurück, indem sie über die Angelegenheit sprachen, und nahmen sich vor,

in ihr Dorf zurückzukehren, um nachzufragen, ob sie einen toten oder lebenden Gekreuzigten haben wollten. Einer der Vorsteher aber besann sich und sprach: „Ins Dorf zurückgehen würde große Mühe machen und dem Dorfe viel kosten; doch ich habe einen anderen Plan, laß uns einen ganz lebendigen nehmen, und wenn wir angekommen sind, verdecken wir ihn und fragen sie, wie sie ihn haben wollen. Und wollen sie ihn lebend haben, zeigen wir ihn ihnen so, wie er ist, wollen sie jedoch einen Toten, dann schlagen wir ihn erst tot!" Und also beschlossen sie und dann legten sie sich bis zum Morgen schlafen.

Nun wollen wir auf den Handel zwischen der Frau und dem Pfarrer zurückkommen. Des Malers Weibchen, welches züchtig und sittsam war und das des Pfarrers Worte beleidigten, sagte zu ihrem Manne, wie ihr der Pfarrer unaufhörlich zusetze, wo er sie nur fände, und ihr Gold und Silber, Ringe, Geschmeide und was es an Köstlichkeiten gäbe, verspräche, denn er habe eine fette Pfründe. „Nun, weißt du was?" fing der Maler an, „wenn er dich das nächstemal anspricht und dir so viel Geld bietet, sag ihm, du seist es zufrieden und er solle sich nicht länger über dich zu beklagen haben. Und ich will scheinbar fortgehn und bald unerwartet zurückkommen und ihn dann ganz nackt im Bette fassen. Und beim Tode des Heilands, er soll wenigstens Geld und Kleider dalassen, wenn ihn der Teufel nicht holt!" Und solcherart ward es zwischen ihnen abgemacht; und es währte nicht lange und der Pfarrer begegnete der Malersfrau und machte ihr,

Gott weiß wie, den Hof und setzte ihr nach seiner Gewohnheit zu. Da antwortete denn das Weib: „Wenn ich wüßte, lieber Herr, daß Ihr Euch nicht lustig über mich macht und mir das Versprochene gebt, will ich darein willigen!" Sagte der Pfarrer darwider: „Ach ich schwöre Euch, Herzchen, ich will lieber des Todes sterben als Euch hintergehn; und will Euch frohen Herzens hundert Laubtaler oder mehr geben!" „Nun denn, lieber Herr," entgegnete die Frau, „das kommt mir gerade recht, denn mein Mann hat mir ein Kleid verweigert, welches ich haben wollte; nun sollt Ihr es mir schenken. Und morgen früh ist auch mein Mann mit seinem Gehilfen von vier Uhr ab auswärts, und sie malen in einem Dorfe Heiligenbilder und kommen erst in drei Tagen wieder!" Sprach der Pfarrer: „O Gott, das kommt mir zu Passe, ich will gewißlich zu Euch kommen und das Geld, ja mehr noch, mitbringen!" Und sie gehen voneinander, nachdem sie sich verabschiedet haben. Dann kommt die schöne Malersfrau in ihr Haus zurück und erzählt ihrem Manne, was sie alles eingefädelt hat, und wie der Pfarrer folgenden Morgens kommen würde, um bei ihr zu liegen. Der Tag verging und auch die Nacht bis zum kommenden Morgen; und der Maler ging mit seinem Gehilfen, den er gut vorbereitet hatte, was er tun sollte, aus dem Hause, um nach besagtem Dorfe zum Malen zu wandern, doch hatten sie keine große Lust, weit fort zu gehn. Der gute Pfarrer aber schlief nicht, sondern machte den Aufpasser; und als der Maler aufbrach, sah er ihn mit seinem Gehilfen aus dem

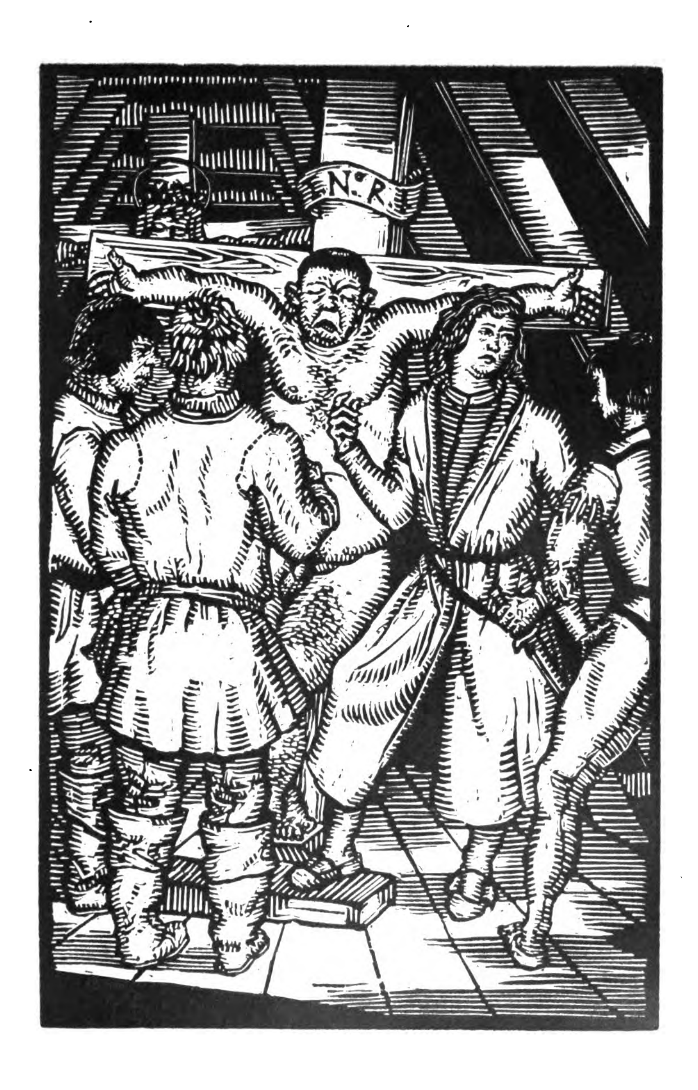
Hause kommen, und kaum waren sie ein wenig fort, da war kein Mensch froher als er, und lief schnell hin und rüttelte an der Haustüre, welche ihm alsogleich aufgemacht wurde, denn die Frau machte den Aufpasser. Da trat nun besagter Pfarrer ein, und nachdem die Türe verschlossen war, küßte und umhalste er die Frau, welche ihn fragte: „Lieber Herr, habt Ihr auch Euer Versprechen gehalten?" „Ja," sagte er, „bei meinem Seelenheil; nehmt diese Börse, welche ihre hundertzwanzig Laubtaler enthält, das sind zwanzig mehr für das Kleid; doch legen wir uns nur gleich zu Bette!" „Wohl, lieber Herr," sagte die Frau darwider, „ziehen wir uns rasch aus!" Und der Pfarrer zog sich flink ganz nackt aus und legte sich auf das Bett, dann sagte er zu dem Weibchen, sie solle schnell kommen. Da nun schnürte sie sich ganz langsam den Rock auf, und als sie an die Hose kam, konnte sie sie nicht aufknüpfen, denn sie hörte ihren Mann kommen. Und der Pfarrer war sehr erbost, als sie nicht zu ihm kroch. Aber ganz plötzlich kam ihr Mann und pochte an die Türe. „O Jesus," ruft die Frau, „wer ist denn da? Ich bin verloren und entehrt!" „Heda," sagt der Pfarrer, „seht nach, wer es ist! Mit Gottes Hilfe wird alles gut werden!" Da öffnet sie das Fenster und schaut nach unten und sieht ihren Mann, welcher ruft: „Öffne die Türe, wir haben etwas mitzunehmen vergessen!" „Wehe," spricht sie, „mein Mann ist da und hat etwas mitzunehmen vergessen, welches er jetzt holen will!" „Wie," sagt der Pfarrer, „Liebchen, versteckt mich flink irgendwo, bis

er wieder fortgegangen ist!“ Sagte die Frau darwider: „Steigt schnell in die Werkstatt und steckt Euch da hinter die Kreuze, welche da stehen, denn dort wird Euch keiner sehen.“ Da eilte der Pfarrer mutternackt hinauf und die Frau öffnet ihrem Manne die Tür. Der aber sagt ihr, als er eingetreten ist, daß sie einige ihrer Werkzeuge vergessen hätten, und heimlich fragt er sie: „Ist der Pfarrer da?“ „Ja,“ sagte sie, „und er ist nach oben gelaufen und ich will hinaufgehn und ihn etwas trösten!“ Dann geht die Frau in die Werkstatt, allwo der Pfarrer saß, und spricht: „Ach, lieber Herr Pfarrer, ich bin gar betrübt über das Mißgeschick, welches also eingetroffen ist, aber ich sage Euch, habt Geduld, sie werden bald wieder fortgehn!“ „Wie,“ sagte der Pfarrer, „hoffentlich; aber ich sterbe vor Kälte, sintemal ich hier ganz nackt bin. Wenn ich wenigstens meinen Rock hätte, würde ich mir weiter keine Sorgen machen!“ Fuhr sie fort: „Ach, lieber Freund, es ist besser, daß Ihr also da seid, denn der Gehilfe kommt bald nach hier oben, und wenn Ihr Euch dann, nackend wie Ihr seid, auf eines der Kreuze da setzt gleicht ihr einem Gekreuzigten. Und hier ist ein Loch, durch das man in mein Zimmer sehn kann, blickt hindurch und paßt auf, ob sie weggehn. Und dann kommt herunter und dann will ich Euch schon warm machen!“ „Das ist ja eine schöne Aussicht“, sagt der Pfarrer. Und die Frau geht nach unten und der Meister spricht mit seinem Gehilfen und sagt, er sei der größte Tunichtgut auf dem Erdboden, und stets vergäße er die Hälfte der

Werkzeuge. Sprach der Meister: „Nun paß gut auf, daß uns jetzt nichts fehlt!“ Dann geht der Bursche nach oben, um seine Farben zu holen, und als der Pfarrer ihn durch sein Loch kommen sieht, setzt er sich mutternackt auf ein Kreuz. Und der Bursche sieht ihn wohl, tut aber nicht desgleichen, und nimmt die nötigen Farben und geht wieder nach unten. Der Pfarrer aber war froh, denn er meinte, sie gingen nun wieder fort.

Dann begab er sich wieder an sein Guckloch. Sagte der Meister: „Nun, haben wir jetzt alles?“ „Ja, Meister,“ antwortete der Bursche. „Nun, mit Gott, laß uns gehen!“ „Ach Meister,“ fing der Bursche wieder an, „wißt Ihr, was ich sagen will? Es ist besser, wir frühstücken, ehe wir gehn, denn es ist bereits spät, und außerdem geben wir hier drinnen um die Hälfte weniger aus, als wenn wir in der Gaststube essen!“ „Heiliger Johann,“ sagte der Meister, „du hast ganz recht!“ Und sprach zu seinem Weibe: „Geh', und hole Wein!“ Und als der Pfarrer das hörte, war er, weiß Gott, nicht froh. Und sie setzten sich beide ans Frühstück, und die Frau auch, und ließen sich's wohl sein, und der Mann fragte, ob sie die Laubtaler hätte. „Ja,“ sagte sie, „sorg' dich nicht darum.“ Und wie sie also frühstückten, kamen die beiden Ortsvorsteher des Dorfes, welche den Gekreuzigten haben wollten. Und es ließ sie der Meister ein und nötigte sie an den Frühstückstisch, und als sie dann gefrühstückt hatten, sprach der Meister zu ihnen: „Nun, liebe Herrn, was wollt ihr sagen?“ Antworteten die: „Wir wollen

Eure Gekreuzigten ansehen!" „Das ist wohlgesprochen," fuhr der Meister fort, „kommt also nach oben, ich will sie euch zeigen!" Da war der arme Pfarrer gar bestürzt, als er vernahm, daß man ihn sehen wollte, und setzte sich mutternackt auf ein Kreuz, wie er es vorher getan hatte. Und als sie alle nach oben gekommen waren, sahen sie die Gekreuzigten von dieser und jener Seite an, um zu sehen, welcher ihnen am besten gefiele. Und wie sie sie also betrachteten, hub der Meister zu seinem Gehilfen an: „Ich gebe zu, Johann, du machst deine Sache jetzt gut!" Und indem er den Pfarrer ansah, der sich gut auf dem Kreuze da ausnahm, fuhr er fort: „Komm her, Johann, wann hast du den da fertig gemacht? Ich muß gestehen, er ist sehr lebensgetreu geworden!" Sagte der Bursche darwider: „Es mögen acht Tage her sein, daß ich ihn vollendete!" Nach solchen Worten zog der Meister ein großes Messer hervor, welches er bei sich trug. „He, komm her, unnützer Bursche, wer hat dich gelehrt, ihnen so große Hoden zu machen?" Und dann lief er mit seinem Messer auf das Kreuz zu und schnitt dem Pfarrer die Hoden ab; der nun fing gar laut zu schreien an: „Jesus, ich bin des Todes!" Und dann floh er, was das Zeug halten wollte, mutternackt aus dem Hause. „Jesus, ein Wunder," schrie der Meister, „einer meiner Gekreuzigten geht durch! Nun, ihr Herrn, der da ist ein Gekreuzigter, welcher lebt, wollt ihr einen solchen haben?" „Meiner Treu," sagte einer der Ortsvorsteher, „ich bin nicht dafür, daß wir einen Lebenden nehmen,


N. R.

denn er könnte uns wohl, wie der da, durch die Lappen gehn, und dann wäre unser Geld hin!"

So wurden sie denn eins, einen anderen zu nehmen, welchen sie dem Meister so gut bezahlten, daß er es zufrieden war. Doch der Pfarrer war nicht zufrieden, denn er hatte seine Hoden und sein Geld und sein Gewand dagelassen und dennoch nichts von dem Weibchen gehabt, worüber er noch am traurigsten war.

DIE EINUNDZWANZIGSTE NOVELLE

Von einem jungen Manne und einer Jungfrau, die sehr früh miteinander verheiratet wurden; und der Gatte ging lange Zeit nach Paris, und als er zurückkam, fragte ihn sein Weib, was er mit seinem kleinen Ackermännlein angestellt habe, welches er ehedem gehabt.

Nach dem Evangelium ist nichts so wahr, als daß es einmal in Poitiers einen reichen Kaufmann gab, der eine gar schöne Tochter hatte. Nun gab es dort außerdem noch einen reichen Kaufmann, welcher Vater eines schönen und jungen Sohnes war; und der war klug und gelehrsam und ging zur Schule. Nun müßt ihr wissen, daß sich diese beiden Kaufleute einstmals über mancherlei Dinge unterhielten und kamen auch auf ihre beiden Kinder zu sprechen, und daß es eine schöne Heirat geben würde, wenn man sie beide zusammen vereinigte. Doch hatte das noch Zeit, denn sie waren beide zu jung; anderseits aber wußten Väter und Mütter nicht, ob sie lange genug leben würden, um sie einander heiraten zu sehen, daher beschlossen sie denn, die Heirat solle stattfinden. Und ungeachtet ihres Alters und ihrer körperlichen Unreife wurden sie fest versprochen und verheiratet. Nachdem die Heirat vollzogen und sie ein halbes Jahr oder ungefähr zusammen gewesen waren, beschloß der Vater des jungen Gatten, welcher nicht älter als fünfzehn Jahre war, ihn nach Paris auf die hohe Schule zu schicken, auf daß er dort studierte. Nach Beschluß

der Väter und Mütter reiste er ab und ließ seine junge Frau unter der Obhut seiner Eltern zurück, welche sie sorglich beschirmten. Der junge Gatte aber war in Paris auf der hohen Schule, allwo er wacker bestrebt war, mancherlei zu profitieren; und es währte ziemlich lange, bis ihm das Lernen langweilig wurde, denn er war sechs oder sieben Jahre dort gewesen, ohne sein Weib zu sehen, welches ihn schließlich verdroß. So teilte er denn seinem Vater und seiner Mutter mit, daß er sich langweile und zurückkommen wolle, um seine Frau zu sehn, worüber die herzlich froh waren; und ließen ihn zurückkommen und bereiteten ihm Gott weiß welchen Empfang. Es war wie eine zweite Hochzeit. Er herzte und küßte sein Weib, und es war erstaunlich, welche Freude sie aneinander hatten. Nun kam die Stunde des Schlafengehens heran und sie gingen zu Bett; und ihr müßt wissen, daß der junge Schelm, solange er in Paris gewesen, fast um die Hälfte größer und breiter geworden war, denn alle seine Glieder waren gewachsen, und vor allem das kleine Glied, womit sein Weib gar sehr zufrieden war. Als er sie nun in seinen Armen hatte, erdreistete sich der kleine Dummkopf und fragte: „Heda, lieber Freund, was habt Ihr mit Eurem kleinen Ackermännlein angestellt, welches Ihr hattet, ehe Ihr nach Paris ginget?" „He, warum, liebes Herzblatt," sagte der, „was wollt Ihr damit sagen?" „Wir hatten uns ein Loch danach gemacht, um es da hineinzusperren!" „Ach, heiliger Johann," sagte er darwider, „ich fühle mich wahr-

lich beschämt, denn dieses Ackermännlein hier ist noch nicht kräftig genug, um Euch das Loch zu stopfen!" Da ward die junge Frau ganz beschämt, sintemal sie wohl merkte, daß er sich darüber ärgerte und die Sache zu Herzen nahm. Fuhr sie fort: „Ach, lieber Freund, erbost Euch nicht darob, denn ich habe es nur gesagt, dieweil ich mich darüber freute!" „Nein, nein," entgegnete er, „es ist schon gut!"

Ich glaube, daß es viele Frauen auf dem Erdboden gibt, die, wenn sie ein sehr großes Ackermännlein fühlen, sich noch ein anderes und sehr viel größeres wünschen, und sich ein Loch dazu einrichten, wie es die arme junge Frau tat, ohne sich etwas dabei zu denken.

DIE ZWEIUNDZWANZIGSTE NOVELLE

Von einem Richter zu Troyes, der in Rechtssachen sehr strenge und gerechte Urteile fällte.

Es geschah einmal, daß in der Stadt Troyes ein sehr weiser und verständiger Richter lebte, welcher in Rechtsstreitigkeiten, die ihm vorkamen, gerecht und billig, und zwar nach strengster Wahrheit urteilte, ohne die Leute zu plündern oder zu berauben. Nun lebte in besagter Stadt ein reicher Mann und großer Wucherer; und es hatte besagter reicher Mann einen armen Nachbar, der ein Haus hatte, welches nicht viel galt und an des Reichen Haus angrenzte. Dieses hatte ihm der Reiche nun des öfteren abkaufen wollen, doch der andere konnte sich nimmer entschließen, es herzugeben. So überlegte der Reiche denn bei sich, wie er ihm wohl das Haus nach Möglichkeit durch einen Rechtshandel entreißen könnte, denn er war ärgerlich auf ihn. Und kam zu dem Biedermanne und setzte ihm so lange zu, bis er ihm seinen Keller verpachtete; nachdem aber der Reiche besagten Keller gemietet hatte, ließ er zehn Tonnen Öls hineinschaffen, von denen die Hälfte nur halb voll war.

Einige Zeit hernach wollte der Reiche sein Öl haben und ging nach dem Keller, um es herauszuholen; fand jedoch fünf Tonnen, die nur halb voll waren; er aber wußte um den Betrug. Und ließ dann den Biedermann vor Gericht fordern, indem er behauptete, er habe ihm sein Öl entwendet, welches er in seinem Keller unter-

gebracht hatte. Der Richter nun, der um die Sache durch den Bericht des Biedermanns gehört hatte, welcher ihm hoch und heilig schwur, nichts davon angetastet zu haben, ließ eine der vollen und eine der halb vollen Tonnen ausleeren, um zu sehen, wo sich mehr Bodenhefe finde; doch da fand man in dem vollen Fasse um die Hälfte mehr als in dem halbvollen; und also kam er hinter die Wahrheit, daß die Tonne nur halbangefüllt in besagten Keller gelegt war und die anderen vier dergleichen. Es ward daher der reiche Wucherer verurteilt, die Kosten zu tragen. Doch alle Richter sind nicht so.

Besagter reicher Mann, von dem wir reden, war ein Augenverdreher, welcher den Frommen spielte; und machte viel Aufhebens davon, ein Ehrenmann zu sein, und wenn man ihm Geld zum Aufbewahren gäbe, habe man die Gewißheit, gut bedient zu werden. Nun kam eines Tages ein Quidam zu ihm, welcher ihm hundert Laubtaler zum Aufheben gab; dann reiste er in ein fernes Land, allwo er ziemlich lange verblieb. Und als er zurückgekommen war, ging er in des Reichen Haus, um sein Geld wiederzuholen, denn er benötigte es dringend. Wie ihn nun der Reiche sah, tat er, als kenne er ihn nicht, und sagte, er habe ihn nie gesehen; darob war der arme Bursche gar sehr erschrocken, denn er hatte das Geld groß nötig. Aber auf eines Biedermannes Rat sprach er mit dem Richter, welcher ihm einen guten Rat gab, wie er sein Geld wiedererlangen konnte.

So schickte denn der junge Kumpan einen Mann, wel-

cher wohl davon unterrichtet war, was er zu sagen hatte, und auf den er sich verlassen konnte, zu dem Reichen. Der nun kam zu ihm und erzählte ihm, er sei der Haushofmeister eines großen Herrn, und er wolle ihm zehntausend Laubtaler zum Aufbewahren geben, worüber der reiche Mann sehr erfreut war und ihn liebreich aufnahm. Und als sie sich so beide miteinander unterhielten, kam der junge Bursche, welcher ihm die hundert Laubtaler zum Aufheben gegeben hatte, und verlangte sie ihm im Beisein des anderen ab. Und alsogleich fiel ihm der reiche Mann um den Hals und sagte, er sei willkommen und er wolle sie sofort holen, und gab sie ihm, aus Besorgnis, man würde ihm die zehntausend Laubtaler nicht zum Aufbewahren geben. Und so erhielt der, auf Rat des Richters, seine hundert Laubtaler wieder, wiewohl ihn der Reiche vorher nicht hatte kennen wollen.

Eines Tages geschah es, daß dieser reiche Mann in seinen Angelegenheiten ausging; und hatte in seiner Manteltasche eine Börse, die fünfhundert Laubtaler enthielt, und verlor besagte Börse, und es fand sie ein Biedermann aus besagter Stadt. Da ließ denn der Reiche mit Trompetenton verkünden, daß er eine Börse voll Laubtaler verloren habe und dem Finder gern hundert Laubtaler als Belohnung geben wolle. Als das besagtem Biedermanne, der die Börse mit den fünfhundert Laubtalern hatte, zu Ohren kam, zählte er sie und nahm hundert für sich und gab den Rest dem Reichen, indem er sagte, er habe seinem Versprechen zufolge hundert davon für sich zurück-

behalten. Dies aber wollte der Reiche nicht zugeben und erklärte, die Börse, welche er verloren hätte, habe sechshundert Laubtaler enthalten, und deswegen ließ er den Biedermann vor den Richter fordern, vor dem sie dann alle beide erschienen. Als der Richter sie angehört hatte, merkte er, daß er mit List vorgehen müsse. So nahm er denn den Biedermann, der die Börse hatte, beiseite und ließ ihn die Hand zum Schwure heben. Nachdem er seinen Schwur geleistet hatte, sprach der Richter zu ihm: „Nun denn, mein Freund, versprichst du die Wahrheit zu sagen?" „Ja, Herr," sprach der Biedermann darwider. „Wie viele Laubtaler waren in der Börse, die du fandest?" Sagte der: „Bei dem Eide, Herr, den ich leistete, es waren nur fünfhundert darin!" „Nun denn, ich glaube dir," entgegnete der Richter, „tritt ein wenig beiseite!"

Und er ließ den reichen Mann vor sich kommen und ließ ihn wie den anderen seinen Schwur tun, die Wahrheit sagen zu wollen. „Nun denn, Herr," sagte der Richter, „bei dem Eide, den Ihr geschworen habt, sprecht wahr!" „Gewißlich!" entgegnete der. „Wie viele Laubtaler enthielt die Börse, welche Euch abhanden kam?" Sagte der: „Ich schwöre Euch, bei meiner Ehre, Herr, daß sechshundert darin waren!" „Und das wollt Ihr wahr haben?" „Ja", sagte der Reiche. Danach stellte der Richter den Biedermann, welcher die Börse gefunden hatte, dem Reichen und mehreren anderen Leuten gegenüber. Hub der Richter an: „Nun tretet hier vor alle, guter Mann. Habt

Ihr nicht geschworen, daß die Börse, welche Ihr fandet, nur fünfhundert Laubtaler enthielt?" „Ja, Herr," sagte der Biedermann. Wandte der Richter sich gegen den Reichen: „Und auch Ihr, habt Ihr nicht geschworen, daß in der Börse, die Ihr verloret, sechshundert Laubtaler waren?" „Wahrlich, Herr," sagte er. Fuhr der Richter fort: „Ich glaube nicht, daß Ihr und auch der gute Mann da einen Meineid schwurt, seid Ihr alle beide doch Ehrenmänner!" Dann nimmt er die Börse und sagt zu dem Biedermanne, er solle sie noch verwahren. Und dann zu dem Reichen, daß er seine Börse von neuem solle ausrufen lassen, denn die da wäre seine nicht, denn alle beide hätten sie geschworen und weder der eine noch der andere einen Meineid geleistet. Als nun der reiche Mann sah, daß er also gefangen war, ward er sehr bestürzt und warf sich dem Richter vor die Füße und schrie um Gnade. Und sagte, es wäre seine Börse und er hätte falscher- und elenderweise einen Meineid getan; und flehte den Richter an, er möchte ihm seine Börse herausgeben lassen.

Solches tat er denn auch; doch bekam der Reiche vor aller Welt bittere Vorwürfe und Schmähungen, die er wohl verdient hatte.

Also handelte der gute Richter; viele Richter aber hätten nicht so getan, sondern sich fürs erste der Börse bemächtigt und sie hernach für sich behalten.

DIE DREIUNDZWANZIGSTE NOVELLE

Von zwei Bauernweibern, die zuviel des süßen Weines tranken, und ihren Ehemännern dann aufbanden, daß sie um ihres Esels willen festgesetzt worden wären.

In einem Dorfe bei Paris lebten einmal zwei gute Gevatterinnen, welche eines Samstags zum Markte in besagte Stadt gekommen waren; und nachdem sie alles verkauft und ihre Einkäufe erledigt hatten, waren sie bereit, nach Hause zurückzukehren, und kamen auf dem Wege durch eine Straße, allwo ihnen ein Weinverkäufer begegnete, der „Süßwein für sechs" ausrief. Die Weiber aber, welche Lust zu trinken und zu schmausen verspürten, kosteten den Wein und fanden ihn süßer denn Zucker. Und fragten den Rufer, wo man besagten Wein zu kaufen bekäme. Der zeigte ihnen das Haus und sie verlangten dort eine Pinte, welche ihnen alsogleich vorgesetzt ward. Dann begannen sie zu trinken und fanden den Wein erstaunlich gut. Diese Pinte nun tranken sie in zwei Schlucken leer, und die zweite und dritte ging denselben Weg. Sie aber, welche glaubten, die Pinte gelte nur sechs Heller, schätzten, was sie getrunken hatten, auf achtzehn Heller; doch sie täuschten sich, denn sie galt sechs Weißpfennige. Und abermals tranken sie eine Pinte und tranken soviel, daß sie nicht mehr wußten, wo ihr Hintern saß, und nicht mehr plappern noch sprechen konnten, und mußten schlafen und ausruhen, ehe sie von dort aufzubrechen vermochten.

Als sie dann den ersten Rausch verschlafen hatten,

mußten sie zusammenrechnen und zahlen. Und wie ihnen der Wirt zehn Sols für den Wein und sechs Weißpfennige für den Aufenthalt vorzurechnen begann, welches zwölf Sols und sechs Heller ausmachte, waren sie gar sehr verwundert, solch eine Rechnung zu vernehmen. „Wie," riefen sie, „Euer Wein gilt nur sechs Heller die Pinte, der Rufer hat's uns gesagt!" Sagte der Wirt darwider: „Was? Kreuzdonner, er kostet schon mehr denn zwei Sols zweihundert Meilen von hier; beim Blute Christi, ihr zahlt alles in allem zwölf Sols und sechs Heller!" Da waren die beiden Gevatterinnen sehr bestürzt, denn sie sahen wohl ein, daß sie von hier fortkommen mußten, sintemal es beinahe Nacht war und sie nicht mehr viel Gelde hatte. Doch mußten sie die Zeche hier zahlen und zahlten sie und gingen mit dem Esel, den sie mit sich hatten, fort, indem sie sich darüber unterhielten, daß sie ihren Männern über die Ausgaben, welche sie in der Stadt gemacht hatten, Rechenschaft ablegen müßten. Da sprach denn die eine zur anderen: „Rege dich nicht auf, Gevatterin, ich habe keinen Kummer um unser Geld, wir haben uns einen lustigen Tag gemacht. Ich verspreche dir, ich will alles bei unseren Männern ins rechte Geleise bringen, auf daß es gut ablaufen wird!" „Ach, mein Herz," sagte die, „ich verlasse mich ganz auf dich!" Sagte die andere darwider: „Wir müssen das und das tun!" Und als sie ans Haus herankamen, erhoben sie ein groß Geschrei und schimpften mit aller Macht auf den Esel und riefen: „Der Teufel ältester ist mitschuldig

an dem Esel, und auch wer ihn uns zu führen gegeben hat!“ Und die Männer, welche den Esel also verwünscht werden hörten und schon des Glaubens gewesen waren, ihre Weiber seien verloren gegangen, dieweil sie so lange verzögerten, kamen aus dem Hause, um zu sehen, welch ein Bewenden es mit dem Esel habe. Rief einer der Ehemänner: „Heda, Frau, denkst du denn gar nicht ans Wiederkommen?“ „O der Teufel ist mitschuldig an dem Esel hier!“ sagte die. „Wahrlich, was gibt's denn?“ fragte der. Hub die eine an: „Unser Esel ist in ein Getreidefeld eingebrochen und hat sich den Bauch voll geschlagen und die Häscher haben uns ins Gefängnis geschleppt; das Loskommen aber hat uns fünfzehn Sols gekostet. Und das verdanken wir dem Esel, der uns auch solch langen Aufenthalt eingetragen hat!“ „Ach ja,“ sagte der Männer einer, „dafür gibt's keine Heilung. Wenn das Unglück über einen kommt, muß man's geduldig tragen!“ „Gewiß,“ sagte der andere darwider, „doch wir haben viel um dieses elenden Esels willen verloren!“ „Nun sachte, sachte,“ sagte der andere, „das ist nun mal so; doch davon kriegen wir kein Abendbrot. Was sind fünfzehn Sols? Gott bewahre uns vor größeren Verlusten. Auf, laßt uns frohen Herzens zu Abend essen, Gott wird sie uns anderswo wieder gewinnen lassen!“ Also gehen sie zusammen ans Abendbrot, und die Weiber waren des Weines wegen, an dem sie sich satt und rund getrunken hatten, entschuldigt. Ja, man sagt gern, es gäbe keine List, welche die Weiber nicht erproben.

DIE VIERUNDZWANZIGSTE NOVELLE

Von einem Bäcker, der in eine Magd verliebt ist und sie umfaßt, als er kommt, um den Brotteig zu holen, und wie er ihre Herrin vornimmt, welche ihnen aufgelauert hat und der zuerteilt, was die Magd haben sollte.

Hört und vernehmt: es gab einstmals im Lande der Champagne einen jungen, muntern Bäcker, der gar hitzig in eine Magd verliebt war, die nicht weit von dem Hause, allwo der Bäcker sein Gewerbe trieb, bedienstet war. Und hatte besagter Bäcker das Mädchen über alle Maßen lieb, so liebte sie ihn desgleichen. Und sprachen so lange von ihrer gegenseitigen Liebe, daß es sich nur noch darum handelte, einen geeigneten Ort zu finden, an dem sie ihr Vergnügen haben und sich die Zeit vertreiben konnten. Und um mit diesem Wie und Wo ins reine zu kommen, besannen sie sich lange Zeit, wie sie es einrichten sollten. Und nachdem sie zu einem Entschluß gelangt waren, konnten sie keinen stillen und genehmen Ort finden, allwo sie ihre Geschäfte abzuwickeln vermochten. Da machte dann besagter Bäcker mit besagtem Mädchen ab und riet ihr, sie sollte ihren Teig um Mitternacht herum kneten; und also geschah es. Nun müßt ihr wissen, daß die Frau von drinnen, welche verschmitzt und listenreich war, den Bäcker oft insgeheim mit ihrer Magd reden sah; da bedachte sie denn die Sache und machte den Aufpasser. Nun kam der heißersehnte Tag, an dem man

Brot backen mußte. Die Magd aber vergaß die Abmachung nicht und desgleichen nicht der Bäcker. Deswegen versäumte es der Bäcker nicht, um die zweite Stunde nach Mitternacht zu kommen, um seinen Teig zu holen. Nun argwöhnte, wie ich bereits gesagt habe, die Herrin die Geschichte; und als sie nun den Bäcker kommen hörte, der um diese ungewöhnliche Stunde den Teig abholen wollte, war sie noch mißtrauischer denn vorher. Und stand sachte auf und machte den Aufpasser auf den armen Bäcker und ihre Magd, indem sie sich hinter der Türe verbarg. Als nun der Bäcker kam und nicht an den Hinterhalt, den man ihm legte, dachte, fing er an, besagte Magd zu küssen und zu umarmen und sie ihn auch; und er legte sie auf den Boden, und sie fingen frisch und fröhlich an, ihre Geschäfte zu treiben. Und wie die Herrin sieht, daß sie es also in guter Ruhe betreiben, kommt sie hinter der Tür hervor, allwo sie verborgen stand, und beginnt zu schreien: „Auf nun, bei allen Teufeln, auf! Werde ich also von einer solchen Magd und einem spitzbübischen Bäcker bedient?“ Die Magd aber und der arme Bäcker waren über alle Maßen erschrocken. Und dann stand der Bäcker alsogleich von der armen Magd auf und sah ihre Herrin an, die ein so schönes Werk ins Stocken gebracht hatte. Die aber stand nur im Hemde da und war ziemlich rosig und schön und hatte die Brüste unbedeckt, so daß dem Bäcker die Lust ankam, denn sein Ackermännlein war noch in bester Ordnung und dampfte wie ein Schornsteinrohr, und er brauchte



das Geschäft, welches er mit der armen Magd begonnen hatte, nur fortzusetzen. Und faßte die Herrin um den Leib und trug sie zu einem Ruhebette und stieß ihr das Messer, welches er im Hosenlatz hatte, derart in den Leib, daß die gute Frau die süße Ölung bekam, die der armen Magd zugedacht war. Darauf zog sich die Herrin ganz zufrieden in ihr Gemach zurück, der Bäcker aber buckelte den Teig auf, um ihn zum Ofen zu tragen. Die arme Magd blieb sehr niedergeknickt zurück, hatte sie doch nichts von seinem Kommen. Nichtsdestoweniger versöhnte sie der Bäcker damit, daß er ihr versprach, den Schaden, der ihr zugefügt war, bald wieder gut zu machen, und auch damit, daß ihre Herrin wenigstens nicht auf sie schimpfen konnte, welches besagte Magd ein wenig tröstete.

DIE FÜNFUNDZWANZIGSTE NOVELLE

Von zwei Männern, die schwuren, und der eine versprach sich dem Teufel, um eine große Meierei zu bekommen; und als ihn der Teufel holen wollte, widerrief er seinen Spruch und befand sich wohl dabei.

Zu Tours geschah es einstmals, daß dort ein Mann lebte, welcher, also wie man erzählte, gezwungen ward, um einer Schuld willen, die er abstritt, einen feierlichen Eid zu leisten. Und es wurde bestimmt, daß er ihn auf das heilige Kreuz bei den Dominikanern in besagter Stadt Tours schwören sollte; und tatsächlich fand er sich zur festgesetzten Stunde an besagter Stelle ein und schwur hoch und heilig auf das Kreuz, alles im Gegenteil zu dem, was er wohl wußte. Die aber, welche ihn zum Schwure genötigt hatten und genau wußten, daß er einen falschen Eid leistete, sprachen zu ihm: „Wehe, Freund, du weißt recht gut, daß du falsch schwörst, bedenke dein Tun und widerrufe, was du gesagt hast!" Darauf tat er einen noch größeren Eid und versprach sich dem Teufel mit Leib und Seele, sollte es nicht wahr sein. Und ganz plötzlich kam ein unsichtbarer Teufel und trug ihn hoch in die Luft bis an die Wölbung der Kirche. Die Anwesenden nun, die solches sahen, schrien hinauf: „Freund, widerrufe deinen Spruch!" Und also redend, wußte man nicht, ob er widerrief oder nicht; doch der Teufel ließ ihn zu Boden fallen, und er sprach seitdem nicht mehr, lebte auch wohl noch

zwei oder drei Tage und starb dann. Und also könnt ihr wohl sehen, daß es von einem Manne oder Weibe eine große Gemeinheit ist, elend falsch zu schwören.

Und es lebte ein anderer Mann in besagter Stadt Tours, welcher sich auch dem Teufel auf einen bestimmten Tag bei den Dominikanern versprach, um sich in den Besitz eines großen und ertragsreichen Meierhofes, der minderjährigen Kindern gehörte, zu setzen und seinen Nutzen aus ihm zu ziehen. Und tatsächlich bekam er ihn durch seinen Betrug oder anders für eine lange Zeit. Als sich nun der Tag näherte, an dem der Teufel kommen und ihn holen mußte, gab er am bestimmten Tage ein großes Festmahl und lud viele aus seiner Freundschaft und Sippe ein, die auch nicht verfehlten sich einzustellen. Und als sie halb fertig gegessen hatten, siehe da kam der Teufel und wollte ihn holen und sprach mit seiner Diener einem; der aber kam zu ihm und sagte, ein Mann sei da und wolle ihn sprechen. Da wußte er gleich Bescheid; erhob sich vom Tische und nahm eine Pinte und ein Licht, um Wein aus dem Keller zu holen, und wie er da war, fand er seinen Mann, der ihm sagte, es wäre an der Zeit, daß er ihn hole und seine Frist sei um. Da ward unser Mann gar betrübt und bat ihn sehr und ersuchte ihn, ihm noch acht Tage Zeit zu lassen, und nicht mehr, da er seine Angelegenheiten noch nicht ins reine gebracht und andrerseits auch das ganze Haus voller Freunde habe, die bei ihm speisen und befriedigt sein wollten. Und der

Teufel gestand ihm diese Frist zu und gab ihm noch die acht Tage, um die er bat; dann entfernte er sich und ließ ihn allein. Und besagter Herr fuhr fort, seine Freundschaft und Sippe zu feiern. Folgenden Morgen jedoch ging er zum Prior der Dominikaner und gestand ihm in der Beichte die ganze Art und Weise, die er mit dem Teufel abgemacht hatte, und wie er sich ihm versprochen habe, um unter der Bedingung besagte Güter, welche er zu Unrecht und ohne Grund besäße, zu bekommen. Als der Prior seine ganze Beichte wohl vernommen hatte, und auch glaubte, daß er die Wahrheit sagte, forderte er ihn auf, unverzüglich und ohne Aufschub zu den minderjährigen Kindern, deren Gut er besaß, zu gehen und es herauszugeben und alles so einzurichten, daß es ihnen angehöre. Und wirklich ging er hin und gab ihnen ihre Meierhöfe und andere ihnen gehörige Güter heraus, also daß sie ihm alles Übel und die Erpressungen, Diebstähle und Räubereien, die er je an ihnen verübt oder hatte verüben lassen, gänzlich verziehen. Und darüber stellten ihm besagte Minderjährigen gute Briefe aus. Hernach ging er zu anderen, denen er irgendein Unrecht zugefügt zu haben glaubte, und tat ihnen genug, und tat all dies während der acht Tage. Zur Stunde aber, da der Teufel kommen und ihn holen mußte, ging er abermals bei besagtem Prior zur Beichte, und nachdem er seine Beichte abgelegt hatte, begann der Prior eine schöne große Messe zu singen, welcher besagter Mann beiwohnte, und nach

Verlesung des Evangeliums, als der Priester den Leib des Herrn zeigen mußte, nahm er besagten Mann zwischen sich und den Altar; dann führte er seine Messe zu Ende; und es war zu eben der Stunde, wo der Teufel kommen und ihn holen mußte; aber er kam nicht. Hinterdrein hat der Mann eine Zeit von zehn Jahren ehrbar mit seinem Weibe gelebt und tat um der Güter willen Buße. Und es ist eine wahre Geschichte, denn ich habe ihn selber gesehen; doch tut es nichts zur Sache, ihn mit Namen zu nennen.

Ich habe auch von einem anderen gelesen, der sich ebenfalls dem Teufel versprach. Und nachdem seine Frist um war, bat er ihn, ihm so lange Zeit zu lassen, als er eine etwa halb abgebrannte Kerze, die er hell brennend in der Hand hielt, benützen könnte. Doch als das gewährt, löschte er sie unverzüglich aus und sagte dem Teufel, daß er sie niemals benutzen wolle. Und bewahrte sie sehr wohl und lange auf, wie wenn sie eine Reliquie wäre.

Und um auch meine Meinung zu sagen: ein Mensch soll sich wohl in acht nehmen, sich dem Teufel zu verschreiben. Man sagt, der Mensch hat nicht die Macht, sich dem Teufel zu überlassen. Doch zu der Stunde, die es sehr gut geben kann, in welcher er Gottes Gnade bar ist, kann ihn der Teufel wohl holen, wie er den Schulzen von Mascon und andere holte, von denen ich jedoch nicht reden will.

DIE SECHSUNDZWANZIGSTE NOVELLE

Von einem Kaufmann aus Portugal, der den König von Frankreich schmäht; ein anderer Kaufmann schlägt ihn darum; dann will er sich rächen, doch der portugiesische König zeigt ihm gar wohl seinen Fehler.

Also wie sich zu often Malen viele Kaufleute hier und da einstellen, also geschah es einstmals, daß sich zu Niort bei Poitou auf einem Markte, welcher damals in besagtem Orte Niort abgehalten wurde, viele Kaufleute teils aus Frankreich, teils aus anderen Ländern einfanden. Und unter besagten Kaufleuten war ein großer und gewaltiger und sehr reicher Kaufmann, der aus Portugal herkam; und er war wohlgelitten beim portugiesischen Könige, sintemal er das ganze königliche Haus mit Silberwaren versorgte. Nun geschah es, als diese Kaufleute zusammen schmausten und zechten, daß besagter Kaufmann aus Portugal von vielen christlichen Königen zu reden anhub, von ihrer Tapferkeit und ihren Taten und dem, was sie ins Werk setzten. Unter allen anderen nun hob er den König von Portugal über alle, als den schönsten, weisesten, verdienstvollsten und kühnsten auf der Welt, und sprach von nichts anderem wie von seinem König, und setzte den König von Frankreich gegen seinen portugiesischen König herab. Und obendrein tadelte er das französische Heer gar sehr. Nachdem nun mehrere Reden von dieser und jener Seite gefallen waren, stand ein französischer

Kaufmann auf, den es bitter kränkte, also von seinem Könige reden zu hören, und sagte zu dem Portugiesen, beim Tode Christi, er habe gelogen, und der König von Portugal wäre nicht der, für den er ihn ausgäbe. Und wäre nichts wie ein großer Tölpel und ein großes Kalb und Nichtswisser, und alles zusammengenommen kümmere er sich nur um den Handel und suche viele Kaufleute ins Land zu ziehen; und wenn das nicht wäre, müsse er Hungers sterben. Auch sei er nichts im Vergleiche zu dem Könige von Frankreich und sei nicht wert, ihm die Schuhriemen zu lösen. So sehr aber schmähte er auf ihn, daß der Portugiese schon den Verstand zu verlieren glaubte. Und in Gegenwart aller anderen packten sie sich bei den Haaren, dann griffen sie zum Degen, und der Franzose verwundete den Portugiesen, der alle anderen hinter sich hatte, ziemlich schwer. Und um der Schmähungen willen, die er gegen den König von Frankreich geschleudert hatte, ward er gebunden und festgesetzt, auch ziemlich lange festgehalten, und es kostete ihn viel Geld. Kurz hernach ließ man ihn dann der Bande ledig und laufen, und er kehrte nach Portugal zurück. Dort angelangt, erzählte er seinen ganzen Handel dem portugiesischen Könige, und wie er, um seine Ehre zu erhalten, tückisch verwundet und dann, auf die Aussagen des französischen Kaufmanns hin, welcher ihn also verwundet hätte, festgesetzt worden wäre. Und nachdem der König von Portugal wohl verstanden

hatte, wie die Sache vor sich gegangen war, und auch einsah, daß sein Kaufmann unrecht getan, den König von Frankreich also in seinem Lande zu beleidigen, sagte er zu ihm: „Was willst du denn, daß ich für dich tun soll? Ich sehe doch ein, daß du im Unrecht warst!" „Ach Gebieter," sprach der Kaufmann darwider, „gebt mir einzig die Erlaubnis, ihn, wenn er in unser Land kommt, ebenso schlagen zu dürfen, wie er mich geschlagen hat, denn ich bin gewiß, er kommt in nicht eben langer Zeit in unser Land!" Sprach der König: „Nun denn, ich gebe dir wohl die Erlaubnis, ihn zu züchtigen, vorausgesetzt jedoch, es geschieht aus demselben Grunde, weswegen er dich gezüchtigt hat!" „Ach Gebieter," entgegnete der Kaufmann, „mehr verlange ich nicht!" Und nahm Urlaub vom König und ging fort.

Einige Zeit hernach kam besagter französischer Kaufmann einiger Handelsgeschäfte halber, die er zu erledigen hatte, nach Portugal. Und alsogleich ward unser portugiesischer Kaufmann davon in Kenntnis gesetzt; und er ging zu ihm in seine Herberge und fragte ihn sehr keck, ob er die Worte und Schmähreden, welche er ein andermal in der Stadt Niort wider den König von Portugal gesprochen, wahr haben wollte. Sagte der Kaufmann von Frankreich darwider: „Ich will nichts wie Gutes von ihm reden!" Sprach der Portugiese darwider: „Ja wahrlich, aber sagtest du nicht zu Niort, unser König sei der elendeste und

dümmste König der Christenheit?" „Ich?" erwiderte der Franzose, „ich sage und behaupte, daß der edle König von Portugal der schönste und weiseste, der kühnste und ausgezeichnetste aller christlichen Könige ist, und niemals sage ich das Gegenteil und will dafür durchs Feuer gehn!" Als der Portugiese sah, daß er fest daran hielt, ging er vor den König und sagte ihm, der französische Kaufmann sei gekommen, und er habe mit ihm gesprochen, doch böte sich ihm keine Gelegenheit ihn zu schlagen. „Und warum," fragte der König, „wie kommt das?" Entgegnete der Kaufmann: „Gebieter, er sagt mehr des Guten zu dieser Stunde von Euch, als ich es selber tue; und ich kann keine Gelegenheit finden, mich an ihm zu rächen!" „Heiliger Johann," fuhr der König fort, „er tut wohl daran und ist weise; wenn auch du also zu Niort getan hättest, wärest du nicht, wie es geschah, geschlagen worden. Und um so vieles merke dir: wo du auch immer bist, rede stets gut von dem Herrn des Landes, und du wirst dich wohl dabei stehen."

DIE SIEBENUNDZWANZIGSTE NOVELLE

Von einer jungen Dirne, die ihr Kind töten wollte, und wie sie daran gehindert wurde, und was den guten Mönchen von Taillebourg zustieß.

Unter den übrigen Schwänken und Geschichten will ich eine nicht vergessen, die sich in Taillebourg bei Saintes einstens zutrug. Der Wahrheit entsprechend gibt es bei besagtem Orte Taillebourg ein Kloster mit Mönchen des heiligen Benediktus, wie man ihn nennt. Und ihr müßt wissen, daß dort ein braver Landmann wohnte, welcher vor den Toren von Taillebourg seinen Weinberg bearbeitete. Und als er da in seinem Weinberge an einer Hecke, allwo sie ein breiter und tiefer Graben mit Wasser abgrenzt auf dem Erdboden saß, also wie ihr wißt, daß es Arbeiter zu tun pflegen, wenn sie frühstücken, sah er eine junge Magd, die quer durch die Wiesen ging, ohne acht zu geben, gerade auf sich zukommen. Da er nun wußte, daß von jener Seite her kein Weg führte, nahm er sich fest vor, sie zu beobachten und zu belauschen, wohin sie ginge und was sie vorhabe. Wie sie nun an besagtem Graben angekommen war, spähte sie nach allen Seiten aus, um zu sehen, ob jemand käme. Doch sie sah nichts; deshalb zog sie aus ihrem Gewande ein schönes Kind, welches sie in der Nacht geboren hatte, und legte es ins Gras und nahm ihr Hosenband, tat es ihm um den Hals und wollte es erdrosseln und in den Graben werfen. Besagter Arbeiter nun, der in seinem Weinberge, also wie ich's euch erzählte,

an der Hecke saß, sah besagte Dirne all das tun, ohne ein Wort laut werden zu lassen, und merkte auf alles. Wie er nun sah, daß sie das Kind erdrosseln wollte, hub er zu schreien an: „Ha, verfluchtes Weib, was willst du tun?“ Und die Dirne merkte, daß ihr Geheimnis verraten war, und floh, was sie nur konnte, ihr Kind dort liegen lassend. Besagter Arbeiter aber sprang schnell aus seinem Weinberg und lief ihr nach, was das Zeug halten wollte, und kam ihr bei der Verfolgung so nahe, daß er sie noch in besagte Abtei der Mönche des heiligen Benediktus, von denen ich euch vorher gesprochen habe, schlüpfen sah. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß sie auch wirklich hineingegangen war, kehrte er an den Rand des Grabens zurück und nahm das Kind mit dem Hosenbande, welches es um den Hals hatte, und trug es, so wie es war, in die Stadt und zum Schlosse besagter Stadt Taillebourg, allwo die gnädige Herrin weilte, welche damals die Tante des Königs Franz von Valois, des ersten dieses Namens, war. Nachdem der Arbeiter der Herrin Rechenschaft abgelegt hatte und sie das also zugerichtete Kind sah, hatte sie groß Mitleid und Barmherzigkeit mit ihm. Besagter Arbeitsmann nun versicherte der Herrin, daß er den Ort, wohin das verfluchte Weibsstück geflohen sei, wohl kenne, und zwar sei das die nahegelegene Abtei der Mönche. Da ließ denn die Herrin von Taillebourg hundert wohlbewaffnete und ausgerüstete Männer zusammenkommen und schickte sie mit dem Arbeiter nach der Abtei und trug ihnen auf, sie sollten bei ihrem Leben alles, so sie in

der Abtei vorfänden, will sagen Männer und Weiber, vor sie bringen; und falls sie sich weigern sollten, solle man sie mit Gewalt bringen, schlagen oder töten und gar Feuer anlegen, wenn es not täte. Dies führten sie aus und drangen gewaltsamerweise in die Abtei ein und durchsuchten alles drinnen und brachten alles vor die Herrin nach besagter Stadt Taillebourg, Mönche, Dirnen, Mägde und alles, so dort aufzufinden war. Und ihr müßt wissen, es gab dort fünfzehn Mönche, siebzehn Huren, vier Küchenmädchen und fünf Spülmägde. Alle aber wurden sie der Herrin vorgeführt, welche darob über die Maßen verwundert war. Dessenungeachtet ließ sie durch weise Frauen nachforschen, welche Dirne so ihr Kind hatte töten wollen. Die ward unverzüglich herausgefunden, und als sie vor die Herrin geführt wurde, gestand sie die Sache ein. Nachdem sie der Herrin ihr Geständnis abgelegt hatte, wie sie ihr Kind hatte töten wollen, übergab die Herrin sie den Händen der Gerechtigkeit. Sie ward hart dafür bestraft, denn sie wurde zum Feuertode verurteilt, den sie dann auch erlitt. Und hernach ließ die Herrin alle Mönche greifen und sie ganz nackend auf die Wache bringen und so lange peitschen, bis ihnen das Blut von allen Seiten herunterlief. Hiernach schickte sie sie in ihre Abtei zurück. Den Huren aber geschah das gleiche, und die Herrin ließ sie hart an und schimpfte sie aus und schickte sie fort, wohin sie wollten.

Und so halten die Mönche ihr Gelübde; und einer ist wie der andere.

DIE ACHTUNDZWANZIGSTE NOVELLE

Von der Rache, die ein Häscher an seinem Pfarrer nahm, der da behauptete, daß der Wunsch gleich der Tat wäre, und ihn hatte fasten lassen, einzig dieweil er Lust verspürte, bei einem schönen jungen Weibe zu schlafen.

Es geschah einmal, daß im Lande von Poiton ein Häscher, ein recht braver Gesell, lebte, welcher sich in einem Dorfe besagten Landes aufhielt. Und es ereignete sich so um Ostern herum, daß der Häscher bei seinem Pfarrer zur Beichte ging und so gut er es vermochte beichtete. Nachdem er besagtem Pfarrer mehrere Sünden eingestanden hatte, fragte ihn der unter anderem, ob er niemals seine Ehe gebrochen habe, denn man sage allgemein, daß man leichtlich alten Gewohnheiten verfalle. Hierauf sprach der Häscher zum Pfarrer: „Herr, ich habe sie nicht gebrochen, sie ist noch ganz heil!" „Wie," sprach der Pfarrer darwider, „du hast Gott zum besten!" „Nicht doch!" entgegnete der Häscher. Dann sprach zu ihm der Pfarrer: „Hast du dir niemals mit anderen Weibern wie mit deinem zu schaffen gemacht?" „Nein, Herr, ich schwör' es!" „Nun denn," fragte der Pfarrer weiter, „hast du nicht Lust dazu verspürt? Hast du keine andere Frau gesehen, bei der du nicht lieber geschlafen hättest, als bei deiner eigenen?" „Ach, Herr, ja," seufzte der Häscher, „es ist wahrlich noch nicht lange her, da sah ich eine sehr schöne Frau nach meinem

Geschmack, und sah sie ganz verliebt an, denn sie schien mir so schön, daß ich gerne bei ihr gelegen hätte. Ich versichere Euch, Herr, ich hätte sie frohen Herzens umarmt und geküßt; ach meiner Treu, Herr Pfarrer, Ihr würdet wohl ebenso getan haben, wenn sie nach Eurem Geschmack gewesen wäre!" „Gewiß," entgegnete der Pfarrer, „aber hast du nichts mit ihr vorgehabt?" „Nein, Herr!" antwortete der. „Du hattest einzig den Wunsch: könntest du doch bei ihr liegen, und würdest es auch getan haben?" Sprach der Häscher: „Ha, meiner Treu, fröhlichen Herzens!" „Nun muß ich dir sagen, Freund," hub der Pfarrer wieder an, „der Wunsch ist gleich der Tat. Für die Sünde, welche du begangen hast, lade und gebe ich dir als Buße auf, du sollst kommenden Freitag bei Wasser und Brot fasten!" „Wahrlich, aber ich tat es doch nicht!" begehrte der Häscher auf. Sagte der Pfarrer: „Macht nichts, der Wunsch ist gleich der Tat." Dann fing der Häscher an: „Herr, ich würde es getan haben, ich versichere es Euch, auf daß ich nicht zu fasten brauche, aber . . ." „Was aber?" sagte der Pfarrer, „ich lege dir auf zu fasten, oder sonst, da ich es weiß, werde ich dir kein Ostergeschenk geben!" „Ach, lieber Herr Pfarrer," rief der Häscher, „ich will doch lieber fasten, aber . . ." „Du fällst mir lästig mit deinem vielen Aber", sagte der Pfarrer. „Meiner Treu", entgegnete der Häscher, „ich glaube, wenn es das Unglück wollte, daß Ihr fasten solltet, würde es Euch auch kränken; doch es ist alles

eins; das ist für die Vergeltung, soviel für soviel! Der liebe Gott wird für alles sorgen!" Sprach der Pfarrer darwider: „Nun gut, weißt du was, faste mit ebendemselben frohen Herzen, wie wenn du bei der Frau gelegen hättest!" „Gut, ich will's tun", antwortete der Häscher. Dann erteilte er ihm die Sündenvergebung, und unser Mann trollte, immer auf den Fasttag schimpfend, ab.

Nun müßt ihr wissen, daß der Pfarrer Kühe hatte; und einige Zeit später, so gegen Mitte Mai, wie das Getreide anfing hochzuschießen, kam eine von besagten Kühen in die Nähe eines weiten Kornfeldes; und es war eine Hecke zwischen beiden, und die Kuh wollte von den Kornhalmen fressen, doch sie konnte es nicht und streckte ihre Zunge lang durch die Hecke, um fressen zu können, aber niemals konnte sie einen Halm erwischen. Nun müßt ihr wissen, daß der Häscher da war und die Kuh sah und darauf wartete, ob sie wohl ans Getreide ginge, um sie abzuführen, und fragte irgend wen, wessen Kuh dies wäre, und man antwortete ihm, daß sie dem Pfarrer gehöre. Rief er: „Dem Pfarrer? Heiliger Johann, die wird abgeführt." Und wirklich, er nahm die Kuh mit. Der Pfarrer aber ward davon benachrichtigt und kam zum Häscher gelaufen und sagte, er tue groß unrecht, seine Kuh also abzuführen, sintemal sie keinen Schaden angerichtet habe. Rief der Häscher: „Wie? Herr, sie wollte fressen, der gute Wille ist gleich der Tat! Bei Gott, Ihr werdet deswegen Buße für sie zahlen. Erinnert Ihr Euch nicht, daß Ihr mich

eines Freitags bei Wasser und Brot habt fasten lassen, derweil ich Lust hatte, bei einem schönen und jungen Weibchen zu liegen? Und obwohl ich doch nicht bei ihr geschlafen hatte, ließet Ihr mich trotzdem deswegen fasten! Ich hab' es nicht vergessen, o nein, und nun müßt Ihr es Euch für Eure Kuh gefallen lassen!"

Und der Pfarrer mußte wahrlich Buße zahlen.

DIE NEUNUNDZWANZIGSTE NOVELLE

Von einer Wirtin, welche eines Edelmanns, eines Kaufmanns und eines Barfüßers Wünsche beurteilte, und wie nach dem Urteil der Wirtin der Barfüßer ohne Bezahlung davonkam.

Einstmals geschah es, daß ein Edelmann mit seinem Knappen nach Lyon verritt und sich in seinen Angelegenheiten von Saint Cloud hinweg begab. Nun kam er zur Mittagszeit allein in einer Herberge an; und als er sich zu Tische setzte, sah er einen Kaufmann anlangen, der aus Lyon kam und die Straße des Edelmanns zog. Die Wirtin aber bereitete ihm einen schönen Empfang, denn sie kannte ihn; und sprach zu ihm, in einem Zimmer sei ein Edelmann, der sich gerade zu Tische setze. Und alsogleich ging sie zu diesem und sprach: „Edler Herr, unten steht ein ehrenwerter Kaufmann, den ich kenne, er zieht Eure Straße. Ist es Euch recht, wenn er hierherkommt und mit Euch ißt? Ich versichere Euch, er steckt voll lustiger Einfälle!" „He, ich bitte Euch darum," sagte der Edelmann darwider, „denn ich bin wahrlich froh darüber!" So ließ also die Wirtin den Kaufmann mit dem Edelmanne zusammen essen; der aber nahm ihn freundlich auf; und als sie sich miteinander unterhielten und vor vollen Schüsseln saßen, kam ein guter Barfüßermönch auf einem Esel an und hatte einen jungen Burschen zu seiner Bedienung mit sich, der bat um Essen. Und es sagte die Wirtin zu ihm, die nicht wußte, was

sie ihm geben sollte, ob er mit dem Edelmann und dem Kaufmanne zusammen essen wollte, womit der Mönch einverstanden war, vorausgesetzt daß es ihnen genehm wäre. Die Wirtin nun fragte den Edelmann und den Kaufmann; die waren es wohl zufrieden, und der fromme Bruder aß mit ihnen. Als sie gegessen hatten, wollten sie aufbrechen und zu Pferde steigen. Hub der Edelmann an: „Nun, Frau Wirtin, sagt uns, was wir schuldig sind, sintemal wir aufbrechen und davonreiten müssen!" Sagte die Frau darwider: „Ihr wißt doch, edler Herr, was Ihr mir schuldet!" „Gewißlich, aber der fromme Bruder", fuhr er fort, „hat kein Geld, denn glaubt mir nur, er kann nicht bezahlen!" „Heiliger Johann," rief die Wirtin, „davon will ich nichts hören, ein jeder muß bezahlen!" Da sprach der Edelmann zum Kaufmanne: Wißt Ihr, was wir tun wollen, wenn Ihr auf mich hören wollt? Wir drei wollen jeder einen Wunsch äußern, und wer nach Befund den besten Wunsch äußert, soll nicht bezahlen und frank und frei davongehn; und die Wirtin selber soll darüber entscheiden!" Dann antwortete der Kaufmann und sprach: „Ich widerspreche Euch nicht, edler Herr, und betrüge auch die Zeche noch dreimal so viel wie sie beträgt. Und Ihr, frommer Bruder, was sagt Ihr?" Entgegnete der: „Auf keinen Fall will ich der edlen Gesellschaft widersprechen, und müßte mein Esel hier bleiben, vorausgesetzt daß es also, wie Ihr sagt, abgemacht wird, das heißt, wenn die Wirtin die Wünsche, welche wir einander äußern wollen, beurteilt,

so wie wir es ausgemacht haben!" Nun sagte der Edelmann zum Kaufmanne: „Herr Kaufmann, tragt Euren Wunsch vor, wir werden dann nachkommen!" Sprach der Kaufmann darwider: „Ach, meiner Treu, edler Herr, Ihr müßt den Anfang machen, wenn's Euch beliebt, sintemal der Gedanke von Euch ausgegangen ist!" Dann hub der Edelmann an zu wünschen und sagte: „Es geht nichts über Fahnenschwenken, Dunst von Pferden und das Klirren der Harnische, was ich mir wünsche!" Dann fuhr der Kaufmann fort: „Nichts Schönres wünsche ich mir, als Gläserschwenken, Pastetenduft und das Klirren des Geldes!" Jetzt redete der fromme Bruder: „Nichts wünschte ich mir mehr, als Schwenken von Bettvorhängen, Duft von Brüsten und Klirren der Hinterbacken!" „Ha, meiner Treu," schrie die Wirtin, „der fromme Bruder hat gewonnen, denn niemand hat bessere Wünsche als er geäußert."

Und also kam, dank der Entscheidung der Wirtin der fromme Bruder davon, ohne etwas bezahlen zu müssen, und der Edelmann und der Kaufmann zahlten für ihn mit. Und daraus könnt ihr wohl merken und ersehen, daß die Weiber ihr Handwerk gar sehr lieben.

DIE DREISSIGSTE NOVELLE

Von einem Kaufmanne, der eifersüchtig auf seine Frau ward, dieweil sie es mit einem Pfaffen gehalten hatte; doch ging er so lange über Land, bis er einen Wirt fand, welcher ihn selbst mit seinem Weibe zusammenbrachte.

In der Stadt Nantes in der Bretagne lebte einstmals ein ehrenwerter Mann und Kaufmann, welcher ein gar ehrbares Weib hatte, und sie liebten einander in guter Liebe, wie es Eheleute tun müssen. Wißt nun, daß besagter Kaufmann das Gelübde tat, alle Woche eine Messe lesen zu lassen; und er versicherte sich eines Priesters mit Namen Herr Johann, der ihm alle Samstage seine Messe las. Und müßt wissen, besagter Priester Johann verliebte sich in besagten Kaufmanns Weib, ohne daß der jemals etwas argwöhnte. Und alle Tage kam der Priester zum Essen und Trinken und zur Erheiterung ins Haus. Und es hatte ihn der Kaufmann über die Maßen gern, denn wenn besagter Johann kam, sagte er immer: „Der Frieden Gottes sei drinnen!“ Immer sprach er nur von Gott, und deshalb hielt er ihn für einen gar ehrenwerten Menschen, und solches tuend, ging er seinen Handelsgeschäften nach und ließ die beiden ganz allein. Und es freute den Kaufmann herzlich, daß ihn Gott einen so ehrbaren Mann hatte finden lassen, und solcherart liebte der Kaufmann ihn, daß er ihn selber zum Essen und Trinken holen ging. Und müßt wissen, daß der

Pfaffe schöne Zeit hatte, denn wenn der Kaufmann draußen war, betreute der Pfarrer dessen Weib, welches ihm ein großer Dienst war; und so lange wirtschaftete der Pfarrer drinnen, bis der Kaufmann gewahr ward, daß man sich Freiheiten herausnahm. Und der Kaufmann belauerte den Pfarrer und sein Weib lange, und merkte schließlich deutlich, daß es der Pfarrer mit seinem Weibe hielt, doch faßte er ihn niemals bei der Tat ab. Besagter Kaufmann war herzlich betrübt darob und schickte den Pfaffen zum Teufel und verbot ihm sein Haus; hernach sagte er bei sich selber: „Beim Blute des Heilands, ich bin ein großer Hahnrei und das aus eigener Schuld, sintemal ich ihn ins Haus gebracht! Ach Herr Johann, schert Euch zu allen Teufeln. Ihr sprachet immer: der Friede Gottes wohne drinnen, und Ihr sprachet den Frieden beim Hintern meines Weibes! Der Teufel größter hat teil daran!" Dann sagte er bei sich selber, daß es seine eigene Schuld sei. „Und ich gelobe bei Gott, ich will nicht eher mit Wandern aufhören, bis ich einen noch größeren Hahnrei denn mich gefunden habe!"

Einige Zeit hernach stieg er zu Pferde und zog aufs Geratewohl los und ritt mehr als zehn Tage, ohne Rast zu machen. Dann später kam er eines Abends in ein Dorf und stieg in einer Herberge ab, allwo es eine ziemlich schöne Wirtin gab, welche ihn fröhlich aufnahm und ihn ehrbar behandelte. Und als er drinnen war, machte er ein so trauriges Gesicht, daß ihn die Wirtin fragte: „Was fehlt Euch, lieber Gast, Ihr blickt gar trübe!"

„Beim Himmel, Frau Wirtin," sagte er darwider, „das tue ich wohl!" „Aber was fehlt Euch denn?" fragte sie. „Meiner Treu, Frau, ich wage es nicht einzugestehn, denn es ist nicht wohlanständig, auch bringt es mir Schimpf und Schmach, wenn ich es sage!" Sprach die Wirtin: „Ach herrje, mich will es bedünken, daß Ihr es gut sagen könnt!" „Wenn es Euch recht ist, Frau, will ich's tun; wißt in Wahrheit, ich bin sehr unglücklich und so einfältig, daß ich zu keiner Frau kommen kann und nicht weiß, wie man ihr genugtun, noch wo man dabei den Anfang machen muß!" „Wahrlich, habt Ihr denn kein Ackermännlein, wie alle Männer?" fragte die Wirtin. „Das wohl, liebe Frau, aber ich weiß nicht, wie man es gebrauchen muß, und würde einer ehrenwerten Frau wie Euch, gern hundert Laubtaler geben, wenn sie mir das beibrächte!" „Gott steh mir bei," rief die Wirtin darwider, „das ist doch wahrlich leicht zu lernen!" So hörten sie denn von diesem Handel auf und wechselten das Gespräch, bis der Wirt kam und ihn zum Essen holte. Nach dem Essen aber zog die Wirtin ihren Mann beiseite und erzählte ihm das ganze Mißgeschick des Kaufmanns, und daß er hundert Laubtaler zahlen wolle, falls man ihm das Geschäft da beibrächte; und wenn es ihm recht wäre, wolle sie das gern auf sich nehmen. „Bei meiner Seele," hub der Wirt an, „er ist doch einfältig, denn es ist wahrlich leicht zu handhaben!" „Gewiß," wiederholte sie, „doch er versteht es nicht!" So machten sie untereinander ab, daß sie es ihm beibringen sollte, um die hundert Laub-

taler einzustreichen. Und wirklich leitete die Wirtin mit Einverständnis ihres Mannes den Kaufmann in sein Gemach und zeigte ihm, wie man es anstellen mußte, doch immer schickte ihr der Kaufmann sein Ackermännlein längs des Bauchs, einmal zu tief und einmal zu hoch, solcherart, daß er es niemals zum Ziele zu bringen wußte und sich, ohne etwas erreicht zu haben, abwendete. Dann erzählte die Wirtin alles ihrem Manne, und wie er nicht gewußt hatte, sein Messer einzustecken. „Ach mein Gott," sagte der, „bist du dumm, du selber mußtest ihm ja dabei helfen!" „Wahrlich, ich verstand es nicht!" entgegnete sie. Sagte der Wirt darwider: „Nun weißt du was? Vertröste ihn bis morgen und sage ihm, du würdest es ihm noch lehren und ihm helfen es einzustecken!" Solches nun beredeten und beschlossen sie. Folgenden Tags führte ihn die Wirtin abermals in sein Gemach und legte sich ins Bett und der Kaufmann auch; der Wirt lag unter dem Bett verborgen und hörte, wie er wieder nicht zum Ziele kam. Da griff er denn nach oben und faßte des Kaufmanns Pflanzstock und stieß ihn selber in den Acker seines Weibes. Als der Kaufmann merkte, wer ihm geholfen hatte, den Pflanzstock unterzubringen, ward er gar froh und dankte dem Wirte guten Herzens. Nachdem er dies schön gelernt hatte, tat er der Wirtin genug, und der Wirt war es zufrieden, daß er noch eine Nacht bei ihr läge, da er besorgt war, er könne das Handwerk verlernen. „Nun denn," sprach der Kaufmann, „Gott sei gelobt! Ich habe einen Hahnrei gefunden, der

um die Hälfte größer ist denn ich, und ich glaube nicht, daß sich ein noch größerer wird finden lassen!" Und also wurde der Kaufmann, wie es ihm bedünkte, gerächt.

DIE EINUNDDREISSIGSTE NOVELLE

Von einem Liebhaber, welcher einer Frau dreißig schöne falsche Laubtaler gab, um bei ihr zu schlafen, und wie der Handel herauskam und sie die Wahrheit sagen mußte.

Vor nicht langen Zeiten lebte zu Paris das Weib eines Rates am Hofe; war ein schönes, junges Weib, frisch und entschlossen und hatte einen reizenden Körper, dem sie niemals sein Recht versagte, wenn man ihr etwas bot. Nun gab es dort auch einen jungen Leichtfuß, der über die Maßen verliebt in sie war und auch wußte, welchen Gewerbes die Frau war, denn er hatte andere seiner Genossen über die Aufführung der Frau reden hören. So wandte er sich denn mit der Bitte an sie, sie möchte ihm eine Gunst gewähren. Doch niemals wollte die Frau, welche hartherzig war, darein willigen; und auf stärkeres Drängen hin und nach längeren Hin- und Widerreden zwischen beiden sagte sie kurz entschlossen, er solle nicht bei ihr liegen, falls er ihr nicht dreißig Laubtaler gäbe, auf daß sie sich ein Scharlachkleid kaufen könnte. Der Gesell aber, welcher den Einsatz scheute, ärgerte sich gar sehr, dreißig Laubtaler geben zu sollen, sintemal er sie nicht hatte. Obzwar er eine große Ehrfurcht vor den Heiligen hatte, wandte er dessen ungeachtet doch eine große List an. Als er nämlich sah, daß er anders nicht zum Ziele gelangen konnte, fand er Zeit und Gelegenheit, dreißig schöne falsche Laubtaler aufzutreiben, welche er der Dame brachte. Die nun nahm sie freudig

an, und sie lagen nach ihren Gelüsten eine Zeitlang beieinander und ließen es sich wohl sein.

Nun müßt ihr wissen, daß die Frau, welche Lust nach einem Scharlachkleide verspürte, wenige Zeit hernach zu einem Kaufmann ging, um eins zu kaufen, und wahrlich feilschte sie und machten dann einen Preis für drei Ellen Scharlachtuchs ab; und die Frau zog ihre Laubtaler und gab sie dem Kaufmanne, welcher alsogleich merkte, daß es falsche Stücke waren. Und fragte sie, wer ihr die gegeben hätte, worüber sie erschrak. Das Gericht aber ward davon benachrichtigt. „He, wie," hub der Kaufmann an, „es geht nicht mit rechten Dingen zu, wenn man dreißig falsche Laubtaler auf einmal hat." Man rief ihren Gatten, denn die Häscher wollten sie ins Gefängnis abführen, auf daß sie angäbe, wer ihr diese Laubtaler gegeben habe. Als der Gatte anlangte, war er, weiß Gott wie, verwundert, sein Weib gar so traurig und in Tränen zu sehen. Doch bei dem ganzen Handel gab es kein anderes Heilmittel für sie, als einzugestehen, wer ihr diese Taler gegeben hatte. Schließlich gestand sie es denn. Es wurde nach dem Gesellen ausgeschickt, welcher alsogleich zugab, ihr diese dreißig Laubtaler gegeben zu haben; und sagte zu seiner Verteidigung, daß sie mehr gälten denn die Ware, welche er dafür eingehandelt. So ward die arme Frau gezwungen, in Gegenwart ihres Mannes, welcher nicht gerade sehr erfreut darüber war, den ganzen Handel einzugestehn, und sie stand ganz verwirrt und durch die Gegenwart vieler Leute entehrt da.

DIE ZWEIUNDDREISSIGSTE NOVELLE

Von einer Alten, welcher der Teufel Gold und Silber bot, wenn sie einen Mann und ein Weib, die einander über die Maßen liebhatten, auseinander brächte, welches sie bewerkstelligte und ihr Geld gewann.

Man sagt, und es ist eine große Wahrheit, ein schlechtes Weib sei noch teuflischer denn der Teufel. Und so ist es wahr; nun lebte einstmals in der Stadt Troyes ein achtbarer Kaufmann mit seinem Weibe, die einander so lieb hatten, daß sie ein Herz und eine Seele waren und einer nicht lange ohne den andern sein konnte. Nun war ein Teufel sehr neidisch auf die Liebe, welche diese Eheleute zu einander hegten, dergestalt daß er seine ganze Sorgfalt darauf richtete, sie auseinander zu bringen. Doch niemals konnte er zu einem Ziele kommen und ging bereits sieben volle Jahre täglich darauf aus. Und nahm sich vor, dieweil er nicht zum Ziele gelangen konnte, er wolle jemand anderen damit beschweren. Da verkleidete sich denn besagter Teufel und gab sich das Aussehen eines Mannes, der auf den Feldern arbeitet; und setzte sich, scheinbar um zu rasten, unter einen Baum auf den Erdboden und hatte einen Haufen Goldes und Silbers vor sich und tat so, als ob er es zähle. Da kam dort eine alte Hurenwirtin vorbei, welche er gar wohl kannte; und als das Weib den Mann mit dem vielen Gelde sah, ward sie ganz erstaunt und fragte ihn, wer

ihm das gegeben hätte. — „Heda," sagte der darwider, „was geht dich das an? Es gehört mir zu Rechten!"

Und es antwortete ihm die Alte: „Ich möchte gern ebensoviel haben!"

„Ach, wahrlich," antwortete der Teufel, „es steht dir wohl zur Verfügung und anderes mehr; doch nur, wenn du mir einen Dienst leisten willst, den ich dir genau sagen werde, soll dir all das Geld hier gehören!"

„Heiliger Johann," rief sie, „ich bin's zufrieden, vorausgesetzt daß ich es tun kann!"

Entgegnete er: „Du wirst es gut fertig bringen, wenn du willst!" Dann sagte er zu ihr: „Du kennst doch den und den Mann und die und die Frau?"

„Wahrlich!" sagte sie darwider.

Hub er an: „Du mußt es nun zuwege bringen, daß sie einander nicht mehr lieben und sich schlagen und miteinander hadern. Und falls du das erreicht hast, will ich dir dies Geld und mehr geben. Wenn du mich nötig hast, steh' ich zu deinen Diensten!"

„Ach wahrhaftig," rief das Weib, „ich will mein möglichstes tun, es wird sich machen lassen!" So gab er ihr all sein Geld und machte die Sache dringlich. Dann ging die Alte fort und dachte bei sich nach, wie sie es ins Werk setzen könnte. Und ging zuerst zu der Frau und fragte sie, wie es ihr ginge, und machte große Bekanntschaft mit ihr. Nachdem sie mehrere Worte miteinander geredet hatten, begann sie also zu ihr zu sprechen: „Möge Gott mir helfen, liebe Frau, ich bin sehr betrübt, daß

Euer Mann Euch nicht ebenso lieb hat wie Ihr ihn; denn das würde eine große Wohltat für Euch und für ihn sein!"

„Wie," hub die Frau an, „mein Mann? Es gibt keinen Mann auf der Welt, der seine Frau mehr liebt, als er mich lieb hat, und ich baue also auf ihn!"

„Ach, mein Herzblatt," fuhr die Alte fort, „Ihr wißt ja nicht alles; ich versichere Euch, meiner Treu, daß er nur vorgibt Euch zu lieben; denn er liebt wohl eine andere wie Euch, die jung und schön, höfisch und üppig ist, und ich kenne sie gar wohl!"

Da antwortete die junge Frau: „Ich vermag's nicht zu glauben, sintemal mein Mann mich sehr lieb hat, solches weiß ich zuversichtlich!"

„Ach, ach, mein Liebchen," sprach die Alte darwider, „wie werdet Ihr wohl hintergangen! Er macht Euch also Gutlebe, auf daß Ihr keinen Argwohn auf die andere habt; und wahrlich, da Ihr also sicher seid, will ich Euch heute in drei Tagen den Beweis erbringen. Denn er hat ihr ein Kleid, einen Rock und eine Kappe versprochen, und ich selber muß sie abholen; und Ihr sollt sehn, ob ich lüge. Und nun Gott befohlen, ich muß meinem Geschäfte nachgehn!"

Dann nahm sie Urlaub von ihr und ging fort; dort aber blieb das arme junge Weib ganz in Gedanken versunken zurück und begann etwas wider ihren Gatten zu haben und sah ihn von der Seite an. Einige Zeit hernach dann geschah es, daß die Alte dem Manne außerhalb seines Hauses auflauerte, und zufällig stieß sie an

einem entlegenen Orte auf ihn. Da fragte sie ihn denn, ob er nicht ein gutes Tuch habe, sie wolle sich Kleid, Mantel und Haube machen lassen. Und er bejahte es.

„Ach wahrlich, lieber Herr," fuhr die Alte fort, „ich will Euch morgen besuchen. Kenne ich Euch doch lange als einen rechtschaffenen und ehrlichen Mann, da ist es mir lieber, daß Euch als einem anderen mein Geld zufließt!"

„Schon gut, ich danke Euch," entgegnete der Kaufmann, „und auch für die freundliche Bekanntschaft; ich will Euch auch preiswerter denn einem andern verkaufen!"

Sagte sie darwider: „Ehrlich gestanden, ich danke Euch; ach, die gute Zeit, die ich einstmals sah! Wie gut habe ich Euren seligen Vater gekannt; der war ein Mann, wie's keinen bessern gab. Ach, und wie betrübt bin ich, daß Euch nicht ebensolch glücklich Los zuteil ward wie ihm, da Ihr doch ein guter Mensch seid!"

„Wie, Gevatterin," fragte der Kaufmann, „weshalb sagt Ihr das?" Entgegnete sie: „Daß mir Gott helfe, Eurer Frau wegen, die nicht so ehrbar ist wie Ihr es seid!"

Antwortete der Kaufmann darwider: „Ich glaube, es gibt in der ganzen Stadt Tours kein ehrbareres Weib als meines!" Fuhr die Alte fort: „Ihr wißt nicht alles, doch gebt acht auf Eure Angelegenheiten. Ich versichere Euch auf mein Wort, es ist da ein junger Liebhaber, der sich mit ihr abgibt, und Ihr werdet bald darum merken. Doch lassen wir das; nicht das hat mich hergeführt, um mit Euch darüber zu sprechen; aber wahrlich, wenn ich

etwas Schlimmes für Euch reden höre, will ich es Euch wissen lassen, solches verspreche ich Euch. Und nun lebt wohl, ich gehe fort; und morgen am Tage komme ich und kaufe das Tuch!“ Dann nahm sie Urlaub von ihm, und der Kaufmann ging, und nicht ohne Ursach, ziemlich betrübt über die Worte, die er vernommen hatte, fort und trat in sein Haus und begann sein Weib zu schmälen, und sie ihrerseits tat es noch heftiger, so daß sie nicht miteinander fertig wurden. Folgenden Tages aber am Morgen verfehlte die Alte nicht, das Tuch zu holen, und der Kaufmann verkaufte ihr welches und sie bezahlte es und stellte ihn zufrieden.

Dann ging sie fort, und als sie aus dem Hause trat, wies sie das Tuch der Frau drinnen, als ob sie sagen wollte: „Hier ist das Tuch, welches ich, wie ich Euch sagte, für die Herzensdame Eures Gatten hole!“

Kurze Zeit hernach kam die Alte, um mit dem Weibe des Kaufmanns zu reden, und sagte dann zu ihr: „Nun, habt Ihr in dieser Stunde nicht erfahren, daß die Sache mit dem Tuche, welches ich fortholte, wahr ist?“ „Ja, ich bin dessen hinreichend versichert,“ seufzte die Frau, „ich verlange nicht mehr. Wollte Gott, daß ich tot wäre!“

„Ja, ja,“ entgegnete die Alte, „ich hab Euch immer gesagt, daß es so ist. Aber wißt, mein Herzblatt, man muß geduldig tragen, was sich nicht ändern läßt!“ „Ach,“ sagte die arme Frau, „viel Geduld muß man wohl haben!“ Fuhr die Alte fort: „Und ich verspreche Euch, wenn Ihr auf mich hören wollt, will ich all dies Elend von Euch

nehmen und Euch angeben, wie sich Euer Gatte mit keinem anderen Weibe wie mit Euch zu schaffen machen soll." „Ach, mein Herz," sagte die Frau darwider, „ich würde dann das glücklichste Weib auf dem Erdboden sein!" „Am Abend also, wenn Euer Gatte fest schläft, nehmt eine gute Schere und schneidet ihm drei Barthaare ab und tragt sie ständig bei Euch; und wahrlich, solange Ihr die habt, wird sich Euer Mann mit keinem anderen Weibe wie mit Euch abgeben!" „Ach, heiliger Johann," sagte die Frau, „ich will es gerne tun!" Also ward der Entschluß gefaßt und die Nacht, in der solches vor sich gehen sollte, festgesetzt, und dann nahmen sie Abschied voneinander.

Während dieser Dinge nun lebten Mann und Weib stets in Hader und Streit und konnten sich nicht miteinander vertragen. Dann kam eines Tages die Alte zu dem Gatten und grüßte ihn ehrerbietig und sprach zu ihm: „Ach, ach, lieber Freund, guter Nachbar, seit zwei der Tage suche ich Euch in Euren Angelegenheiten; ich hab' Euch ja immer gesagt, daß es eines Tages so kommen würde! Eure Frau und ihr Hurenknecht haben sich vorgenommen, Euch den Hals abzuschneiden; ich weiß es ganz genau; darum nehmt Euch in acht!" „Wie," sagte er, „ist das denn möglich?" Entgegnete die Alte: „Ihr werdet's schon sehen, seid darum auf Eurer Hut!" Dann nahm sie Abschied von ihm und „Gott befohlen!"

Da war der Mann gar sehr erstaunt und gab acht auf seiner Frauen Tun; und an einem der folgenden Abende,

so um Mitternacht, stellte er sich schlafend und schnarchte sehr laut. Und es war seiner Frau gewiß, daß er schlief; und sie nahm ganz sacht ihre Schere, um ihm die Barthaare abzuschneiden. Und als sie ihn so am Kinn berührte, packte er sie bei der Gurgel und wollte sie erdrosseln. „O schlechtes Weib," rief er, „willst du mich also töten?" Dann stand er auf und schlug sie so fest, daß er glaubte, sie totgeschlagen zu haben; und also waren sie in Streit und Hader.

Und so gewann die Alte das Teufelsgeld, und deshalb sagt man gewöhnlich, daß manch ein Weib noch eine List mehr versteht als der Teufel.

DIE DREIUNDDREISSIGSTE NOVELLE

Von einem jungen Burschen, welcher sich dem Teufel versprach, um ein Mädchen zu heiraten, und wie er dem Tenfel entwischte, indem er ihm auf Rat seines Weibes ein Tier zeigte, das er noch nicht kannte.

Es ist wirklich wahr, daß es einstmals im Lande der Languedoc einen jungen Burschen gab, der über die Maßen in ein junges Mädchen, welches in seiner Nachbarschaft wohnte, verliebt war. Und so sehr liebte er sie, daß er weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe fand, denn er dachte an nichts anderes wie nur an seine Liebe. Doch die Liebe, mit der er liebte, war ehrbar, und er begehrte die Jungfrau zur Ehe; doch ihr Vater und ihre Mutter wollten nichts davon wissen, und besagter Gesell ließ durch seine Eltern und Freundschaft bei ihrem Vater und ihrer Mutter um sie werben. Aber sie wurde ihm rundweg abgeschlagen, welches er sich so sehr zu Herzen nahm, daß er deswegen zu sterben vermeinte; und lag lange Zeit krank. Als er nun ein wenig wohler war, lustwandelte er ganz nachdenksam und traurig vor der Stadt in den Feldern und begegnete einem Manne, der ihn fragte, was ihm fehle. Und er antwortete ihm, er sei über die Maßen traurig, und erzählte ihm seinen ganzen Handel und wie sehr er in das Mädchen verliebt sei. Da sagte ihm denn der Mann, falls er ihm genugtun wollte, würde er sich seiner Liebe erfreuen und das Mädchen heiraten. Da antwortete ihm der Bursche, er

wolle nichts ungetan lassen, um sie zu bekommen, und daß er ihm gern sein ganzes Gut geben würde. Der antwortete ihm aber, er wolle nichts von Gütern wissen, und habe ihrer genugsam, doch wenn er sich ihm verschreiben wolle, wäre er es zufrieden. „Wie, verschreiben," rief der Bursche, „und wer bist du?" Sagte der darwider: „Ich bin ein Teufel, doch hab keine Angst, ich tue dir wahrlich kein Leid an. Höre mir ein wenig zu: Ich will dich mit jener Jungfrau verheiraten, und vom Tage, an dem du sie gefreit hast, an gerechnet genau zehn Jahre später sollst du mir gehören. Falls du mir aber am Ende dieser zehn Jahre ein Tier zeigen kannst, welches ich nicht zu erkennen vermag, sollst du los und ledig sein, und ich werde nichts von dir verlangen!" Unverzüglich willigte der Bursche darein, als er den schönen Vertrag und die Frist, welche er hatte, bedachte. Und nachdem die Abmachung getroffen war, entfernte sich der Teufel, und wenige Zeit hernach suchten die Eltern und Freunde des Mädchens den Jüngling auf und verheirateten ihn alsobald mit der Jungfrau.

Nach stattgefundener Hochzeit aber lebte der junge Ehemann lange Zeit mit seinem Weibe herrlich und in Freuden, und so sehr und so lange, bis sich der Ablauf der zehn Jahre näherte. Und er begann schon sehr zu seufzen und war ganz traurig und sein Weib merkte darum und fragte ihn, was es gäbe. Doch lange wollte er ihr nichts sagen, aber sie drang so lange in ihn, bis er die Wahrheit eingestand, und wie er sich dem Teufel verschrieben

hatte, um sie zu bekommen, und daß er ihn mitnehmen würde, wenn er ihm nicht am Ende des zehnten Jahres, das sich so stark näherte, ein Tier zeigte, welches er nicht zu erkennen vermöchte. Sagte die Frau: „Wahrlich, wenn du ihm nun ein Tier zeigst, das er nicht kennt, wirst du dann von ihm loskommen?" „Ach ja," sagte er darwider, „also ist es abgemacht!" „Und wie lang' ist es noch hin bis zum Ende der Frist?" fragte die Frau. „Nur noch acht Tage!" entgegnete er. „So quäle dich denn nicht länger, Herzensmann, der liebe Gott wird für uns sorgen, wir werden es so gut einrichten, daß er dich nicht bekommen soll!" Nun kam der Vorabend des Tages heran und die Frau sprach zu ihrem Manne: „Lieber Freund, ich gehe diese Nacht zu meiner Mutter und will nicht bei dir schlafen; steh' aber morgen frühzeitig auf und geh zur Messe, und wenn du dann zurückkommst, wirst du im Gemach das Tier finden, welches du ihm zeigen sollst und das er nicht erkennen wird!"

Und als der folgende Morgen heran war, zog sich die Frau mutternackt aus und bestrich sich von oben bis unten mit Vogelleim, dann zerschnitt sie ein Federbett und legte sich hinein. Hernach aber stand sie auf und ging auf Händen und Füßen und verkehrt durch das Gemach, und ihr Mann kam an. Als er sie sah, wußte er nicht, wer es war, und er selber erkannte sie nicht. Und sprang furchtsam aus dem Hause und fand den Teufel, der ihn holen wollte. „Nun denn," sagte



der, „ich will dich holen; was hast du zu sagen?“ Sprach der arme Mann ganz bestürzt: „Ich bin bereit mein Versprechen zu halten und will dir ein Tier zeigen, das du nicht erkennen sollst!“ „Laß es uns doch ansehen!“ sagte der Teufel. Und er führte ihn ins Gemach und zeigte es ihm, und als der Teufel es sah, ward er sehr erstaunt und kraute sich die Haare, und sah es von vorn und von hinten an. Und einmal ging es vorwärts und einmal rückwärts, und dann sah er seine Haare, die den ganzen Kopf bedeckten, und auf der andern Seite ein großes Loch; und er glaubte, das sei des Tieres Maul. Doch da es infolge des Leims ganz mit Federn bedeckt war, wußte er nicht, welcher Vogel oder welches Tier solche Federn oder Haare trug; und die Haare hielt er für den Schwanz des Tieres. Solange er es auch betrachtete, er konnte nicht herauskriegen, welch ein Tier das war. Und ging fort und ließ den armen Mann allein, denn er war mit seinem Verstande zu Ende. Also entschlüpfte der Mann durch seines Weibes Einfall einer großen Gefahr.

Und so könnt ihr merken und erfahren, daß ein gutes und flinkes Weib sich überall zu helfen weiß.

DIE VIERUNDDREISSIGSTE NOVELLE

Von einem Barfüßer, welcher ein Mädchen in seiner Zelle hatte und gezüchtigt wurde, und warum Bruder Wilhelm seinen Esel nicht verkaufte.

Es ist nicht lange her, da gab es im Gebiete von Poitiers in einem kleinen Flecken namens Verteuil ein Barfüßerkloster. Nun kommt es vor, daß es in jedem Kloster gute und schlechte Mönche gibt. Wahrheit ist's, daß in diesem Kloster zu Verteuil viele brave Barfüßer hausten; und ihr müßt wissen, daß sie einen sehr ehrenwerten Oberen hatten, welcher wohl acht auf alles gab. Eines Tages unter den Tagen nun meldete dem guten Vater Oberer einer der Nachbarn, er habe eine Hure ins Kloster schlüpfen sehen. Und er, der in dieser Beziehung sehr streng war, ließ nicht ab, überall drinnen nachzusuchen, um das Mädchen zu finden; doch er fand sie nicht. So kehrte er denn zum Nachbar zurück, welcher ihm von neuem versicherte, daß sie dort wäre. Und er kehrte in sein Kloster zurück und fragte alle Barfüßer, einen nach dem anderen, ob sie das Mädchen versteckt hielten; aber sie ließen es bleiben, etwas einzugestehen. Da schwur der Oberer bei Gott, dem Allmächtigen, sie sollten alle gezüchtigt werden, falls das Mädchen gefunden würde. Wie sie nun sahen, daß es an der Zeit war, sprachen sie zum Oberen: „Vater, Bruder Wilhelm hält das Mädchen!" So ließ er den kommen und sprach zu ihm: „Wahrlich, Bruder Wilhelm, du bist ein Lügner! Ich fragte doch, ob

du das Mädchen hättest, du verneintest es aber; und wahrlich, wirst du dafür gestraft werden, du bist ein Lügner!" Bruder Wilhelm entschuldigte sich so gut er es vermochte, doch welche Entschuldigung er auch vorbrachte, er wurde gebunden und so lange gezüchtigt, bis ihm das Blut von allen Seiten herabrann, und immer sagte Vater Oberer zu ihm: „Heda, willst du wieder lügen?" Sprach Bruder Wilhelm darwider: „Ach, guter Vater, verzeiht mir, ich will auch niemals wieder lügen!" Dann ward Bruder Wilhelm freigelassen und kam von dieser Strafe los, doch immer dachte er daran, sie eines schönen Tages wieder heimzahlen zu wollen. Und das Mädchen, dem es ebenso erging, wurde hinausgejagt. Nun müßt ihr wissen, daß man im Kloster drinnen einen Esel hatte, welcher nichts mehr taugte, denn er hatte dem Kloster lange treue Dienste in seinen Geschäften getan. Nachdem nun diese Züchtigung geschehen und Bruder Wilhelms Wunden verharscht waren, befahl ihm der Herr Oberer, diesen Esel auf einem Markte, der in der Nähe stattfand, zu verkaufen; und er sagte, wenn der Esel verkauft wäre, wollten sie einen anderen, jüngeren für ihre Bedürfnisse einhandeln. Also ging Bruder Wilhelm auf den Markt; und er erinnerte sich noch gut daran, wie er gezüchtigt worden war. Als er nun auf dem Markte war, stellte er sich mit seinem Esel in eine Ecke, um ihn zu verhandeln. Und es sprach einer zu ihm: „Wie, hier steht ja der Esel der Barfüßer!" „Bei meiner Seele", sprach ein anderer, „mir soll er gehören!" „He, wie, Bruder Wilhelm, wollt

Ihr denn Euren Esel gewißlich verkaufen?" „Ja", sprach der. „Und warum verkauft Ihr ihn? Er war Euch doch so nützlich!" Sagte der darwider: „Er ist meiner Treu so alt, daß er uns nichts mehr nützen kann!" „Heiliger Johann," sagte der andere, „da ist er nichts für mich!" Dann gingen die Kaufleute weg. Andere kamen ein wenig später, um den Esel zu erstehen. „Wie, guter Vater, wollt Ihr Euren Esel wirklich verkaufen?" „Ja", antwortete Bruder Wilhelm. „He, warum verkauft Ihr ihn denn?" Sagte der darwider: „Dieweil er nicht mehr laufen kann, wollen wir ihn losschlagen!" „Ach, meiner Treu, ich werde ihn doch nicht kaufen, wenn er nicht mehr laufen kann!" Dann ging der Kaufmann weiter. Hernach trat ein anderer Kaufmann an den Esel heran und fragte: „Wieviel soll er kosten?" Antwortete Bruder Wilhelm: „Drei Laubtaler soll er kosten!" Fragte der andere: „Heda, weshalb gebt Ihr ihn fort, er nutzte Eurem Kloster doch sehr!" „Meiner Treu," erwiderte Bruder Wilhelm, „wir verkaufen ihn gerne, dieweil er nichts mehr taugt; meint Ihr denn, wenn er stark und gut und schnell im Laufen wäre, wie er es einstmals war, würden wir ihn jemals fortgeben, da wir ihn doch bitter im Kloster nötig haben?" Also sprach Bruder Wilhelm zu allen, die den Esel besahen, um ihn zu kaufen, bis der Markt herum war. Und Bruder Wilhelm mußte ihn ins Kloster zurückführen, denn kein Mensch wollte ihn um der Worte willen, die er sagte, kaufen.

Und als der Vater Oberer sah, daß der Esel zurück-

gekommen war, ging er zu Bruder Wilhelm: „Wie, Bruder, hast du den Esel nicht verkauft?" „Nein, guter Vater." Fuhr der fort: „Nun, woran liegt das? Hat man dir zu wenig Geld für ihn geboten?" „Meiner Treu, nein," sagte Bruder Wilhelm darwider, „sie fragten mich, ob er tüchtig wäre, und ich antwortete ihnen, daß er alt wäre und nicht mehr laufen könnte, auch sei er nichts mehr wert und dieserhalb wollten wir ihn verkaufen!" „Ach, zum Teufel," sagte Vater Oberer, „so mußtest du nicht reden, Bruder Wilhelm, sondern, daß er gut und kräftig und schnell wäre, dann hättest du ihn sicherlich verkauft!" „Wahrlich, guter Vater," fuhr Bruder Wilhelm fort, „dann wäre ich ja ein Lügner gewesen und Ihr hättet mich vielleicht gezüchtigt, wie damals, als das Mädchen bei mir geschlafen hat; ach, ich versichere Euch, ich will niemals wieder lügen!" Da blieb der gute Vater Oberer ganz betroffen stehen und Bruder Wilhelm hatte seine Sache gewonnen.

DIE FÜNFUNDDREISSIGSTE NOVELLE

Von einer jungen Frau, der man einredete, sie habe ihren Gatten geschwängert, und wie er seine Schwangerschaft an seine Magd abgab, die er mit Einwilligung seiner Frau schwängerte.

Ihr müßt wissen, daß einstmals in Troyes in der Champagne ein achtbarer Kaufmann lebte; der war jung und frisch und herzhaft und verheiratete sich durch Vermittlung seiner Eltern mit einem jungen und sehr schönen, ehrbaren Mädchen; und er tat wohl daran und sie liebten einander über die Maßen. Nun geschah es, daß sie ein sehr schönes Mädchen hatten, welches ihnen diente. Und es geschah eines Tages, daß besagter Kaufmann mit seiner Magd scherzte und ihr so lange zusetzte und sie so freundlich bat, bis er bei ihr schlief. Und so viele Male schlich er zu ihr, bis die Magd eines Tages erklärte, sie fühle sich schwanger, worüber der junge Liebhaber sehr erstaunt und betrübt ward. Und eines Tages unter den Tagen suchte er seiner rechten Vettern einen auf, welcher Arzt war; und als besagter Arzt sah, daß er traurig war, fragte er ihn, was ihm fehle. Antwortete er ihm, daß er gar sehr betrübt sei. „He, was gibt's?“ fragte der Arzt. Sprach der Kaufmann darwider: „Ach, mein Vetter, ich bin betrübt, wie ich es noch nie in meinem Leben war, denn ich habe mit meiner Magd gescherzt und sie ist schwanger geworden; und wenn meine Frau nur etwas davon erfährt,

werde ich wohl kein frohes Leben mehr mit ihr haben, denn ihr Vater und ihre Mutter wollen mir übel, dieweil sie mich so lieb hat!" „O Vetter und Freund," sagte der Arzt, „wenn es weiter nichts ist, dann betrübt Euch wahrlich nicht länger, denn für all das wollen wir bald eine Heilung finden!" „Ach, mein Vetter und Freund," entgegnete der Kaufmann, „ich vertraue mich ganz Eurer Güte an, und will auch alles zahlen, so Ihr wünscht!" Sagte der Arzt: „Nun wißt, von Bezahlung ist keine Rede; doch hab' ich eine List im Sinne, die führt aus, wenn Ihr mir folgen wollt. Ihr müßt nach Hause zurückkehren und Euch krank stellen und über nichts wie Schmerzen in Bauch und Lenden klagen und mir durch Euer Weib Euer Wasser schicken; und das andre laßt mich tun, und ich glaube, mit Gottes Hilfe wird alles gut ablaufen."

Da nahm denn der Kaufmann Abschied von ihm und ging in sein Haus, ohne sich etwas merken zu lassen, und begann sich krank zu stellen, und sein armes Weib tröstete ihn ganz zärtlich, denn sie dachte an nichts Böses, und sprach zu ihm: „Ach, mein süßer Freund, he, was fehlt dir, he, bist du etwa krank?" Sagte der darwider: „Ach, mein Herzblatt, ich glaube, ich muß sterben, denn ich habe große Schmerzen in Bauch und Schenkeln, und es ist mir, als bissen die Hunde in sie hinein." Und das arme Weib sprach: „Lieber Freund, du mußt dein Wasser lassen, und ich will es zu einem Arzt bringen." „Ach weh, mein Liebchen," stöhnte der

junge Mann, „der versteht ja von nichts etwas!" Und sie setzte ihm so lange zu, bis er sein Wasser ließ; und dann trug sie es bitterlich weinend zu ihrem Vetter, dem Arzt; als der sie also weinen sah, fragte er ohne Verzug, was ihr fehle. „Ach, lieber Vetter," schluchzte sie, „ich glaube, Euer Vetter, mein Mann, muß sterben." Sagte der Arzt: „Jesus, he, wie lange ist's her, daß ich ihn nicht mehr sah?" Dann weinte sie so heftig, daß ihr die Tränen über die Backen kullerten und über ihr Gewand rannen und sie kein Wort herausbringen konnte, und wies ihm sein Wasser. Das nun sah der Arzt an, und als er es lange geprüft hatte, begann er: „Wem dies Wasser auch angehört, der hat große Schmerzen im Bauch und in den Schenkeln!" „Ach," rief die junge Frau, „mein Freund, das ist's, über nichts anderes klagt er!" „Wie;" fing der Arzt wieder an, „das Wasser, welches Ihr mir gebracht habt, gehört einer Frau, die ein Kind trägt!" „Ach, mein Vetter," sagte die darwider, „ich versichere Euch, es ist das meines Mannes, und ich weiß es ganz genau, denn ich habe es ihn lassen sehen!" „Wie ist's möglich," fragte der Arzt, „geht Ihr darin auch ganz sicher?" „Ja," sagte sie, „gewißlich!" „Nun denn, meine Liebe, wißt Ihr, was los ist? Euer Mann ist schwanger!" „Wie, ist das denn möglich?" rief sie. „Ja", entgegnete der Arzt. „Ja, aber sagt mir doch, wie ist es denn nur möglich, daß so etwas eintreten kann?" Sagte der Arzt: „Kommt her, meine Liebe; habt Ihr nicht manchmal, wenn er Euch das tat

und ihr euch zusammen erfreutet, auf ihm gelegen? Sagt nicht die Unwahrheit, wenn Ihr seine Heilung wollt!“ „Ach, mein Vetter, ich will Euch die Wahrheit eingestehen. Ich schwöre Euch, daß es nicht mehr als einmal vorkam!“ „Ach, meiner Treu,“ fuhr der Arzt fort, „das genügt; mehr brauche ich nicht zu wissen, er ist zweifellos schwanger.“ Und das arme Weib war ganz trostlos und fragte ihn, ob es denn kein Heilmittel dafür gäbe. „Nun ja,“ erwiderte der Arzt, „aber wißt Ihr, was Ihr tun müßt? Ihr müßt Mittel und Wege finden, irgendein jungfräuliches Mädchen aufzutreiben, und Euer Mann muß ein oder zwei Nächte bei ihr schlafen, und den Samen, den er in seinem Körper hat, in den Körper des jungen Mädchens leiten, denn der Samen, mit dem Ihr ihn versehen habt und welcher aus Eurem Körper stammt, hat noch nicht zu wirken angefangen, sintemal das Kind, das er erzeugen muß, noch kein Leben hat. Und wenn er einem jungen Mädchen beiwohnt, so impft er ihrem Körper alles ein, und solcherart wird er gerettet.“ Hierauf sagte die Frau: „Mein Vetter, mein Freund, ich danke Euch, wir werden mit Gottes Hilfe zu einem guten Ziele gelangen, denn ich hab' eine junge Magd bei uns, und glaube, daß sie Jungfrau ist. Ihr will ich zehn Laubtaler schenken, um sie zu bestimmen, daß sie bei meinem Manne schläft!“ „Ach, meiner Treu,“ rief der Arzt, „das trifft sich ja gut, denn es ist besser, wenn es nicht unter die Leute kommt und unter uns bleibt; je weniger Menschen

darum wissen, desto besser; denn falls man es wüßte, würde man sagen: ha seht, das ist die Frau, die ihrem Manne ein Kind gemacht hat, und das würde verdrießlich sein!" Und also ward es abgemacht. „Nun denn," hub die Frau an, „mein Vetter, mein Freund, ich bitte, besucht ihn, um ihn ein wenig zu trösten." „Ja wirklich," liebe Base," sagte der Arzt darwider, „ich will mich nach ihm umsehen und Ihr sollt es auch tun!"

So kamen sie denn zu dem armen Kranken, welcher, Gott weiß wie, trostlos war. Und es erzählte ihm der Arzt insgeheim, was er mit seinem Weibe verabredet hatte, und daß er bei der Magd schlafen müsse und daß es so abgemacht wäre, damit er gesunde.

Des war der sehr froh; und man ließ die Magd kommen, um ihm das Bett ein wenig aufzuschütteln. Und der Herr erzählte ihr die ganze Sache, und daß die Herrin mit ihr darüber sprechen würde, sie aber sich im Anfang ein wenig sträuben, doch dann schließlich einwilligen solle. Als der Arzt seine Untersuchung vorgenommen hatte, nahm er Urlaub und ging fort. Die Frau nun rief die Magd beiseite und sprach zu ihr: „Komm her, Johanna, mein Kind, du mußt mir einen Dienst leisten, und ich bitte dich recht herzlich darum!" „Frau," antwortete das Mädchen, „alles, so mir zu tun möglich ist, will ich Euch zuliebe tun, nur darf es meine und Eure Ehre nicht verletzen, denn dann will ich's nicht tun!" Sprach die Frau darwider: „Johanna, mein Herz, mach' dir keine Sorgen darum; ich will dich mit Ge-

schenken überhäufen und dir um die Hälfte mehr geben als du denkst, doch gibt es kein anderes Heilmittel, als daß du eine Nacht, um einer geheimen Krankheit willen, die dein Herr hat, bei ihm schläfst; doch sorge dich um nichts, es wird dir nichts Übles geschehen!"

Rief das Mädchen: „Wie, Herrin, Ihr wollt mir solche Unehre zumuten? Wenn ein anderer mir das gesagt hätte, müßtet Ihr mir doch mit aller Gewalt abreden, falls Ihr ein ehrliches Weib wäret. Ach, ich versichere Euch, ich möchte lieber des Todes sterben; und wenn mir mein Herr ein Kind machte, wäre ich für immerdar ein verlorenes Mädchen!" Sprach die Herrin: „Darum rege dich nicht auf, Johanna, mein Herz; ich will dir zehn schöne Laubtaler geben und ein schönes Kleid und will dich verheiraten, wenn du mir das tust!" Nachdem viel zwischen ihnen verhandelt und erörtert war, versprach Johanna ihrer Herrin, es in der guten Ergebenheit, die ihr zu eigen wäre, tun zu wollen. Und es ging die Dame fort, um in Gegenwart des Arztes mit ihrem Manne zu reden; der aber war zurückgekommen und sah nach, wie es um ihn stand. Und sie fing an ihre Rede zu halten und sprach: „Nun, lieber Freund, wie geht es dir?" „Gott möge mir beistehn, mein Liebchen," jammerte der arme Mann, „ich glaube, ich muß sterben." „Ach, mein Freund," redete sie, „sprich nicht so, du brichst mir das Herz. Doch weiß man ein Mittel für deine Genesung, wofür ich Gott preise und danke. Hier, dein Vetter sagt, daß du eine Nacht oder zwei bei unserer Magd schlafen müssest." „Ach, mein

Herz," erwiderte der Mann, „sprich mir nicht von solchen Dingen, wehe, mein Gott! Und du bist mir zu gut und süß, und falls ich dich gegen eine andere eintauschte, verdiente ich wahrlich zu sterben, meine süße Freundin, und kurz und gut, ich will es nicht!" Sagte der Arzt: „Nun, mein Vetter, es gibt kein ander Heilmittel; unser Herrgott wird Euch darum nicht übel wollen, zumal es um Eurer Gesundheit willen ist!" „Wehe, Vetter," stöhnte der, „wähnt Ihr, ich will meine Ehe brechen? Ich habe ein so wackres Weib, das mich so sehr lieb hat und mir so viele Dienste tut, daß sie nicht weiß, was sie mir noch Liebes antun soll; kurz, ich will eher sterben!" „Nun denn," fuhr der Arzt fort, „wenn Ihr in diesem Zustande sterbt, werdet Ihr in die Hölle kommen, denn dann seid Ihr schuld an Eurem Tode, sintemal Ihr ein Mittel, um Euch mit Gottes Hilfe zu retten, wißt und es nicht anwenden wollt; ich weiß nicht, was Ihr Euch denkt!" „Weh' mein Freund," sagte der Dulder darwider, „es ist mir ganz gleich, ob ich verdammt werde!" „Nun, Ihr werdet es bei Gott nicht," fuhr der Arzt fort, „denn Euer Weib ist damit einverstanden." „Ja, ich versichere es dir, wahrlich, mein Freund!" sagte sie. „Nun, dann sage ich Euch," fuhr er fort, „Ihr werdet die Sünde auf Euch nehmen!" „Ja, ja" sagten sie, „das tun wir gerne!" Sprach er: „Nun, dann bringt sie schnell her." „Und Ihr, meine Base," hub der Arzt an, „geht in die Küche, denn ich will ihm zu essen geben und mit ihm essen!" Und dann aßen sie beide ganz vergnügt miteinander. Nach dem Essen aber nahm

der Arzt Urlaub von ihm, und es schlief die Magd bei ihm, und sie führten diese Nacht ein frohes Leben zusammen und spielten das Messerspiel, ohne einander zu schneiden noch wehe zu tun. Und anderen Morgens kam der Arzt, um nach dem Kranken zu sehen, welcher munter war und ihm von seinem Befinden sagte, daß er sich sehr wohl fühle, worüber alle froh waren. Und nach vier oder fünf Tagen erklärte er, Bauch und Schenkel täten noch ein ganz klein wenig weh. Da sagte denn der Arzt, er müsse noch ein oder zwei Nächte bei dem Mädchen liegen, um die Heilung zu vollenden. „Nun gut," sagte die junge Frau, „ich bin es zufrieden, und werde froh sein, wenn er erst ganz wieder gesund ist!" Oh, die Frau war gut zu ihrem Manne, möchte es Gott im Himmel gefallen, daß ich ebenso eine hätte; und wenn ich solch eine auf der Welt wüßte, welchen Weg würde ich ihretwegen nicht machen, denn dann möcht' ich nicht König von Frankreich sein! Der arme Mann lag noch so oft bei seiner Magd, bis er geheilt war. Gott lohn es dem guten Arzte! Aber die Magd war schwanger, doch ihre Herrin wußte ein gutes Mittel, daß sich alle wohl dabei befanden, denn sie verheiratete sie, nachdem sie das Kind geboren hatte, derweil sie nach ihrer Meinung Ursach dieser Angelegenheit war.

DIE SECHSUNDDREISSIGSTE NOVELLE

Von einem Mädchen, welches keinen Mann heiraten wollte, der seine männliche Natur hatte.

In der Provence liegt eine Stadt am Rhonefluß, an dem noch manche andere Städte liegen, welche Arles benannt ist. Und in dieser Stadt gibt es manche Gewerbetreibende, viel Bürger, Kaufleute und andere Arten geringerer Leute mancherlei Berufs. Nun geschah es einmal unter anderen Malen, daß unter den vielen, die in dieser Stadt wohnten, ein reicher Gastwirt war, welcher Guillot Dupin mit Namen hieß. Dieser Guillot hatte ein sehr schönes Weib namens Agmina geheiratet, von welcher er eine gar schöne Tochter, Konstanze gerufen, hatte. Die nun war sehr hübsch und stand bereits im mannbaren Alter, aber ihr Vater und ihre Mutter konnten sie zu keiner Heirat bewegen, so hübsch und so reich der jeweilige Mann auch war. Falls er seine männliche Natur habe, sprach sie zu ihnen, wolle sie ihn nicht heiraten und lieber noch mit Heiraten warten. So geschah es einstmals, daß ein hübscher Fischer namens Angel, welcher aus der Stadt Mortaigne gebürtig war, die zwei oder drei Meilen von der Provence abliegt, im Hause dieses Guillot Dupin, Konstanzes Vater, herbergte, denn er pflegte seine Fische zum Verkauf nach Arles zu bringen. Und als er zum Abendbrot kam und die Gäste von mancherlei Dingen redeten, begann man unter anderem auch von der Verheiratung der Tochter Konstanze zu

sprechen und den abschlägigen Antworten, die sie jungen Leuten zuteil werden ließ, welche es mehr wert waren sie zu bekommen als sie diese. Da fragten denn die einen, warum sie ihre Bewerber ausschlüge, die Eltern aber entschuldigten sich und sagten, dieweil sie ihre männliche Natur hätten. Die anderen sagten, sie spräche: und wenn er der schönste Mann auf der weiten Welt wäre, sie wolle ihn nicht haben, wenn er seine männliche Natur hätte. Besagter Fischer, Angel mit Namen, war arm an den Gütern dieser Welt, obzwar er ihrer genug hatte, um leben zu können. Er nun hörte diese Neuigkeit sehr wohl, merkte sie sich auch und prägte sie sich ein und bedachte bei sich selber, wie er diese Tochter Konstanze wohl erlangen könnte, sintemal man ihr bei der Heirat viel Guts mitgab. So kehrte unser Angel denn in sein Haus auf der Insel Mortaigne, welches ziemlich nahe am Meere lag, zurück. Besagter Angel Duband besaß einen kleinen Esel, den er hierhin und dorthin trieb, wenn er seinem Geschäfte nachging. Dieser Esel aber hatte durch einen Krankheitsfall seine männliche Natur verloren; und als Angel nun seines Weges schritt, dachte er bei sich selber, daß ihm dieser Esel in seiner Sache wohl dazu dienen könnte, das zu erlangen, was er gern haben wollte. Und belud ihn denn eines Tages unter den Tagen und zog sein bestes Gewand an, welches er besaß und das er nur an Festtagen trug. Und darin war er ein schmucker und anständiger Mann, und es hatte den Anschein für jeden, der ihn so gekleidet sah, daß er ein wohlhabender

Mann sei. Und als denn unser Angel Duband fertig war, machte er sich auf den Weg, um in die Stadt zu ziehen, allwo besagte Konstanze war. Dort nun angelangt, ging er in seine Herberge, in das Haus Guillot Dupins, Konstanzes Vaters, allwo ihn Agmina, Dupins Weib sah, die unter der Türe stand, indem sie die Gäste erwartete, welche in ihrem Hause herbergen wollten. Und Angel grüßte die Frau und fragte sie, ob sie ihn wohl herbergen wollte, sie aber antwortete: ja, sehr gern, doch unter zwei Bedingungen; erstens, wenn sie die besten seiner Fische bekäme, und zweitens, falls er die Kosten bezahlen könnte. Da begann denn Angel seinen Esel anzutreiben, um ihn in den Stall zu bringen; der aber wollte nicht vorangehen, und ihm mit harten Worten zusetzend, rief er: „He, vorwärts, he, Martin, der du wie dein Herr entmannt bist!" Und andere geben an, daß er sagte: „He, Martin, he, der du keinen Veit hast und dein Herr auch keinen; aber das macht mich nicht heiß, denn alles ist eins, wenn er gut abgenommen ist; das eine gilt nichts ohne das andere und das andere nichts ohne das eine!" Die Frau, welche unter ihrer Türe saß, hörte diese Worte gut und merkte sie sich fein und behielt sie in ihrem Herzen; und deshalb begann sie Angel zu betrachten, der ihr ein schöner Mann zu sein schien. Sie aber glich ihrer Tochter nicht, welche die männliche Natur mißachtete und sagte: „Wie jammerschade ist's, daß dieser junge Mann da kein rechter Mann ist!" Und es dachte die Frau daran, wenn ihre Tochter

ihn haben wolle, würde es ihr recht sein, denn nach den Arbeiten ihres Gastes zu schließen, schien er flink und geeignet zu sein. Und als Angel seine Fische verkauft hatte, trug die Frau schnell Essen auf; doch zwischendurch sprach sie mit ihrem Manne und erzählte ihm Angels Worte. Da kamen sie denn übereins, wenn Angel ihre Tochter haben wollte, sollte es ihnen recht sein. Und um deswillen nahmen sie sich vor, mit ihm zu sprechen, sobald er zurückgekommen war. Dann nach seiner Rückkehr aßen sie zusammen am Wirtstische. Und es meinte die Tochter bei sich, wie schön es wäre, wenn sie mit Angel verheiratet würde, und sah ihn liebreich an und ebenso der Vater und die Mutter; nach dem Essen nun wollte sich der Wirt genauer unterrichten und ging in den Stall, um nachzusehen, ob der Esel keine männliche Natur hatte, und sah, daß sie ihm fehlte. Dieserhalb zog er Angel alsogleich beiseite und fragte ihn: „Habt Ihr nicht die und die Worte geäußert, als Ihr hereinkamt?“ Und Angel tat so, als wollte er die Sache ableugnen, und wurde rot und antwortete solcherart: „Was ich gesagt habe, lieber Herr, bringt Euch weder Gewinst noch Verlust, und keiner wie ich, den die Sache etwas angeht, hat sich darum zu kümmern!“ Doch setzte ihm der Wirt so lange zu, bis er ihm die Wahrheit über seine Mannheit erzählte, und deswegen sagte ihm der Wirt, falls er sich verheiraten wolle, würde er ihm seine Tochter zum Weibe geben, worein Angel sehr gern willigte. Und hernach wurde die Heirat vor

einigen sicheren Freunden, welche sowohl die eine Seite wie die andere hatte, festgemacht. Nach einiger Zeit aber ward die Hochzeit groß und feierlich in allen Dingen bis zum Schlafengehen begangen. Und als es zum Schlafengehen kam, fürchtete Angel, daß sein Weib Konstanze Henkel und Eimer, welche er echt mitbrachte, um die Ehe zu erfüllen, verabscheute. Und dachte daran, daß er sich darum um Hab und Gut, welches seiner wartete, bringen würde, und dieserhalb sann er nach, wie er seinem Weibe Konstanze beibringen könnte, daß seine Mannheit etwas ganz anderes sei. Denn er hatte Furcht, wenn sein Weib merke, daß er sie doch besäße, würde sie alsogleich von ihm gehn. Und als sie nun im Bette lagen, umarmten sie sich einander mehrere Male und unternahmen einer und der andere einige leichte Befühlungen, und nach und nach wurden sie beide gehörig zahm, obwohl Angel seinen Hintern immer weiter zurückzog, um sich nicht dem Orte zu nähern, allwo das rechte natürliche Vergnügen der Männer und Weiber ist. Denn er fürchtete sich den Platz zu bestürmen, ja wagte es nicht einmal, sich ihm zu nähern, dieweil er Sorge hatte, die zeitlichen Güter, welche man ihm versprochen, zu verlieren. Und es bedachte sich Angel und er sprach zu Konstanze: „Liebes Herz, es ist ein großes Vergnügen, sich nach Herzenslust zu umarmen!“ Darwider sagte Konstanze: „Du hast recht, mein Freund Angel.“ Dann fuhr Angel fort: „Im Lande, wo ich zu Hause bin, mein Herzblatt, spielt man ein

schönes, sehr schönes Spiel, und es ist das vergnüglichste und angenehmste unter Eheleuten, besonders in ihrer Hochzeitsnacht, das man je in seinem Leben kennen lernen kann!" Dann fragte ihn Konstanze, wie man es spiele. Antwortete ihr Angel: „Nun, wenn du willst, zeige ich es dir gern!" „Herzlich gern," antwortete sie, „und ich bitte dich darum!"

Und dann gab Angel vor, einen Gegenstand holen zu müssen, auf daß sie es zusammen spielen könnten; und indem er umhertastete, nachdem er aufgestanden war, kam ihm zufällig ein Eisenring in die Hände, der an mehreren anderen Eisenstücken befestigt war; und als Angel ihn nahm, begann er wie Eisen zu tönen. Dann sprach Konstanze zu besagtem Angel: „He, bringt es her!" Und dann legte sich Angel zu seiner Frau und ließ den Ring und nahm sein Pflanzholz, welches er ja lange in Strafe gehalten hatte und das fest war wie eine gespannte Bogensehne, und schickte sich an, es zwischen Konstanzes Schenkeln bald hierhin und bald dorthin zu bewegen. Dann als er beim tiefen Tale von Conimbre anlangte, kitzelte er mit seiner Degenspitze den Wächter, welcher das Stadttor von Conimbre bewacht, so sehr, daß er Vergnügen daran fand und ihn einließ. Wiewohl Konstanze etwas Angst beim ersten Einzuge bekam, hatte sie doch die Reibung des Spielzeugs erhitzt. So tat er ihr das erstemal weh; als aber der Ackermann ohne seinen Herrn eintrat und ihn draußen ließ und ein wenig weiter ging, fühlte er die Wärme und wollte

herausspringen, doch das arme Mädchen, welches Angst hatte, er könne ihr beim Herausgehen ebensolchen Schmerz bereiten wie beim Eintreten, rieb ihm, indem sie die Schenkel hob und die Hinterbacken zusammendrückte, derartig den Kopf, daß ihm sein Gehirn verspritzte und der arme Ackermann vor Kummer weinend, mit einer Träne im Auge, heraussprang. Und nachdem der erste Ansturm zum Spiele vorüber war, wünschte er nach dem Tore zurückzukehren, um es von neuem und besser zu bestürmen; und Konstanze gewöhnte sich bei kleinem, so gut sie es vermochte, an das Spiel, und es bereitete ihr groß Wohlgefallen. Dann fragte sie Angel, wie sich das Spiel nenne, welches ihr solche Freude mache, und er antwortete ihr, es sei das Striegelspiel. Und dann sagte das Mädchen: „Wahrlich, all meine Lebtage hab ich nichts Schöneres gesehen; und oft will ich gestriegelt werden, denn das Spiel gefällt mir über die Maßen gut und herrlich. Und dann setzte Angel im Anfange, um ihr zu willen zu sein, das Spiel fort, daß er ganz matt davon ward und nicht wußte, welches Heilmittel er dafür finden solle, denn er sah wohl, daß Feuer in der Hede war und er es mit dem Wasser seines Cajus nicht auslöschen konnte.

Nach kurzer Zeit lustwandelten beide zusammen ziemlich weit von der Stadt, und an jedem Feldende wollte Konstanze das Striegelspiel spielen; Angel aber, der seinen Lenden so viel Kraft nicht abgewinnen konnte, wußte keinen Entschuldigungsgrund zu finden. Und als sie in

einem großen Walde durch ein schmales Buschwerk kamen, hub Angel also zu seinem Weibe zu sprechen an: „Wahrlich mein Striegel ist mir abhanden gekommen!" Da nun saßen sie alle beide ab, um den Striegel zu suchen; konnten ihn aber nicht wieder finden, worüber Konstanze einen so großen Kummer hatte, daß sie zu sterben vermeinte. Und dieweil die Nacht hereinbrach, sprach Angel zu ihr; „Es ist Nacht, und wir müssen fort!" Antwortete ihm Konstanze: „Wie? Ich werde nicht eher von hinnen gehen, bis sich der Striegel gefunden hat!" Sagte Angel darwider: „Nun, wenn er verloren ist, so ist das Beste, wir kaufen einen neuen; und darum verspreche ich dir, einen neuen für dich auf dem ersten Markte, auf den ich gehen werde, zu erstehen!" Sie beruhigte sich also bei diesem Versprechen und hoffte, bald einen neuen Striegel zu bekommen. Dann sagte Angel: „Setze deiner Mutter so lange zu, bis sie dir ein Goldstück gibt, auf daß ich einen neuen kaufen kann." Sagte Konstanze: „Für ein Goldstück wirst du wohl einen kriegen!" Also setzte sie ihrer Mutter so lange zu, bis sie ihr ein Goldstück schenkte, und dann gab sie es ihrem Manne; und als der Tag gekommen war, sagte sie, er solle auf den Markt gehen und ihr einen Striegel kaufen. Und dann ging er fort und legte sein Goldstück in Ochsen und Kühen und Kälbern an. Und Frau Konstanze erwartete ihren Mann den ganzen lieben Tag am Fenster stehend, um zu sehen, wann er käme, und trat nicht eher davor weg, als bis sie den Burschen ihres Mannes ankommen sah, welcher

so viele Kälber und Kühe leitete. Da nun glaubte sie, er habe all sein Geld verausgabt, um die Kühe und Ochsen zu kaufen, und habe den Striegel vergessen. Und ging dann aus Kummer fort und warf sich aufs Bett; und während sie auf dem Bette lag, hätte man sehen sollen, wie entzückt ihr Vater und ihre Mutter über die Tiere waren, die man hergebracht hatte. Konstanze jedoch war betrübt darüber. Als ihr Mann angekommen und abgesessen war, fragte er nach seinem Weibe, und man sagte ihm, sie sei gar übel gestimmt in ihrer Kammer, allwo sie sich ausruhe. Ging Angel zu Konstanze und sprach zu ihr: „Was gibt's, süße Freundin, was fehlt dir?" Da antwortete Konstanze: „Ich muß Kummer tragen, denn du hast mir meinen Striegel nicht mitgebracht!" „He, was sagst du? Ich habe einen, den mir der Kaufmann, mit welchem ich meine Handelsgeschäfte abgewickelt habe, als Marktgeld gegeben hat!" Und sie sagte halb freudig, halb zornig: „Nun, so laß sehen, ob es wahr ist!" Und der Gatte machte sich dann bereit, sie zu striegeln, und dieweil er sie vierzehn Tage nicht mehr gestriegelt hatte, striegelte er sie dreimal so gut, daß sie meinte, der Striegel, den man ihm geschenkt habe, sei um die Hälfte mehr wert als der verloren gegangene. Dann hub Konstanze an: „Nun hab aber acht auf ihn und striegele mich, so lange du ihn hast, gut mit ihm!"

Nach einer kurzen Zeit gingen sie selbander in eine Scheune, die sie besaßen, und er striegelte sie fünf- oder sechsmal; dann tat er, als sei der Striegel unter ein

Strohbund gefallen. Und wie sie ihn greifen wollten, fanden sie ihn nicht. Da kam zufällig eine dicke Ratte unter dem Stroh hervor, welche ein fettes Stück Speck in der Schnauze trug, und Angel sagte zu seiner Frau, indem er schrie: „Die Ratte, die Ratte, sie schleppt unsern Striegel weg!" Und sie begannen von neuem nach der Ratte zu schreien, die sich hastig davonmachte, als sie den Lärm vernahm. So war denn Konstanze ganz traurig über den Verlust dieses wunderbaren Striegels; und voll Zorn ging sie ganz allein nach dem Hause ihres Vaters zurück, denn die Scheune war nicht fern von der Stadt. Und Angel gab hernach vor, in drei Tagen nach der Scheune zurückgehn zu wollen; und als er dann zurückkam, sagte er, daß er den Striegel beim Umwenden des Strohs gefunden habe. Dann nahm ihn Angel und striegelte Konstanze zwei- oder auch dreimal, worüber sie hocherfreut war; und sie wollte ihren Mann keinen Augenblick allein lassen, sondern immer um ihn herum sein. Und in der folgenden Nacht sagte Angel, als sie sich lange Zeit am Striegelspiel ergötzt hatten, zu seinem Weibe: „Ich glaube, wenn mein Striegel nicht da wäre, würde deine Liebe zu mir sehr gering sein!" Sagte Konstanze darwider: „Meiner Treu, wenn du deinen Striegel nicht hättest, würde ich dich niemals lieb haben, denn an dich denke ich am wenigsten. Ach, möchte es Gott gefallen, daß nie ein Weib einen Mann mehr liebte als ich dich, dann würde es nie so verrückte Weiber geben, wie es sie gibt, sondern einzig

um des Striegelspiel willen müßten sie die Männer lieben."

Und kurz hernach ging Angel an einen Fluß, nahe bei der Stadt fischen, und fing einen großen Fisch; da beschloß er bei sich, daß er sein Weib prüfen wolle, ob sie ihn nur um des Striegels willen liebte. Und schnitt dem Fisch den Kopf ab und besudelte mit dem Blute sein Hemd und seine Hose, und dann machte er sich zurecht, wie wenn er verletzt wäre. Ging nun ins Haus und beklagte sich bei seiner Frau und zeigte ihr sein blutiges Hemd und sagte dann: „Laß mich!" Sie aber war ganz verwundert, und fragte ihn, wer ihm das getan hätte, und er erwiderte: „Es haben das einige Übeltäter getan, welche mich tot machen wollten; doch erst fragten sie mich, was ich lieber möchte, sterben oder meiner Glieder eines verlieren. Da entschloß ich mich, daß ich lieber meiner Glieder eines verlieren wollte, und dieweil wir alle unsere Glieder zur Erwerbung der leiblichen Notdurft gebrauchen, auch mir beifiel, daß du dich nicht mehr um meinen Striegel kümmertest, willigte ich ein, daß mir mein Striegel abgeschnitten würde, also wie du es siehst!" Dann hob er seinen Rock, und sie sah sein Hemd ganz voll Blut und glaubte, es sei wahr und fiel dann ganz ohnmächtig zu Boden.

Als sie wieder ein wenig zu sich gekommen war, begann sie zu schreien und zu kreischen, indem sie solcherart sprach: „Oh, ich unglückliches Weib, verflucht sei die Stunde, da du mich heiratetest!" Und sie beklagte sich

gar bitter, und um nichts auf der Welt konnte man sie trösten; und so schnell sie es nur vermochte, lief sie zum Richter und sagte, sie wolle sich von ihrem Manne scheiden lassen. Der nun ließ Angel eine Vorladung zukommen, und er ward hingerufen und kam zur festgesetzten Stunde; und als er vor dem Richter stand, willigte er in seine Scheidung ein und daß eine Verteilung all ihrer Habe stattfinden sollte. Und dann, als er noch einmal in ihr Haus zurückgekehrt war, teilten sie ihre Kühe und Kälber und Schafe; und der Gatte ließ seine Hälfte durch eine Magd, die er aus seinem Heimatsdorfe hatte, forttreiben. Dann nun sagte Angel zu Konstanze: „Ich habe noch in meinem Geldbeutel, der in meinem Hosenlatz steckt, dreißig Sols, von denen dir die Hälfte zukommt; Konstanze, mein Herzblatt, komm, öffne ihn und nimm sie!" Da sie auf das Geld versessen war, lief sie herzu an seinen Hosenlatz, und als sie ihn öffnen wollte, um das Geld zu nehmen, richtete sich das schöne Ackermännlein, welches seit einiger Zeit nichts mehr gearbeitet hatte, kerzengrade gegen die Frau. Die aber bebte ganz plötzlich und fiel dann ihrem Manne mit ausgebreiteten Armen um den Hals und koste ihn und sprach zu ihm: „Wie schlecht bist du, oder machtest du dich nur lustig über mich?" Und dann sagte Angel: „Es ist kein schlechter Spaß" und nahm sie und striegelte sie viermal. Und hernach fragte ihn Konstanze, wie der Handel gewesen wäre, und Angel antwortete darwider: „Wahrlich, mir ward mein Striegel abgeschnitten, aber nachher fand ich das stockähnliche Werkzeug eines Mönchs,

der gerade gestorben war, und fügte es in die Wunde, wo meines gesessen, und so hab ich des Mönches Werkzeug statt meines!" Sagte sie: „Wahrlich, es kommt mir nicht vor, wie wenn es angepfropft wäre, denn es deucht mich viel beweglicher und geeigneter zu diesem Spiele als die andern. Gott verzeihe und lohn es dem Mönche, der solch ein Werkzeug hatte, denn durch den Mönch hab ich es wiederbekommen; dieserhalb will ich zu Gott in dieser Stunde, und oft, für sein Seelenheil beten!" Sie lief ans Fenster, als sie Angels neuen Fund gekostet hatte, und rief seiner Magd zu, sie solle mit allen Schafen und Kühen wieder nach dem Hause zurückkommen, denn der Frieden zwischen ihr und ihrem Manne sei wieder hergestellt; der aber saß von neuem auf und ritt, während man das Essen herrichtete, um Konstanzes Groll zu beschwichtigen, noch eine Meile. Und von der Zeit an hatten sie einander um des mönchischen Werkzeugs willen lieb, denn es war mehr wert als der erste Striegel. Doch ich glaube, als er hernach noch zu dem Werkzeuge eines Karmeliters oder Barfüßers gekommen ist, hat sie es noch immer besser als die anderen gefunden, denn diese liederlichen und lügnerischen Herrn Brüder sind samt und sonders kaltblütige, wohlversehene Leute, welche nichts anderes tun, wenn sie in ein fremdes Haus kommen, als aufzupassen, ob sie keine Raufen sehen, um ihre Striegel zu gebrauchen.

DIE SIEBENUNDDREISSIGSTE NOVELLE

Von einem Kardinal, der sich dem Teufel verschrieb, um Papst zu werden; und der Teufel gab ihm zehn Jahre Zeit und mußte ihn in sancta civitas fassen, und wie der Papst davonkam.

Einstmals geschah es in Rom, daß es unter mehreren Kardinälen einen gab, welcher so groß Verlangen, Papst zu werden, trug, daß er schier den Verstand darüber verlor. Und all sein Sinnen und Trachten ging darauf hinaus, Papst zu werden. Der Teufel, schlau und listig, wie er ist, wußte um die große Lust des Kardinals, Papst zu werden, und erschien ihm und sprach: „Komm her, du hast Lust, Papst zu werden; und wenn du tun willst, was ich dir sage, sollst du, ehe ein Monat verstreicht, Papst der friedliebenden Roma werden!"

Sagte der Kardinal darwider: „Wahrlich, aber wer bist du?" Antwortete der: „Ich bin der Teufel, doch fürchte dich nicht, ich tue dir nichts Böses!" „Nun denn, was soll ich tun, auf daß ich Papst werde?" fragte der Kardinal. Hub der Teufel an: „Ich will, daß du dich mir verschreibst; und ich gebe dir zehn Jahre Frist, und in den zehn Jahren werde ich dich nicht holen und dich nicht, auf welche Weise es auch sei, suchen, sondern ich lasse dich in vollem Genusse deiner Würde, ganz nach deinem Belieben. Und noch einen anderen Vorschlag will ich dir machen: niemals werde ich dich, ist deine Frist um, holen, wenn nicht in sancta civitas!" Nun bedachte der Kar-

dinal seinen Vorschlag und glaubte, daß der Teufel ihm ein schönes Angebot gemacht und er zehn Jahre Frist hätte; und überlegte auch, daß er ihn nicht holen dürfte, wenn nicht in sancta civitas. Besagter Kardinal aber meinte, mit der sancta civitas sei die heilige Stadt Jerusalem gemeint, und er nahm sich fest vor, daß er sich nach Ablauf der zehn Jahre hüten würde, nach Jerusalem zu gehen; und also würde ihn der Teufel niemals bekommen. So schlossen sie denn den Pakt miteinander ab, wie ihn der Teufel gesagt hatte.

Nach geschehener Abmachung währte es nicht lange und der Papst starb, besagter Kardinal aber ward zum Papst gewählt und gesalbt und erfreute sich in heiterer Freude ganz wie die anderen Päpste der zehn Jahre. Als die Frist um war, schlief der Teufel nicht; auch der Papst tat es nicht, denn er wußte wohl, daß seine Frist die ihm der Teufel gegeben, um war. Doch dachte er bei sich selber, daß ihm der Teufel nichts anhaben könnte, sintemal er nicht in die Stadt Jerusalem zu ziehn gedachte. Eines Tages unter den Tagen nun einige Zeit hernach geschah es, daß der Papst in einer Kirche Roms die Messe lesen mußte. So kam er denn dorthin, um die Messe zu lesen; und als er im Ornate und bereit zu singen war, setzten sich mehr denn zehntausend Raben auf besagte Kirche, welches man dem Papste meldete. Und der ward darüber erstaunlich bestürzt und bekam Angst und fragte, wie sich die Kirche nenne, und man antwortete ihm, sie heiße in sancta civitas. „Ach, mein

Gott," rief er, „ich bin verloren!" Und begann gar fromm seine Messe zu lesen, und als er bei dem Memento angelangt war, denkt euch, sprach er zu Gott aus gutem Herzen und sagte ihm, wie ihn der Teufel getäuscht und verraten habe, indem er Gott um Verzeihung bat und um Gnade und Barmherzigkeit. Und da er reuigen Herzens war, verzieh ihm Gott, unser Herr, und seitdem lebte er noch lange, ohne daß ihm der Teufel je ein Leids antat.

DIE ACHTUNDDREISSIGSTE NOVELLE

Von einem Bartscherer, welcher um Geldes willen einem Edelmanne die Kehle abschneiden wollte, als er ihn balbierte, aber davon abstand, weshalb er das Leben behielt, nachdem er alles eingestanden hatte.

Mit unseren Geschichten fortfahrend, will ich euch eine der Erinnerung werte erzählen. Vor nicht langen Zeiten hatte ein Edelmann im Lande von Poitiers ein ziemlich großes Besitztum. Und man sagt gewöhnlich, wer Land hat, hat auch Krieg. Wahr ist, daß besagter Edelmann unverheiratet war und weder Weib noch Kind hatte, doch besaß er Verwandte, gegen die er frank und frei am Gerichtshofe zu Paris Klage führte, solcherart daß besagte Verwandte nicht mehr wußten, was sie tun sollten, da sie nämlich drauf und dran waren, ihren Prozeß zu verlieren. Und als sie sich einmal untereinander besprachen, hub einer an: „Wenn dieser Teufel da, unser Verwandter, tot wäre, würden wir unsern Prozeß gewinnen und würden alle Güter bekommen, sintemal wir seine Erben sind!“ „Meiner Treu,“ sagte ein anderer, „das ist wahr!“ „Bei Christi Himmelfahrt,“ fuhr ein anderer fort, „wir müssen ihn fortschaffen, denn er macht uns zu viel Verdruß!“ So beschlossen denn diese drei, ihn sterben zu lassen; und um das ins Werk zu setzen, sprachen sie mit einem Bartscherer, der ihn balbierte, und machten einen Handel mit ihm ab, indem sie ihm dreihundert Laubtaler versprachen, wenn er ihm beim

Balbieren die Kehle abschnitte und streckten ihm hundert Laubtaler vor. Besagter Bartscherer aber nahm das Geld und versprach ihnen, daß er die Sache, also wie es abgemacht war, ausführen wollte.

Und es dauerte nicht lange, da ließ der Edelmann den Bartscherer kommen, damit er ihn balbierte. So kam der denn mit einem sehr scharfen Balbiermesser, in der Absicht, sein Vorhaben auszuführen; und grüßte den edlen Herrn und begann ihn einzuseifen. Nun müßt ihr wissen, daß der Raum da, allwo sich der Edelmann balbieren ließ, ganz voller Anschlagzettel und Sprüche war, und an mehreren Stellen hatte man mit schönen großen Buchstaben angeschrieben: was du auch tust, bedenke das Ende! Und es sagte der Bartscherer bei sich selber: „Wenn ich ihm den Hals abschneide, bin ich für immerdar verloren, denn die, welche mich das tun heißen, werden mich töten. Andererseits habe ich einen Handel mit ihnen geschlossen und ihr Geld genommen; ich weiß nicht, was tun!" In solche Erwägungen versunken griff er, als er ihm den Bart eingeseift hatte, nach dem Balbiermesser, um ihn zu balbieren. Aber die Hand zitterte ihm so stark, daß er ihn nicht balbieren konnte, welches der Edelmann merkte und ihn bei der Hand packte und sagte: „Was soll das heißen, Bartscherer, du zitterst ja! Beim Tode des Heilands, ich glaube, du willst ein Schlechtes tun!" „Ach, gnädiger Herr," sagte der Bartscherer darwider, „ich flehe Euch um Gnade, wollet mir verzeihen, ich werde Euch auch

die Wahrheit sagen!" Da gestand er denn den ganzen Fall ein, daß er ihm auf Anstiften seiner Verwandten hier habe den Hals abschneiden wollen, alldieweil er dreihundert Laubtaler haben solle, von denen er schon hundert empfangen habe. Und durch das Sprichwort in dem Saale: Was du auch tust, bedenke das Ende! wäre er im Innern bewegt worden und hätte sich gehütet, Übles zu tun. „Und um so vieles, gnädiger Herr," fuhr er fort, „habt Mitleid mit mir, denn ich sage Euch die Wahrheit!" Hub der Edelmann an: „Nun, so komm denn, ich verzeihe dir, vorausgesetzt daß du stets für deine Worte eintreten willst!" „Edler Herr," sagte der Balbierer darwider, „das will ich tun!" Da legte der Edelmann nun die Sache dem Gerichte vor, und es ward der Bartscherer und des Edelmanns Verwandtschaft, die ihn angestiftet hatten, und wider die er klagte, gefangen gesetzt. Nachdem sie eingekerkert waren und die Sache zugegeben und gestanden hatten, wurden sie verurteilt, gehängt und erdrosselt zu werden. Und nur mit großer Mühe konnte man den Bartscherer retten, hatte er doch, Gott sei Dank, dem Edelmanne nichts getan.

DIE NEUNUNDDREISSIGSTE NOVELLE

Von einem jungen Burschen, welcher auf dem Wege nach Lyon bei einer Äbtissin lag; ein Einsiedler aber schenkte ihm einen Ring, der seine Adamsrute um einen halben Fuß wachsen ließ, und was einem Bischof zustieß, der besagten Ring fand.

Es war einmal ein Handelsherr, ein sehr reicher Mann und Biedermann, und hatte mehrere Kinder und unter andern einen jungen Burschen, einen schönen Sohn von fünfundzwanzig Jahren oder ungefähr, und der hieß Anton mit Namen. Den nun rief sein Vater eines Tages insgeheim beiseite und sprach zu ihm: „Komm her, Anton, ich habe mit dir zu reden!" „Lieber Vater," fragte der Sohn, „was ist Euer Begehr?" „Du mußt wissen," hub der Vater an, „daß du zwar mein Sohn bist, aber ein Bankert und nicht das Kind meines Weibes; und um es dir vorherzusagen, man wird dich hier wie einen Schelm fortjagen, und dir nicht einen Heller geben, wenn es zutrifft, daß ich durch den Tod aus diesem Leben scheide. Und um des willen will ich dir, solange ich am Leben bin, Gutes tun. Daher überlege dir also, womit du dich befassen willst, und ich werde dir nach meinem Zuschnitte helfen und dich gemäß deinem Geschäfte begaben!" Sehr erstaunt war der Gesell, als er hörte, daß er nicht der echte Sohn des Hauses war, und antwortete bescheiden seinem Vater: „Da es sich ja also verhält, daß ich ein Bankert bin, wie Ihr, lieber Vater, sagt, und Ihr mir in Eurer Güte

einige Dienste leisten wollt, so bin ich Euch dafür sehr verbunden. Und wenn es Euch recht ist, bin ich entschlossen, das Kaufmannsgewerbe zu betreiben, sintemal Ihr mich ja in Eurer Güte in ihm von Grund auf unterwiesen habt.“ „Nun wohl,“ sagte der Vater darwider, „das meine ich auch; du sollst nun nach Lyon verreiten und deine Einkäufe dort machen, du kennst ja den Weg, welchen ich dir gezeigt habe; und gebe dir fünfhundert Laubtaler als bedingungsloses Geschenk, lege sie so wohl in Waren an, daß du Gewinst daraus ziehen kannst. Und will dir ein abgesondertes Quartier einräumen, allwo du deine Waren ausbreiten kannst; und kannst sie nach deinem Willen kaufen und verkaufen, und dabei soll es für dich sein Bewenden haben; und sieh zu, daß du in Zukunft ein ehrbarer Mann wirst!“ „Lieber Vater,“ entgegnete der Gesell, „ich danke Euch von Herzen!“ So gab ihm denn der die fünfhundert Laubtaler und ließ ihm ein gutes Pferd losbinden. Dann nahm er Urlaub von seinem Vater und schlug die große Straße nach Lyon ein, und holte auf seinen Tagereisen kräftig aus, so daß er sich Lyon näherte. Es stieß ihm aber ein Mißgeschick zu; denn als er um die Zeit der Vesper in einem Walde war, kam er derart vom Wege ab, daß er nicht wußte, wo er war; doch er ritt mitten durch den Wald, immer hoffend, einen Weg zu finden, bis es Nacht wurde und er nicht mehr wußte, wohin gehen. Und ritt noch ein wenig zu und entdeckte mit Gottes Hilfe ein Haus und wendete sich, so schnell er es vermochte, gegen dieses;

kam bei einem großen Tore an und klopfte so fest er konnte an die Türe, aber man ließ ihm nichts von sich merken. Doch so lange pochte er, bis jemand an das Fenster kam, und es war dies die Pförtnerin von drinnen und fragte ihn, was er wollte. Darauf gab er ihr aber zur Antwort, daß er sich verirrt habe. Da stieg besagte Pförtnerin mit einem brennenden Lichte herab und öffnete ein kleines Schiebefenster, um mit ihm zu reden; und dann fragte sie nach seinem Begehren. „Ach, liebe Frau," hub der Gesell an, „bin ein armer Edelmann, der nach Lyon verreiten will, und habe mich in diesen Wäldern verirrt und verspätet, und weiß nicht, wohin gehen; möge es Eurer Güte gefallen, mich für heute zu herbergen; ich will Euch wahrlich gut zufrieden stellen!" „Ach, lieber Freund," sagte die Pförtnerin, „man herbergt hier drinnen nicht, es ist dies eine Abtei von Nonnen, die darin eingeschlossen sind, und von außerhalb kommen die Leute keineswegs hinein; und wenn Ihr auch hunderttausend Laubtaler zahlen wolltet, würdet Ihr hier doch nicht schlafen können!" Als Anton solche Worte hörte, ward er gar sehr traurig, denn er wußte nicht, wohin gehen. Und dann wieder sah er die Pförtnerin an, die sehr schön war, weswegen es ihn über die Maßen bekümmerte, weggehn zu sollen. Und wiederholte noch einmal: „Möge es Eurer Güte gefallen, mich für heute zu herbergen, liebe Frau, ich will es Euch reichlich bezahlen." „Ach, Herr," sagte die, „ich bin nicht die Gebieterin und habe durchaus keine Befugnis, bin ganz einfach die Pförtnerin von drinnen!"

„Heda, wie," sagte Anton darwider, „macht man eine so schöne Frau, wie Euch, zur Pförtnerin?" „Ach, Herr," entgegnete die, „Ihr macht Euch lustig über mich. Wahrlich, ich bin nicht wert, einfache Dienerin der Frau Äbtissin zu sein, ginge es nach der Schönheit!" Nun hatte Anton, wie er von der erstaunlichen Schönheit der Äbtissin reden hörte, ein noch größer Verlangen, drinnen zu herbergen, als er vorher gehabt. Sprach zur Pförtnerin: „Möge es Euch in Eurer Güte gefallen, Frau Pförtnerin, zu der Frau Äbtissin zu gehn und ihr zu sagen, daß hier an der Türe ein armer, verirrter Edelmann stünde, welcher nicht wüßte, allwo er sich heute schlafen legen sollte. Und es möge ihr gefallen, mich für eine Nacht zu herbergen, und ich wollte ihr gut dafür zahlen; und Euch will ich wahrlich zehn Laubtaler für Eure Bemühungen geben!" Da war denn die Pförtnerin sehr erfreut und ging zur Äbtissin. Als die nun hörte, daß er der Pförtnerin zehn Laubtaler versprochen hatte, glaubte sie fest, er sei ein Edelmann, und ließ ihn eintreten und sein Pferd ordentlich im Stalle unterbringen und gut füttern. Dann trat Anton in der Äbtissin Gemach ein und grüßte sie ehrfurchtsvoll, wie es ihr zukam, und die gab ihm seinen Gruß zurück; und nun begann er ihr von seinen Angelegenheiten zu erzählen, und wie er nach Lyon reite und sich im Walde verirrt habe. Darauf machte ihm die Äbtissin einen schönen Empfang und bewirtete ihn gut und ließ ihm ganz schnell Essen zubereiten; und bei dem Mahle unterhielten sie sich über mancherlei sehr ergötzliche Dinge. Aber immer



hatte Anton ein Auge auf die Frau Äbtissin. Nach dem Essen nahm man das Tischtuch ab und es war die Rede von seinem Schlafengehn; besagter Anton aber wollte nicht abbrechen und unterhielt sich immer mit besagter Dame, immer von Liebe und andern Dingen redend. Schließlich aber wagte Anton ihr zu sagen: „Ich kann Euch, liebe Frau, mein Geheimnis nicht länger verbergen; wenn es Euch gefällt, mich ein wenig zu umhalsen und zu küssen, will ich Euch hundert Laubtaler, die ich hier in meinem Sacke habe, geben!" „He wie," sagte die Frau Äbtissin darwider, „Herr, wollt Ihr so Klosterfrauen herzen und küssen?" „Ach, liebe Frau," entgegnete Anton, „mich will bedünken, daß ich der glücklichste Mensch auf der Welt wäre, stünde ich in Euren Gunsten!" „Und ich", antwortete die Äbtissin, „willige ein, daß Ihr es ein ganz klein wenig, aber nicht zu viel tut!" Nun zieht er die Börse und zählt ihr hundert Laubtaler ab, gibt sie ihr und dann küßt und umarmt er sie; doch das gilt ihm nichts, wenn er ihr nicht auch noch ein anderes täte. Nun sprach die Frau Äbtissin zu ihm: „Herr, es ist an der Zeit, daß Ihr Euch in Euer Gemach begebt und schlafen legt!" „Wie schlafen?" sagt er. „Liebe Frau, es ist noch nicht an der Zeit; noch eine Stunde!" „Wahrlich," entgegnete die Äbtissin, „ich aber will schlafen gehn!" Da konnte denn Anton seine Fassung nicht bewahren; immer betrachtete er die Frau. Nun schickte er sich an, seine Börse zu ziehen, indem er sagte: „Ich bitte Euch, Frau, laßt mich Euer Herzensschatz sein, wenn es Euch recht

ist, und mich bei Euch liegen; und hier sind vierhundert Laubtaler, die will ich Euch schenken!" „Wie," sagte sie, „lieber Herr, Ihr seid nicht recht bei Troste, daß Ihr bei mir schlafen wollt!" „Meiner Treu, Frau," erwiderte er, „ich glaube wohl, Euch dabei soviel Dienste leisten zu können, wie Ihr mir auftragt, und um so vieles bitte ich Euch, weigert Euch nicht länger!" Und küßt sie und herzt sie, und die Äbtissin herzt ihn auch und streicht das Geld ein und sie legen sich zusammen schlafen. Und siehe da, wie der Handelsmann seine Einkäufe macht! Er war acht Tage ganz und gar drinnen; dann hernach, als die Frau Äbtissin merkte, daß er nicht mehr konnte, sagte sie zu ihm, er müsse sich zurückziehen, denn sie hatte Furcht, man möchte merken, daß ein Mann im Hause wäre. So nahm er denn, so gut und sittsam er es nur vermochte, Abschied von der Äbtissin und sagte ihr über die Maßen schmerzensreich Lebewohl.

Und als er draußen war, wußte er nicht, nach welcher Seite er ziehen sollte, denn nach Lyon reiten, war nicht sehr ratsam, alldieweil er keinen Heller mehr hatte. So fiel es ihm bei, wieder zu seinem Vater zurückzukehren; und ging dorthin; und als er angekommen war, machte ihm sein Vater einen schönen Empfang und fragte ihn, ob er gewaltig viel Kaufmannsgut eingehandelt hätte. Er aber bejahte es und sagte, er habe all sein Geld ausgegeben, und anderes mehr, und die Waren müßten jeden Tag ankommen. Eine Zeit verstrich und das Gut traf keineswegs ein. Erkundigte sich

der Vater heimlicherweise bei andern Kaufleuten, welche in Lyon gewesen waren, aber es war keiner unter ihnen, der sagte: „Ich habe Euern Sohn gesehen!“ So merkte er denn alsogleich, daß der sein Geld verloren hatte, und rief ihn beiseite und fragte ihn, was er mit seinem Gelde angestellt habe, und er solle die Wahrheit sagen, sintemal er schon wüßte, daß er nichts eingehandelt hätte. War Anton sehr bestürzt und wußte nicht, was er sagen sollte, denn er sah wohl, daß er in der Falle steckte und die Wahrheit sagen mußte. Da sagte er zu seinem Vater, er solle ihm verzeihen, er habe alles verspielt. „O elender Lump,“ rief sein Vater, „Herumtreiber, der du bist, wie konnte es geschehen, daß du all mein Geld verspieltest? Das sollst du gewißlich bereuen, solches verspreche ich dir!“ Und war der Vater lange in Zorn über seinen Sohn.

Es ereignete sich aber einige Zeit hernach, daß wieder Markt in Lyon war, und der Kaufmann rief besagten Anton vor sich und sprach zu ihm: „Komm hierher, elender Herumtreiber, der du bist, nie wirst du etwas taugen! Noch einmal will ich dir zu einem guten Nutzen verhelfen! Nimm hier noch fünfhundert Laubtaler, die ich dir schenke; aber weißt du, was es gibt? Komme niemals heim, wenn du nicht gewaltig viel Kaufmannsgut mit dir bringst, und lasse dich nimmer vor mir blicken!“ So nimmt Anton die fünfhundert Laubtaler und steigt zu Roß und schlägt die große Straße nach Lyon ein, reitet dann wacker zu, daß er beim Wege

anlangte, welcher nach der Abtei führte. Und wußte nicht was er tun sollte, ob hingehn oder nicht. Und als er das so bei sich erwog, und immer den Weg betrachtete, auf welchem er reiten mußte, sah er einen großen Mann auf sich zukommen, der war wie ein Einsiedler gekleidet, hatte einen langen Bart und ganz weiße Haare, und trat vor ihn hin und sprach: „Gott behüte dich, mein Kind!" Sagte Anton darwider: „Gott geb' Euch ein süßes Leben, lieber Vater!" „Wohin verreitest du, mein lieber Sohn?" fragte der Einsiedler. „Ich sage Euch in Wahrheit," antwortete Anton, „daß ich nicht weiß, nach welcher Seite ich gehn soll!" Redete der Einsiedler: „Wahrlich, ich kenne deinen Wunsch wohl, du würdest gern zureiten, um die Äbtissin noch einmal zu sehen; und dir zuliebe will ich dir einen schönen Gewinst geben, denn ich liebe dich aus gutem Herzen!" War Anton gar sehr erstaunt, als er solche Worte hörte, und wußte nicht, was er denken sollte. „Wohlan denn, Anton," fuhr der fort, „sieh hier einen Feenring, welchen ich dir aus Liebe zu dir gebe; durch diesen Ring kannst du leicht die fünfhundert Laubtaler, welche du der Frau Äbtissin gabst, zurückgewinnen, und das ist das wenigste, wenn du Witz hast. Dieser Feenring hat nämlich die Eigenschaft: wer ihn an seinem Finger trägt und das Kreuzzeichen macht, dem wird die Adamsrute um einen halben Fuß länger; und deshalb nimm ihn, ich geb ihn dir guten Herzens!" „Ehrlich gestanden, guter Vater," entgegnete Anton, „ich danke Euch, und

weiß nicht, wie ich Euch solches gutmachen soll; wahrlich, aber sagt mir doch, wenn es Euch gefällt, wie man die Adamsrut', die so groß geworden ist, wieder kleiner macht!" „Ach, herrje," sagte der Eremit darwider, „man muß das Kreuzzeichen nach hinten machen!" Darauf nimmt Anton Abschied von dem Einsiedler, indem er sich abermals für den guten Dienst, welchen er ihm geleistet hatte, bedankt, und schlägt den Weg nach der Abtei ein und beeilt sich, daß er bald dort anlangt. Und sowie ihn die Pförtnerin sah, machte sie ihm einen schönen Willkomm und fragte ihn, wie es ihm ginge. Und er sagte, daß es ihm gut gehe, und fragte, wie es der Frau Äbtissin ginge. Sagte sie, daß es ihr sehr gut gehe; und es kommt die sofort, um ihn zu sehen, und macht ihm einen schönen Willkomm und sagt, wie gut es sei, daß er gekommen wäre. „Frau," entgegnete Anton, „ich danke Euch; wißt, daß ich um Euretwillen hierhergekommen bin, und habe noch fünfhundert Laubtaler. Und bin gekommen, um Euch zu sehen und mit dem größten Verlangen, das ich je gehabt habe, bei Euch zu liegen. Aber ich muß mein Vergnügen an Euch eine ganze Nacht über haben, und Ihr müßt es ertragen, bis ich nicht mehr kann; andernfalls will ich sie Euch nicht geben!"

„Ach, ich sage Euch," entgegnete die Äbtissin, „solches bin ich wohl zufrieden; und mehr noch, wenn ich Euch keine Nacht aushalten kann, will ich Euch auch die Laubtaler zurückgeben, welche Ihr mir früher geschenkt

habt!" „Meiner Treu," sagte Anton, „das ist ein guter Bescheid!" Dann zog er die fünfhundert Laubtaler, welche er hatte, und zeigte sie der Äbtissin; dann geht sie, die anderen zu holen, und man legt sie alle zusammen. „Wohlan denn," sagte der Gesell, „das ist alles für einen Mann!" „Meiner Treu," sprach die Äbtissin darwider, „nein!" Nun schickten sie sich an, Gutlebe zu halten, und nach dem Schmause plauderten sie ein wenig gemütlich miteinander; darnach gehen sie zu Bette. Der Gesell aber, welcher frisch und beherzt war, brach drei gutgezielte Lanzen mit seinem natürlichen Ackermännlein, welches wohl einen halben Fuß, gut gemessen, lang war; und hatte seinen Ring auf dem Finger und machte das Kreuzzeichen; und dann verlängerte sich ihm die Adamsrut' um einen halben Fuß. Nun begann er zum vierten Male die Lanze zu brechen; und die Äbtissin fand sie erstaunlich gut; bald darnach aber wandelte sich ihre Güte, denn er machte das Kreuzeszeichen doppelt, so daß die Äbtissin sie nicht mehr aushalten konnte. Und fing laut an zu schreien und aus dem Bett zu springen und verließ ihn, gab ihm auch die tausend Laubtaler und fragte sehr erstaunt, wo in aller Welt er diesen Ackermann aufgetrieben habe, denn vorher hätte er ihn nicht gehabt. Der Gesell aber wollte weiter arbeiten, doch die Äbtissin gab nicht zu, daß er sie berührte; und so verstrich die Nacht bis zum Morgen. Da erhob sich denn der Gesell und nahm Urlaub von der Frau Äbtissin mit den tausend Laubtalern, die er

sich erkämpft hatte. Und begab sich auf die große Straße nach Lyon; auf dem Wege aber fand er einen sehr schönen Quell, und setzte den Fuß auf die Erde, um sich zu erfrischen. Begann auch sich zu waschen und zog den Ring vom Finger und legte ihn auf einen Stein am Rande des Quells. Bald hernach, als er dort einige Zeit verbracht hatte, stieg er zu Pferde und ritt fort; und vergaß seinen Ring auf dem Steine und zog die große Straße nach Lyon entlang.

Nun müßt ihr wissen, daß bald hernach ein uralter Bischof mit seinen Leuten vorbeikam, welcher sich an dem Quell aufhielt und den Ring auf dem Steine sah; so nahm er ihn denn und steckte ihn an seinen Finger, ohne sich etwas dabei zu denken, sintemal er nicht gerade von großem Werte war. Und andererseits kannte er die Kraft des Ringes nicht. Nachdem sich nun besagter Bischof um ein weniges erholt hat, besteigt er seine Mauleselin und begibt sich des Wegs mit seinen Leuten. Und ihr müßt wissen, daß dieser Bischof in eine kleine Stadt der Auvergne ging, um seinen Einzug dort zu halten, denn er war ihr Bischof, und alle aus der Stadt erwarteten ihn. So ritt er fürbaß, bis er an die ersten Häuser der Stadt kam und alle Stadtväter ihm entgegenzogen. Und alsogleich begann er das Kreuzeszeichen zu machen, wie es Brauch ist, und seine Adamsrute begann um einen halben Fuß zu wachsen, welches ihn in Erstaunen setzte, denn er war hochbetagt und gebrechlich. Da ritt er noch bis ans Stadttor, und

alle Welt ließ sich auf die Knie nieder, um seinen Segen zu erhalten, und er machte das Kreuzeszeichen, seine Adamsrut' aber ward immer größer, so daß sie bald zwischen den Ohren der Mauleselin hervorkam. Und es war dies sehr verdrießlich für ihn und seine Leute; und die wußten nicht, was sie tun sollten, und beeilten sich, daß er bei der großen Kirche anlangte; und von da trug man ihn sehr kläglich und heftig erzürnt in seine Herberge; als er dort angekommen war, begann er zu Gott und der Jungfrau Maria zu beten, und immer bekreuzigte er sich und immer wuchs seine Rute; sie aber ward bald so lang, daß er sie nicht mehr in einem Zimmer haben konnte. Die Stadtväter kamen, um ihn zu besuchen, und alle Welt war so erstaunt ob seines Mißgeschicks, daß die ganze Stadt in Aufregung geriet und sich die Kunde davon im ganzen Nachbarlande verbreitete. Und bis nach Lyon drang die Kunde, allwo sie Anton alsogleich vernahm. Und er wußte wohl, daß der alte und gebrechliche Bischof seinen Ring gefunden hatte, und fragte, an welchem Orte er sich aufhalte, und man nannte ihm den. Alsogleich saß er auf und ritt in die Gegend; und als er in dem Städtchen angekommen war, machte er Anschlagezettel, welche besagten, daß ein Arzt angekommen war, der alle Krankheiten und anderes mehr heile. Und sowie das der Bischof hörte, ließ er ihn vor sich führen, um zu sehen, ob er etwas zu tun vermöchte. Der angekommene Arzt besah sich die Rute, welche

mehr denn zehn Ellen lang war, und ward über die Maßen erstaunt; dann sah er sein Gesicht und die Hände an und erkannte den Ring an seinem Finger recht wohl; doch ließ er sich nichts merken. Darnach fragte man ihn, ob er den ehrwürdigen Bischof wohl von seiner großen Rute befreien könnte. Er antwortete ja, wenn man es ihm gut bezahle. „Ach, Meister," hub der gebrechliche Bischof an, „es handelt sich wahrlich nicht ums Bezahlen; Ihr sollt haben, was Ihr verlangt, und wären es zehntausend Laubtaler!" „Nun gut," erwiderte Anton, „ich will Euch die Adamsrut', ehe vierzehn Tage herum sind, wieder sehr klein machen, aber zuerst ist's nötig, daß Ihr mir alle Ringe gebt, die Ihr an den Fingern tragt!" So gab der sie ihm alle; dann, als er sie hatte, ließ er ihm zum Schein einige Tränke trinken, und dann machte er über ihm das Kreuzeszeichen von hinten. Und zum Anfang ließ er die Rute an besagtem Tage um einen Fuß kleiner werden, worüber alle in großer Freunde waren. Und hätte sie wohl an einem Tage ganz klein machen können, aber er wollte es nicht. Und so sehr setzte er dieses Verfahren in vierzehn Tagen fort, daß sich die Rute derartig verkleinerte, bis er nur noch eine ganz kleine hatte, worüber der greise Bischof erstaunlich froh war. Dann hernach bezahlte der ihn gut und gab ihm viertausend Laubtaler, welches Anton über die Maßen erfreute. Und er kehrte nach Lyon zurück, um mit fröhlichen Gesellen lustig zu sein, und auch mit guten Frauen,

die er mit seiner eigenen Rute um ein kleines streichelte, daß sie sich wohl dabei befanden. Und sorgte dafür, daß er sehr viel Geld zusammenbrachte, denn er war ein halbes Jahr in Lyon. Dann hernach kaufte er tüchtig Kaufmannsgut ein, welches er an seinen Vater schickte; der aber war erstaunt, daß er so viel Vorteil gezogen hatte und schalt ihn nicht mehr aus.

Aber solche Dinge stoßen nicht jedermann zu.

DIE VIERZIGSTE NOVELLE

Von einem Edelmann, der mit Gewalt die Ländereien eines Abtes haben wollte, wenn er ihm nicht auf drei Dinge, welche er ihn fragen wollte, Antwort gäbe, welches der durch seinen Müller tat.

Es gab einmal im Lande der Champagne einen großen Herrn, der war reich und mächtig und vieler Länder teilhaftig. Nun geschah es, daß er unter seiner Hörigkeit eine Abtei hatte, deren Abt einen Landstreifen besaß, welcher an die Ländereien besagten Edelmanns grenzte. Dieser nun hatte zu often Malen das Land des Klosters oder des Abtes erwerben wollen, doch niemals wollte man es ihm geben, denn der Abt sagte zu dem großen Herrn, da er es nicht für sich erworben hätte und da es dem Kloster gehörte, könne er es weder verpfänden noch verkaufen. Und dann sprach der Edelmann mit den Mönchen und drohte ihnen, wenn sie nicht in den Kauf einwilligten, würde er sie wahrlich züchtigen. Die Mönche aber entschuldigten sich und sagten, das sei Sache des Abtes, und es käme ihnen nicht zu, etwas zu verhandeln. Als der Edelmann solches erfuhr, ward er gar sehr erzürnt. Eines Tages unter den Tagen nun traf er den Abt auf dem Felde und sprach zu ihm: „Kommt hierher, Herr Abt, Ihr wollt mir dieses Stück Landes, welches an meines grenzt, nicht verkaufen, doch bei meinem Leibe, Ihr sollt mir das an Körper und Gut bereuen. Und ich fordere Euch hierdurch auf, binnen

vierundzwanzig Stunden zu einer Unterredung zu mir in mein Haus zu kommen, um mir auf das, was ich Euch fragen werde, Antwort zu stehn. Und sollt mir sagen, wieviel ich wert bin, und wo der Mittelpunkt der Erde ist, und was ich denke. Und versäumt es ja nicht, morgen zur Beantwortung zu mir zu kommen, und wenn Ihr es unterlaßt, sollt Ihr es mir wahrlich büßen!" Der arme Abt war sehr bestürzt über die Fragen und wußte nicht, was er sich dabei denken sollte. Ging und begab sich nach seiner Abtei; und als er nahe bei der Abtei war, begegnete ihm sein Müller; der aber grüßte ihn und fragte, was ihm fehle, denn er sähe gar traurig aus. Da antwortete ihm der Abt: „Und was kümmert's dich, was ich habe, Müller? Wenn ich's dir sagen würde, wüßtest du mir doch nicht zu helfen." Sagte der Müller: „Herr, ich möchte Euch Freude und Dienste erweisen, wenn's mir möglich wäre; also sagt mir, was Euch drückt!" Dann begann der Abt ihm alles Wort für Wort zu erzählen, welchen Handel er mit seinem Gebieter habe, und von den Fragen, die er ihm gestellt. Der Müller aber hörte all das an und dachte scharf nach, was man da machen könnte, und sagte zum Herrn Abt, er solle sich um nichts grämen, und er würde schon mit der Sache ins reine kommen; doch müsse er ihm seine Kutte geben. Antwortete der Abt, er habe nichts dagegen. Und anderen Morgens kam der Müller wie die Mönche mit einer großen Tonsur auf dem Kopfe nach der Abtei, die aber hatte er sich scheren lassen.

Und nahm des Abts Kutte und sprach zu ihm: „Bekümmert Euch nicht, Herr Abt. Ich verspreche Euch, nicht eher wiederzukommen, bis ich die Versicherung des edlen Herrn habe, daß er nichts mehr von Euch verlangen will!" „O mein Gott," sagte der Abt darwider, „Müller, wenn du mir den Dienst tust, von dem du da redest, und du dort zum Ziele kommst, will ich dir all meine Lebtage gewogen sein!" „Bekümmert Euch nicht," entgegnete der Müller, „ich gehe fort, um Euch reine Bahn zu schaffen!"

Dann geht er fort und schreitet aus und kommt nach dem Schlosse, allwo der Edelmann ist; dem nun sagte man, der Abt wäre gekommen. So ließ er ihn denn holen, um mit ihm zu sprechen; und der kam alsogleich zu ihm. Da fragte ihn der edle Herr: „Nun denn, Herr Abt, gebt Ihr mir Antwort auf die drei Fragen, die ich Euch gestellt habe? Ihr wißt, daß ich seit gestern darauf warte!" „Edler Herr," hub der als Abt verkleidete Müller an, „wollet mir noch einmal sagen, wenn's Euch beliebt, worum es sich handelt!" Sagte der Edelmann darwider: „Du sollst mir sagen, wieviel ich wert bin, und wo die Mitte der Erde ist, und sollst mir sagen, was ich denke!" „Nun wohl, edler Herr, was die erste Frage anlangt, so meine ich, daß Ihr wohl ungefähr sieben- oder achtundzwanzig Weißpfennige wert seid!" „Ha, elender Abt," begehrte der große Herr auf, „he, gelte ich nicht mehr?" „Ach, meiner Treu, edler Herr," sagte der Abt darwider, „erzürnt Euch nicht, denn Ihr geltet

wahrlich nicht mehr! Gott ward um dreißig Weißpfennige verkauft, und Ihr geltet nicht so viel wie Gott!" Sagte der edle Herr: „Ja, meiner Treu, du hast recht, ich überhebe dich dieser Frage da. Nun mußt du mir aber zeigen, wo der Erde Mitte ist!" „Nun gut!" entgegnete der Müller. Und führt ihn dann wohl eine halbe Meile Wegs mitten in eine Wiese, und sagt zu ihm: „Seht, edler Herr, gerade hier ist der Erde Mitte!" Entgegnete der Edelmann: „Wie, das kann nicht sein!" Fuhr der Abt fort: „Edler Herr, es ist so; und ich will Euch sagen, wie Ihr es nachprüfen könnt: Nehmt einen Bindfaden und befestigt ihn hier und geht dann nach allen vier Windrichtungen, und Ihr werdet sehn, daß es stimmt. Und wenn Ihr nicht soviel Bindfaden habt, so meßt es mit Euren Schritten ab!" „Wie, zum Teufel, ich denke gar nicht daran, es zu tun!" rief der wütende Edelmann. „Nun, Ihr müßt es tun, wenn Ihr die Probe machen wollt!" „Wahrlich," versetzte der Edelmann, „ich will es lieber glauben als nachprüfen. Ich überhebe dich auch der zweiten Frage; doch sage mir, was ich denke!" „Was Ihr denkt, edler Herr," sagte der Müller darwider, „das ist schwer zu sagen. Nun hört zu, edler Herr. Denkt Ihr nicht, daß ich der Abt bin?" „Ha, ja wahrlich," entgegnete der Edelmann, „und wer bist du denn?" „Heiliger Johann," sagte der, „ich bin's nicht, bin nur sein Müller!" Dann warf er sein Gewand von sich, und als der Edelmann ihn so ausgezogen sah, merkte er wohl, daß es nicht der Abt war, und sprach zu ihm:

„O Müller, Ihr habt mich gefangen, möge Euch der Teufel packen! Geht zu Eurem Abt und sagt ihm getrost, daß ich ihn frei gebe und ihm nimmer etwas abverlangen werde!" Dann ging der Müller fort und legte dem Abte Bericht ab, der aber ward über die Maßen froh darüber, als er hörte, wie der Müller den edlen Herrn also gefangen hatte; und er dankte es ihm gar sehr.

Von einem Manne, der drei Frauen hatte, welche sich alle drei, eine nach der anderen, an einem Baume aufhängten, der in des Gatten Garten stand.

Ein Mann war durch Heirat mit einer ziemlich jungen Frau verbunden, welche von so gutem Willen durchdrungen war, daß sie Lust hatte, ihrem Gatten niemals gehorchen zu wollen, wenn irgend etwas vorlag, wobei sie mit Recht und Vernunft gehorchen mußte. Und war außerdem noch listig und verbissen und hoffärtig. Ihr Mann aber behandelte sie anfangs liebreich, sintemal er meinte, sie würde ihr Benehmen ändern; doch um so mehr er ihr zu Willen tat, desto schlimmer wurde sie. Nun ereignete es sich einen Tages, daß er sich gezwungen fühlte, sie mit Worten zu züchtigen; und als er sah, daß seine Mühe vergeblich war, stieß er einige Drohungen gegen sie aus, worüber sie so verdrossen ward, daß sie in einen sehr schönen Garten lief, allwo ein schöner Baum stand, einen Strick nahm und sich an einem Ast erhängte. Wie nun ihr Gatte das merkte, ward er über die Maßen traurig ob des Mißgeschicks; doch gab es kein Heilmittel dafür. Und seiner Nachbarn und Freunde einige trösteten ihn, so gut sie es verstanden. So nahm er sich denn vor, nach einem anderen Weibe Ausschau zu halten. Und wahrlich zum zweiten Male verheiratete er sich mit einer Frau, die so voll der fleischlichen und begehrlichen Lust war, daß

sie keinen Mann abwies, was das Liebesspiel anlangte; und ihr Gatte merkte darum. Und wußte, daß er kein Heilmittel dafür finden könnte, außer daß er sie in ihrem Gemache einsperrte, um sie davon abzuhalten, daß sie durch die Straßen ging und das Pflaster verdarb; dieserhalb sperrte er sie eine Zeitlang in ein Gemach. Dort fand sie eines Nachts Gelegenheit, heimlich zu entschlüpfen, lief in den Garten und hängte sich wie das erste Weib auf. Der Ehemann war ganz niedergeschlagen darüber und wußte nicht, was er dazu sagen sollte; da er aber die Schlechtigkeit seines Weibes zur Genüge kannte, trug er es mit Geduld und hielt sich an ein altes Sprichwort, welches besagt: aller guten Dinge sind drei, und beschloß, sich nochmals ein Weib zu nehmen. Solches tat er nun; und fand eine, welche seiner Meinung nach sein Fall zu sein schien. Aber niemand ist in solchen Dingen so schlau und erfahren, daß er nicht einmal getäuscht wird. Denn wenn die erste zwar treu, doch eigenwillig und hoffärtig, die zweite voll der fleischlichen Lust war, so war die dritte der weltlichen Eitelkeit über die Maßen ergeben: denn jede Woche wollte sie ein neues Kleid haben, und es war für ihren Ehemann unmöglich, ihre großen Ansprüche zu befriedigen, ohne arm und elend zu werden. So hielt er es ihr denn, so gnt er es vermochte, vor, indem er ihr aus Scham sagte, er habe Waren gekauft und müsse einen Teil ihrer Kleider verhandeln, um sie bezahlen zu können. Darüber war sie gar sehr aufgebracht und

sagte, sie sei wahrlich von so vornehmer Herkunft, daß sie solchen Aufwand machen müsse, und bedachte nicht, daß ihr Mann von bürgerlicher Abstammung war. Gleichwohl ereignete es sich, daß um einer Schuld willen, die der Mann hatte, die Häscher im Hause waren und die besten Gewänder, welche sie besaß, pfändeten. Und folgenden Tags war gerade die Hochzeit einer ihrer Verwandten. Da wurde sie gar sehr betrübt und sagte: „Wehe, wenn ich mich also ärmlich angezogen einstelle, wird alle Welt darüber Spott haben, und das noch mehr, falls ich mich nicht einfände, und das wäre für mich eitel Schimpf und Schande. Und ohne weitere Überlegung beschloß sie daher in folgender Nacht, in den Garten zu gehn und sich wie die andern am selben Baume aufzuhängen, der so gute Früchte getragen hatte. Und wahrlich sie tat es, und ihr Mann fand sie am gleichen Orte wie die andern.

Als nun der arme Mann den Baum ansah, an dem sich seine drei Weiber aufgehängt hatten, hub er ein groß Klagen an und wendete sich traurig und betrübt an seinen Sohn und seiner Nachbarn einige, und sprach weinend solche Worte zu ihnen: „Ich habe in meinem Garten einen schönen und lustigen Baum, doch hat sich an ihm mein erstes Weib aufgehängt und dann das zweite und gleichfalls das dritte, welches eine merkwürdige Strafe für mich ist. Nun möchte ich gern Euren Rat über den Fall haben!" Die Nachbarn aber, denen er solches erzählte, waren mit zänkischen und heißblütigen

Weibern verheiratet. Und einer von ihnen antwortete: „Deine drei Weiber haben sich an drei Baumästen aufgehängt, ich bitte dich, gib mir ein Pfropfreis von jedem Zweige, auf daß ich sie unter meine Nachbarn verteile, die schlechte Weiber haben. Und wir wollen sie in unsere Gärten pflanzen, allwo sich in künftigen Zeiten unsere Weiber an ihnen aufhängen werden, welches uns ein gar großer Trost und eine einzige Freude sein soll. Dieserhalb scheint es mir, daß du unrecht tust, wenn du den Verlust derer beweinst, die dich Tag und Nacht gequält haben!" Der Mann aber, dessen drei Weiber sich erhängt hatten, ging seufzend in seinen Garten, brach von jedem der Zweige einige Schößlinge und gab sie seiner Nachbarn einem, der sich bereit erklärte, sie unter die andern zu verteilen, auf daß sie Bäume bekämen, an denen sich ihre Weiber, die nichts taugten, aufhängten.

DIE ZWEIUNDVIERZIGSTE NOVELLE

Von einem Barfüßer, welcher voraussagte, daß der Papst in einer bestimmten Zeit sterben müsse, und daß sein Nachfolger nur vierzehn Tage zu leben hätte, weswegen die Kardinäle einen Papst wählten, der lange lebte.

Einstmals geschah es, daß zu Rom ein Papst war, ein trefflicher Mann, und hatte viele Kardinäle, die ihm alle hofierten, wie es recht war. Und ihr müßt wissen, daß es unter der großen Zahl von Kardinälen einen gab, der den Papst über die Maßen lieb hatte und der ihm niemals von der Seite wich, denn er verließ sich so sehr auf den Papst, daß es der Papst zufrieden war. Und vor allen Dingen müßt ihr wissen, daß es dort einen Barfüßermönch gab, einen wackren Geistlichen und Sterndeuter und weisen Mann, welcher sich gar wohl auf die Sterne verstand. Und es hatte dieser Barfüßermönch viel Umgang mit dem Kardinal, welcher den Papst so sehr lieb hatte. Dieweil ihn aber der Papst auch so lieb hatte, waren ihm die anderen Kardinäle um deswillen gram und haßten ihn auf den Tod, dergestalt daß es ihnen im Laufe der Zeit beifiel, ihm einen bösen Streich zu spielen. Nun nahm sich aber der Kardinal wohl in acht und wich kaum jemals dem Papst von der Seite. Geschah es eines Abends unter den Abenden, als das Wetter schön und klar war und alle Sterne am Himmel funkelten, daß sie besagter Barfüßer gar aufmerksam betrachtete. Kam jener Kardinal

zu ihm und fragte, was die Sterne kündeten. Antwortete der Barfüßer: „Hochwürdiger Herr, ich sehe merkwürdige Dinge und ein großes Ereignis am Himmelszelt, das uns bald überkommen wird. Wolle Gott uns allen in seiner Güte beistehen!“ Fragte der Kardinal: „Wie, ist die Sache, die uns Eurer Meinung nach zustoßen wird, denn so groß; und was glaubt Ihr, daß es sein wird?“ „Meiner Treu, hochwürdiger Herr,“ sprach der Barfüßer zum Kardinal, „ich versichere Euch, es ist die Wahrheit, daß in vierzehn Tagen, von heute an gerechnet, der Papst des Todes sterben wird!“ „Heilige Mutter Gottes,“ sagte der Kardinal darwider, „ist das denn möglich?“ „Ich versichere Euch, es ist die Wahrheit!“ versetzte der Mönch. Folgenden Morgens nun geht der Kardinal zu den anderen Kardinälen und erzählt ihnen, wie der Barfüßermönch des Papstes Tod vorausgesagt hatte, und wie er sagte, daß er unfehlbar sterben müsse. So waren die denn alle sehr erstaunt und huben an zu erklären, daß es sehr kühn von dem Barfüßer wäre, vorauszusagen, an welchem Tage ein solcher Prälat und Fürst sterben müsse. Und beschlossen untereinander, daß besagter Barfüßermönch gefangen gehalten werden sollte bis der Tag verstrichen war, an welchem, wie er sagte, der Papst sterben mußte. Doch setzten sie ihn nicht in einem Gefängnisse fest, sondern ließen ihn in einem Gemache bewachen. Die Kardinäle aber gaben wohl acht auf den Tag. So kam die letzte Nacht heran und der Papst ging in seinem Gemache zur Ruhe und starb ganz plötzlich, worüber seine Kammer-

diener sehr bestürzt waren. Und es kam der Kardinal, der so sehr von dem Papst geliebt wurde, denn er war es gewohnt, jeden Morgen zu seinem Aufstehn zu kommen. Und ward sehr bestürzt, als man ihm sagte, daß er gestorben war. Dann ging er zu dem Barfüßer und erzählte ihm den kläglichen Fall und sprach: „Mönch, wenn du tun willst, was ich dir sage, will ich dich zum höchsten Manne deines Ordens machen!“ „Ach, was denn, hochwürdiger Mann?“ fragte der. „Du mußt wissen,“ fuhr der Kardinal fort, „daß sicherlich die Kardinäle jetzt zu dir kommen, um des Papstes Tod zu erfahren. Und du wirst ihnen sagen, daß er gestorben ist; und wenn du ihnen sagen willst, daß der erste Papst nach ihm nur vierzehn Tage lang leben wird, so bin ich sicher, daß sie dann mich zum Papst wählen, um mich schnell abzutun; und ich verspreche dir, daß ich dich zu einem großen Manne an meinem Hofe machen will!“ So sagte es ihm denn der Barfüßer zu; und der Kardinal begab sich schnell in sein Gemach zurück. Sehr viel später, siehe, da kamen die Herrn Kardinäle, um Nachrichten über den Papst einzuholen. Und es ward ihnen gesagt, wie er gestorben war. Kurz hernach gehen sie zu dem Barfüßer und sagen ihm, daß der Papst nicht gestorben sei und daß er falsch gedeutet habe. Hierauf antwortet ihnen der Mönch und sagt: „Ich künde Euch, hochwürdige Herrn, daß der Papst gestorben ist, als er sein Schlafgemach betrat, ein Irrtum ist unmöglich. Und sage euch des ferneren, daß der erste Papst nach ihm nur vierzehn Tage zu leben hat; nun

handelt darnach wie ihr wollt!" Da waren die Kardinäle gar sehr erstaunt und zogen sich zurück, um sich untereinander zu besprechen. Und beschlossen unter sich, besagten Kardinal als Papst wählen zu wollen; und tatsächlich machten sie ihn zum Papst, im Wahne, daß er in vierzehn Tagen sterben müsse. Aber er lebte mehr denn vierzehn Jahre und machte den Barfüßer zum großen Manne, denn er wurde Kardinal und Erster nach dem Papste, wie der es vor dem Tode des anderen war.

So ward der durch seine Schlauheit Papst.

DIE DREIUNDVIERZIGSTE NOVELLE

Von einem Bogenschützen der königlichen Garde, welcher die Hoden eines Priesters, der sich mit seinem Weibe zu schaffen machte, in einen Koffer klemmte, und wie die der Priester abschnitt, um der Feuersgefahr zu entgehen.

Es verhält sich in Wahrheit so, daß im Lande der Tourraine ziemlich nahe bei der Stadt Tour ein Bogenschütze von der königlichen Leibwache wohnte, welcher ein Schottländer war. Besagter Schottländer nun hatte ein schönes junges Edelfräulein geheiratet und hielt sich in seinem Schloß oder Lusthaus nahe bei besagter Stadt Tours. Und ihr müßt wissen, daß dieser Schottländer an den Hof ging, um dem Könige seinen Vierteljahrsdienst zu leisten, wie es ihm zukam. Und während er am Hofe war, verdroß es sein Weib, so lange ohne Freuden sein zu sollen, und müßt wissen, daß sie einige Male dort in der Nähe in einer Kirche zur Messe ging, allwo es einen Priester gab, welcher sie oft ansah und sich immer vor ihr zeigte, um ihr einen ehrbaren Dienst zu leisten, indem er sie mit Weihwasser besprengte, oder ihr andere, wenn möglich, größere Dienste tat. Und als die Dame eines Tages unter den Tagen, die Messe gehört hatte und aus der Kirche ging, folgte ihr der Pfarrer auf dem Fuße und grüßte sie und bat sie, wenn es ihr recht wäre, im Pfarrhause zu essen. Die Dame aber lehnte seine Einladung ab, doch wenn er

Lust habe, in ihr Haus zu kommen, wolle sie ihm freundlich aufwarten; und er willigte gleich darein und sie frühstückten in ihrem Hause und waren fröhlich und wickelten ihre Geschäfte so dringlich ab, daß sich besagter Priester beinahe jeden Tag dort herumdrückte. Und so lange setzte er diese Besuche fort, bis alle Nachbarn darum merkten; und es gab einige, denen solches sehr mißfiel, doch wagten sie kein Wort laut werden zu lassen. Nun geschah es, daß unser Schottländer, welcher seinen Vierteljahrsdienst geleistet hatte, zurückkehrte und in sein Haus kam, allwo er Gott weiß wie freundlich empfangen wurde. Wenige Zeit hernach sprach ein Biedermann also zu dem Schottländer: „Herr, Ihr müßt wissen, daß der und der Priester Euer Haus oft besucht, und öfters als alle Tage; mich deucht es, es ist nicht wohlanständig für Euer Weib, diesen Priester so oft bei sich aufzunehmen, denn sie ist jung und töricht. Und wenn er auch nur zu ihr käme, um mit ihr zu beten, würde man doch reden, er käme um ein anderes; nichtsdestoweniger glaube ich wohl, daß es ohne Hintergedanken geschieht; ich will Euch damit nicht gesagt haben, daß Eure Frau Gemahlin kein ehrbares Weib ist; doch gebt Obacht darauf!" Und als der Schottländer solche Worte vernahm, wußte er gleich, wie weit der Handel gediehen war, und ward gar sehr erzürnt; doch ließ er weder sein Weib noch irgend einen Menschen der Welt etwas darum merken. Doch einige Zeit hernach geht er scheinbar aus dem Hause,

steigt zu Roß und seine Leute mit ihm und reitet nur drei Meilen weit hinweg, dann kehrt er plötzlich in sein Haus zurück und findet seine Frau und den Priester sich wie zwei Schwertfeger gegenüber sitzen, und sie aßen und waren guter Dinge, und er fand sie in weiter keiner Verwirrung. Da faßte er denn den Priester bei der Hand und hub an, ihn zu fragen, weswegen er in sein Haus käme. Der arme Priester war ganz bestürzt und um eine Antwort verlegen. Hub der Schottländer an: „Wißt Ihr, was zutrifft? Dieses Mal sei Euch noch verziehen, aber geht schnell Eurer Wege und kommt niemals wieder hierher. Gott soll verflucht sein, wenn Ihr jemals wieder hierherkommt, mag es im Guten, mag es im Bösen sein, und Eure Hoden nicht hier laßt!" Und der Pfarrer klemmte den Schwanz zwischen die Beine und lief, was das Zeug halten wollte. Und der Schottländer sprach zu seiner Frau: „Ruchloses Weibsbild, mußt du immer diesen Pfarrer an deinem Rockschoß hängen haben? Hast du solch einen heißen Hintern, daß du stets einen Erfrischer benötigst? Weißt du, was es setzt? Es soll dir wie ihm dieses Mal verziehen sein, doch ich schwöre bei Gott, finde ich ihn jemals wieder hier drinnen, schneide ich dir die Nase und ihm die Hoden ab!" Es verging nun eine lange Zeit, ehe er wieder fortgehn mußte, um seinen Vierteljahrsdienst zu tun; und er reiste von Haus ab und nahm Urlaub von seiner Frau, ihr wohl einprägend, sie solle niemals den Pfarrer kommen lassen. Aber es

vergingen keine vierzehn Tage, da hatte Madame schon Feuer im Hintern und rief dem Pfarrer, welcher alsogleich, wie er es gewohnt war, kam. So machten sie denn untereinander ab, daß sie dies Leben bis acht Tage, bevor das Vierteljahrsende gekommen sei, führen wollten. Besagter Ehemann der Frau aber, welcher listig war und sich die Sache zu Herzen nahm, bewirkte bei seinem Hauptmann, daß er einen Monat, ehe der Vierteljahrsdienst beendigt war, Urlaub bekam, indem er ihm sagte, er habe eine Besorgung in häuslichen Angelegenheiten. Und brach von Hof auf und kam ein wenig zu zeitig in sein Haus, denn er fand besagten Pfarrer wider seinen Befehl in seinem Hause, welches er ihm verboten hatte. Und es gedachte der Pfarrer zu fliehen, aber der Schottländer hatte ihn wohl im Auge und ließ ihn durch seine Leute greifen und sperrte ihn in ein Gemach ein. Dann kam er zu ihm und sprach: „He, nun kommt her, Herr Pfarrer, wer hat Euch wider mein Verbot ins Haus kommen lassen? Ihr wißt doch genau, ich hab es Euch verboten; und bei meinem Leibe, Ihr sollt es alsogleich bereuen!“ Und ließ ihn dann durch seine Leute packen und ganz nackt, wie er aus seiner Mutter Leibe hervorgegangen war, ausziehen. Danach ließ er eine große Holzlade öffnen, und sie nahmen meinen Pfarrer bei den Hoden und verschlossen sie gut in besagter Lade. Der arme Pfarrer aber stand dort gar traurig ganz aufrecht die Hoden in der Lade, und hatte keine Gelegenheit zu entwischen. Als solches

dann geschehen war, sprach der Schottländer zu ihm „Nun, Herr Pfarrer, wenn Ihr bei meinem Weibe laget, wart Ihr wohl munterer; Ihr seht jetzt, wie es Euch bekommt, denn ich hatte es Euch verboten!" Hub der Pfarrer an: „Ach, edler Herr, ich bitte Euch um Gnade!" Sagte der Schottländer darwider: „Ich verspreche Euch bei dem Herrn, dem Ihr so schlecht dient, ich werde Euch nichts weiter tun; aber packt Euch doch, wenn Ihr wollt." „Wehe, Herr," sprach der Pfarrer, „ich vermag es nicht!" „Beim Tode Christi," fuhr der Schottländer fort, „so muß ich Euch schnell und eilig vertreiben!" Und hieß drei oder vier große Strohbündel herbeizuschaffen und die ganz um den Pfarrer herum auszubreiten und hinzulegen; dann ließ er neben ihn auf den Koffer ein gar scharfes Messer niederlegen und darauf alle Türen des Hauses öffnen. Und man legte Feuer an das Stroh, und der arme Pfarrer begann die Wärme des Feuers so sehr zu spüren, daß er sich verbrannte. Dann sah er wohl ein, daß er seine Hoden hierlassen müsse, und nahm das Messer und schnitt sich selber seine Hoden ab, denn anders wäre er verbrannt. Und begann ganz nackend zu fliehen, als ob der Teufel hinter ihm wäre; und um des schönen Streiches willen, den man ihm gespielt, kam er niemals wieder in das Haus. Darauf ging der Schottländer zu seinem Weibe und zog es mutternackt aus und schlug es so sehr mit Ruten, daß es gar jämmerlich anzusehen war, denn das Blut floß ihr von allen Seiten herab. Und also rächte sich unser Schottländer an seinem Weibe und dem Pfaffen.

DIE VIERUNDVIERZIGSTE NOVELLE

Von zwei Teppichwirkern, deren einer seine Frau so schlug, daß sie entwich und bei dem anderen schlief, welcher sie zweimal bediente, worüber sein Weib aufwachte und sie gar tüchtig verprügelte.

Um die Zahl der Geschichten, die zu erzählen und niederzuschreiben ich mir vorgenommen habe, zu erweitern, setze ich eine hierher, die erst vor kurzem vorfiel.

Im Lande der Tourraine lebten vor nicht gar langer Zeit zwei Teppichwirker, waren Nachbarn und gut Freund und wohnten neben einander. Nun geschah es, wie es vielfach geschieht, daß sie sehr oft zu einem andern Meister ihres Handwerks gingen, um ihr Tagewerk zu verrichten. Und müßt wissen, daß einer von ihnen Johann und der andere Wilhelm hieß. Da geschah es nun eines Abends, als Johann schlafen gehn wollte, daß er irgend etwas zu seiner Frau sagte, welches sie übel aufnahm; und wahrlich sie schimpften einer den anderen so lange aus, bis es Püffe auf Johanns armes Weib hagelte. Und sie schrie: „Geh, Lump; geh, schlechtes Mannsbild; du taugst nichts, denn wenn du von deinen Dirnen und Huren kommst, machst du es immer so! Elender, der du bist!“

Und als Johann also seine Waffen herabgesetzt und geschmält sah, griff er zu einem Stock von zweiundeinhalb Fuß Länge, den er sich ehedem für derartige An-

gelegenheiten besorgt hatte, und wollte ihn auf seines Weibes Rücken tanzen lassen; die Frau aber floh und entwich vor dem Grimme ihres Mannes und ging zu ihrem Nachbar, dem Teppichwirker Wilhelm. Und brachte da, so gut es ging, ihre Klagen vor und bat ihn, ob man sie nicht für die Nacht bis zum Morgen herbergen wollte, denn dann, meinte sie, hätte ihr Mann seinen Zorn verschlafen. Da waren es Wilhelm und sein Weib einverstanden und bewirteten sie, so gut es eben ging. Nun müßt ihr wissen, daß Wilhelm nicht der Reichste auf der Welt war und nur ein Bett hatte, weshalb sie denn alle drei zusammen schlafen mußten. Das taten sie auch; und ihr müßt wissen, daß Wilhelm vorn im Bette lag und sein Weib in der Mitte und Johanns Frau zwischen Bett und Wand. Und also verging ein Teil der Nacht, bis es ungefähr um Mitternacht oder noch später war. Und Johanns Frau, welche lag und ruhte, wie angegeben ist, schlief nicht; sie hatte aber beim Schlafengehen aufgepaßt, wo Wilhelm lag und erhob sich ganz sacht und legte sich neben ihn; und dann fing sie an, Wilhelm so lange zu betasten und zu befühlen, bis er aufwachte und sich gegen sie drehte und sie zu befühlen begann. Und er merkte, daß sie nicht sein Weib war, und dachte sich, daß es sich bei ihr vielleicht schöner als bei seiner Frau liegen ließe, und stieg auf und gab ihr wacker die Sporen, ohne daß sein Weib etwas merkte, denn sie schlief fest und wußte sich Wilhelms wohl versichert, zumal er sie gut hatte bedienen müssen. Da-



nach schlief er denn wieder ein, und später, gegen zwei Uhr nach Mitternacht, begann Johanns Weib von neuem, Wilhelm zu befühlen, und er stieg abermals auf. Und als sie frisch und munter ihren Geschäften oblagen, wachte Wilhelms Frau, die das Geräusch gehört hatte, auf und griff um sich und merkte, wie ihr Gatte seiner Nachbarin aufspielte. Und rief: „Ha, ha, bei allen Teufeln, werde ich also hintergangen? Gott sei Dank, so soll es nicht weitergehn!“ Sprang schnell auf und zündete die Kerze an, und als Wilhelm die brennende Kerze sah, sprang er aus den Federn und stand auf; doch Johanns Frau blieb da, denn sie war ganz ratlos und wußte nicht was tun und was sagen. Wilhelms Frau aber wußte nicht, womit sie sie schlagen sollte; da griff sie behende den Nachttopf, welcher halb voll war, und schlug ihr den Topf mit dem Inhalt so heftig ins Gesicht, daß der irdene Topf zerbrach und in Scherben ging, und mit dem Henkel, den sie in der Hand behielt, schändete sie ihr das ganze Gesicht, indem sie schrie: „Ha, elende Hure, ist solches der Dank dafür, daß du mich, die ich dich aufgenommen und vor Hieben bewahrt habe, also hintergehst?“ Und begann ihr von neuem so sehr mit dem Topfhenkel zuzusetzen, daß es ihrem Gatten leid tat; und er brachte sie auseinander und besänftigte sein Weib, so gut es ging, und sprach zu ihr: „Liebes Herzblatt, rege dich weiter nicht auf, ich schwöre dir, bei meiner Ehre, ich dachte, du wärest es; sei weiter nicht böse!“ Dann beruhigte sich Wilhelms Weib ein wenig,

doch immer schrie sie Johanns Frau zu: „Böses Weibsstück, warum legtest du dich auf die andere Seite? Doch nur, um dich mit meinem Manne abzugeben!“ Da bat sie denn Johanns Weib, sie möchte ihr verzeihen, sie habe es ohne Überlegung getan und habe geglaubt, sie sei zu Hause und es wäre ihr Mann, der sie zu ihrer Freude bediente. Und die glaubte es ihr schließlich; und sie söhnten sich, so gut es ging, aus und verbrachten also die Nacht.

Am Morgen aber zur gewohnten Stunde ging Wilhelm zu seinem Meister an die Arbeit und traf dort Johann an, der schon zu arbeiten angefangen hatte. Nun müßt ihr wissen, daß Johanns Frau, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand, Abschied von ihrer Gastgeberin nahm und ihr aus Angst, verraten zu werden, herzlich dankte. Und ging dann gar sehr betrübt darüber, also zerschunden im Gesicht zu sein, nach Hause und sah sich in einem Spiegel an und war nicht sehr liebreizend anzusehn; darauf ging sie fort und eilte zur Arbeitsstelle ihres Mannes. Und als der sie also zerschunden im Gesichte sah, ward er gar sehr verwundert und sprach zu ihr: „He, Weib, wer hat dich also zugerichtet? Gestern abend, als ich dich schlagen wollte, habe ich es nicht getan!“ „Heiliger Johann, nein,“ sagte sie darwider, „es ist das Weib des niederträchtigen Wilhelm, der da neben dir steht, gewesen, die mich also zugerichtet hat!“ Sagte Johann zu Wilhelm: „Meiner Treu, das ist nicht wohlgetan!“ „Ach, mein Freund,“

fuhr Johanns Weib fort, „er hat, bei allen Teufeln, noch ärger an mir gehandelt!“ „He, was tat er?“ fragte Johann. Erwiderte sie: „Bei meiner Treu, der niederträchtige Wilhelm da hat mich zweimal im Schlafe bedient, als ich in seinem Bette lag!“ Rief Johann: „He, bei allen Teufeln, das ist nicht wohlgetan!“ Sagte Wilhelm darwider: „Bei Gott, Ihr lügt das Blaue vom Himmel herunter, denn Ihr schlieft nicht! Und da ich die Wahrheit sagen muß, will ich alles vor Eurem Manne bekennen: Ihr seid von der Seite meiner Frau aufgestanden und habt Euch neben mich gelegt und meinen Bauch betastet und mein Ackermännlein so lange geärgert, bis es wild wurde, und dann habe ich mich auf Euch gelegt, aber in gutem Glauben, denn wahrlich, ich dachte, daß Ihr mein Weib wäret. Und also geschah es!“ Da war Johann sehr betrübt und wollte seine Frau nochmals schlagen, aber sie entwich; die beiden Ehemänner jedoch vertrugen sich miteinander und gingen zum Trinken, um die Versöhnung zu feiern, sintemal eine gute Versöhnung mehr wert ist denn so viele Tote.

DIE FÜNFUNDVIERZIGSTE NOVELLE

Von einem Vikar und einem Priester, welche ihren Pfarrer töteten, und dann durch falsche Zeugen sagen wollten, es habe ein Edelmann getan; wofür sie alle bestraft wurden.

Nun müßt ihr wissen, daß einstmals in der Tourraine eine Geschichte vorfiel, welche man nicht verheimlichen darf, auf daß man auf schlechte Menschen, vor allem aber auf falsche Zeugen, wohl acht hat. Es ist lautere Wahrheit, daß in einem kleinen Dorfe bei Tours in einer Kirche ein Vikar war, und dieser Vikar hatte einen Kaplan unter sich, und die aßen und tranken oftmals zusammen. Nun geschah es eines Tages unter den Tagen, daß der Priester, als sie um den Tisch saßen, zum Vikar also sprach: „Möchte es Gott gefallen, Herr Vikar, daß Ihr Pfarrer würdet und ich Euer Vikar!“ Sagte der Vikar darwider: „Meiner Treu, das sähe ich gerne!“ „Wenn dieser Teufel von Pfarrer erst tot wäre, würde die Stelle Euer sein!“ „Das ist wahr!“ entgegnete der Vikar. Und um es euch kund zu geben, der Pfarrer besagten Dorfes wohnte eine gute Meile von dort und kümmerte sich nicht viel um die Pfarre da, denn er hatte der Einkünfte gar viele und liebte besagten Vikar so sehr, daß er ihm seine Pfarre nach seinem Tode vermacht hatte. So bedachten die denn bei sich, wie man den Pfarrer aus dem Wege räumen könnte. „Beim Blute Christi,“ sagte der Kaplan, „man muß ihn beseitigen, dieweil er allzu

lange lebt!" Und es faßten die beiden den Beschluß, ihn, so heimlich es sich einrichten ließe, zu töten. Nach gefaßtem Entschlusse suchten sie zwei falsche Zeugen zu ihrer Hilfe bei der Sache; und jedem dieser falschen Zeugen gaben sie einen Sonnentaler und ein gutes Essen. Als sie dies getan hatten, paßten sie besagtem Pfarrer auf; der aber ging täglich nach einer Kapelle da, um die Messe zu lesen, und er mußte durch ein kleines Gehölz, in welchem der Vikar und der Kaplan, die ihm auflauerten, zu ihm stießen und ihn jählings zu Tode brachten. Dann gingen sie über Land, ohne scheinbar etwas vorzuhaben, und kehrten in ihr Dorf zurück.

Kurze Zeit hernach wurde der Pfarrer ganz tot aufgefunden. Hierüber waren alle seine Nachbarn und andere sehr bestürzt, und man wußte nicht, wer ihn getötet hatte. Nun müßt ihr wissen, daß dort in der Nähe ein Edelmann hauste, der besagten Pfarrer tödlich haßte. Hierum wußten die beiden falschen Zeugen sehr genau, und als das Verbrechen offenbar ward, sagten sie aus, daß der Edelmann den Pfarrer getötet habe. So ließ man sie vor Gericht kommen, und der eine schwur hoch und heilig, er sei auf dem Felde da gewesen, allwo er den Edelmann gesehen habe, der sich mit dem Pfarrer herumgezankt hätte, und der Pfarrer sei vor ihm geflohen und der Edelmann ihm nachgelaufen; und mehr habe er nicht gesehn. Und der andere falsche Zeuge schwur hoch und heilig, wie er den Edelmann gesehen habe, der dem Pfarrer einen heftigen Dolchstoß

versetzt hätte und dann geflohen wäre; und solches beschworen die beiden falschen Zeugen. Da nun griff man den Edelmann und setzte ihn im Gefängnisse fest, allwo er lange verblieb. Und oft wurden ihm die beiden falschen Zeugen gegenübergestellt, doch immer leugnete er alles ab; und besagte falsche Zeugen waren ihrer Sache so sicher, daß sie niemals etwas anderes sagten, als sie zuerst angegeben hatten, sondern stets dabei blieben. Andererseits sorgte auch der Haß, den besagter Edelmann, wie bekannt war, auf den Pfarrer gehabt hatte, dafür, daß man ihm die Tat schon zutraute; daher ward besagter armer Edelmann in strengstem Gewahrsam gehalten.

Nun müßt ihr wissen, daß einige Zeit hernach unsere beiden falschen Zeugen mit anderen Leuten in einer Wirtschaft beim Trinken saßen; und mehrere von ihnen sprachen von dem Edelmanne und sagten, er sei drauf und dran, gehängt und erdrosselt zu werden, und das sei jammerschade. So sagte denn der falschen Zeugen einer, daß er ein guter Mann wäre und er ihn für ordentlich hielte. Hub der andere an: „Meiner Treu, ich kann's nicht glauben, daß er die Tat verübte!" Hierauf ging ein jeder, nachdem er getrunken hatte, nach Hause. Der aber, welcher dies Wort vernommen hatte, ging zu den Verwandten des Edelmanns und sagte, es sei da ein Verrat im Spiele, und einer der Zeugen, die da wider den Edelmann ausgesagt hätten, daß er den Pfarrer umgebracht, habe ihm erzählt, es wäre ewig schade, wenn der Edelmann gerichtet würde, und er

könne nicht glauben, daß er des Pfarrers Mörder sei. Die aber stellten unverzüglich Nachforschungen darüber an, und die beiden falschen Zeugen wurden eingebracht und festgesetzt. Und als man sie peinlich befragen wollte, sagten sie, wenn ihnen nichts geschähe, würden sie die Wahrheit bekennen. Solches taten sie denn und entlasteten den Edelmann ganz und gar, und sagten, der Vikar und der Kaplan wären die Mörder, und hätten jedem von ihnen einen Sonnentaler gegeben, auf daß sie den Edelmann der Tat bezichtigten. So erfuhr man denn durch ihr Geständnis, daß die die Mörder waren; sie aber wurden verurteilt, gehängt und erdrosselt zu werden, welches alsogleich geschah, denn sie hatten es wohl verdient. Nachdem solches geschehen war, wurde der Profoß des Gerichtshofes nach dem Vikar und dem Kaplan ausgeschickt; der nun kam ins Dorf, um sie zu suchen; sie aber waren in der Kirche und hielten einen Gottesdienst ab. Und er wartete, bis der Gesang zu Ende war; als sie dann aus der Kirche herauskamen, ließ er sie alsogleich festnehmen. Und nachdem sie ein Bekenntnis abgelegt hatten, ließ er sie unverzüglich hängen und erdrosseln, welches sie wahrlich verdient hatten.

Und also könnt ihr sehen und merken, daß durch falsche Zeugen viel Unheil entstehen kann.

DIE SECHSUNDVIERZIGSTE NOVELLE

Von einem Kaufmann, der seiner Wirtin hundert Laubtaler gab, um bei ihr liegen zu dürfen, es dann hernach aber bereute und, wie er sagte, sich an ihre Suppe hielt und um den Preis nichts von ihrem Fleische wollte.

Als einmal ein junger Kaufmann aus Paris nach Lyon auf den Markt zog, allwo er zu tun hatte, kam er eines Abends in eine Herberge; und es war da eine wunderbar schöne Wirtin, und zufällig war der Wirt abwesend. Und als der Kaufmann mit seiner Wirtin zu Abend aß, sah er sie immer an und sie ihn, und so lange blickte er sie an und begehrte sie, bis er ganz verliebt in sie ward. Nach dem Essen nun unterhielten sie sich über mancherlei Dinge, und immer sah sie der Kaufmann an und schließlich nahm er sich vor, ihr einen Teil seiner Gedanken zu sagen, und sagte ihr wahrlich, daß er bei ihr schlafen möchte, und sollte es auch hundert Laubtaler kosten. Wie die Frau von hundert Laubtalern reden hörte, konnte sie darüber nicht zur Ruhe kommen, sondern sprach ganz freundlich zu ihm: „Ach, Herr, wenn ihr Mannsbilde an einer Frau euer Vergnügen gehabt habt, macht ihr euch lustig über sie und sagt es andern weiter; gebt ihr auch nichts, nein, täuscht sie nur, und dieserhalb wagt es ein ehrbares Weib auch nicht, euch etwas zuliebe zu tun!“ Sagte der Kaufmann darwider: „Wie, Frau, redet Ihr um meinetwillen so? Ich versichere Euch bei meiner

Ehre, ich werde mich niemals über eine Frau, welche es auch sei, lustig machen. Und wenn es Euch so vorkommt, als könnte ich mich über Euch lustig machen, so kann ich Euch nur sagen, daß das Gegenteil der Fall ist!" Dann zieht er seine Börse und zählt ihr hundert Laubtaler hin und spricht: „Seht, Frau, ist das Spott? Hier sind hundert Laubtaler, die gebe ich Euch, um heute nacht bei Euch liegen zu dürfen!" Und wie die Frau die Laubtaler sieht, nimmt sie sie und schließt sie in eine Lade und spricht: „Herr, ich willige darein. Ihr seid mir willkommen!" Da war denn der Kaufmann gar froh, daß seinem Gesuche entsprochen wurde. Die Frau aber läßt das Bett zum Schlafen herrichten, währenddem der Kaufmann nach seinen Pferden sieht und seine Geschäfte verrichtet. Während dieser Verrichtungen dachte der Kaufmann daran, wie ihm die Frau so bald nachgegeben hatte, und glaubte, daß sie es mit anderen ebenso gemacht hätte; dann andererseits bedauerte er seine schönen hundert Laubtaler, welche er ihr so flink gegeben, und bereute es wahrlich bitter und hätte sie gern wieder gehabt, obwohl er sie ja schon vergeben hatte. Nun trat das Weib vor den Herrn Kaufmann hin und sprach: „Herr, wenn's Euch beliebt, könnt Ihr zu Bett gehn, Euer Bett ist fertig!" Dann gingen sie ins Gemach, um zu Bett zu gehn; immer aber dachte der Kaufmann an seine Laubtaler und trug Kummer um sie. Und sagte zu dem Weibe: „Frau, laßt bitte einen Topf bringen, daß man sein Wasser abschlagen kann!" Alsogleich ward das besorgt. Nachher wollte die

Frau, daß der Kaufmann zu Bett gehen sollte, er aber ließ sie zuerst zu Bette gehn, dann nahm er den Topf und gab ihn ihr mit den Worten: „Frau, wenn Ihr ein Bedürfnis zu harnen habt, hier ist der Topf!“ Sagte sie darwider: „Ich habe kein groß Bedürfnis!“ Aber er bat sie so lange, bis sie in besagten Topf harnte. Und der Kaufmann setzte ihn unter die Bank, und dann hernach beim Auskleiden dachte er an die hundert Laubtaler, die er ihr gegeben hatte, und hatte großen Kummer um sie und dachte bei sich selber nach, wie er sie wohl wieder bekommen könnte. Und als er ganz ausgezogen war, nahm er den Topf, in welchen die Frau geharnt hatte, und stellte ihn auf die Bank; dann hernach nahm er sein Ackermännlein und begann es in dem Topfe zu waschen und anzufeuchten und zu baden. Und die Frau erwartete ihn ganz nackt im Bette; dann begann sie nachzusehn, was er da triebe, und sagte ihm, er solle kommen; und wie sie sah, daß er sich also in dem Topfe wusch, fragte sie ihn: „He, lieber Freund, was macht Ihr da? Weshalb kommt Ihr nicht zu Bette?“ Entgegnete der Kaufmann: „Bei Gott, Frau, ich halte mich an Eure Suppe, sintemal mir Euer Fleisch zu teuer ist; und um so vieles schlaft und ruht immerzu, denn ich versichere Euch, um den Preis will ich nicht bei Euch liegen!“ Sagte die darwider: „He, wie, macht Ihr Euch lustig über mich?“ „Meiner Treu,“ antwortete er, „nein, doch ich will meine hundert Laubtaler wiederhaben!“ Fuhr das Weib fort: „Kommt, lieber Herr, schlaft bei mir, ich will Euch auch die Hälfte wiedergeben!“

„Meiner Treu,“ sagte der, „ich werde nichts dergleichen tun, denn ich will sie alle wiederhaben!“ Da ward die Frau gar betrübt und stand weinend auf und sprach: „Oh, ich bin ein unglückliches Weib; erst stimme ich zu, Euch zu Willen zu sein, und dann macht Ihr Euch gar noch lustig über mich. So, hier sind Eure hundert Laubtaler und seid nicht weiter traurig; aber um eines nur bitte ich Euch, sagt niemand auf der Welt ein Wort von dem, was ich mit Euch gesprochen habe!“ Sagte der Kaufmann: „Meiner Treu, ich will es nicht zweien auf einmal sagen, wenn anders ich nicht vier zusammen finden kann.“ „He,“ fuhr sie auf, „Ihr wollt mich also um meine Ehre bringen?“ „Mein Herzblatt,“ sagte der Kaufmann darwider, „laßt uns beieinander liegen, ich erzähle niemand etwas davon!“ Die Frau sah ein, daß sie anders entehrt werden würde, und fügte sich darein; und sie gingen zusammen schlafen. Und sicherlich schlief der Kaufmann besser, alldieweil er seine hundert Laubtaler wieder hatte.

DIE SIEBENUNDVIERZIGSTE NOVELLE

Von einem Edelmanne, der mit einer Edelfrau wettet, daß er ihr zwölfmal in einer Nacht genugtun wollte; und er tat es, und hernach wurden die Stöße, sintemal trockene darunter waren, durch den Entscheid des eigenen Gatten, welcher sie beurteilte, ohne sich etwas dabei zu denken, für gut erklärt.

Unter vielen anderen Geschichten, die ich hier vorbringen will, sollt ihr die Geschichte einer jungen Edelfrau hören, welche mit einem sehr ehrenwerten Edelmanne vermählt war. Nun verhielt es sich also, daß dieser Edelmann sehr oft nicht zu Hause war, denn er hielt sich mit mehreren jungen Edelleuten seiner Bekanntschaft am Hofe. Es geschah aber eines Tages unter den Tagen, daß es dort einen jungen Edelmann gab, welcher sein Nachbar war und sein Haus oft besuchte, und tat das um der Dame willen; und es ward der junge Edelmann so verliebt in sie, daß er es nicht aushalten konnte. Und als sie eines Tages miteinander redeten, während der Herr am Hofe weilte und sich nicht um sie kümmerte, bat er sie und setzte ihr zu, indem er ihr mit schönen Worten sagte, daß, wenn sie bei ihm liege, er noch hitziger sein würde, als es ihr Mann wäre, denn der, meinte er, sei lässig in der Liebe, so daß sie ihn wahrlich für den besten Arbeiter der Welt erklären würde, sähe sie ihn bei der Arbeit. „Ach, meiner Treu,“ sagte die Edelfrau, „ich habe immer sagen hören, es steckt ge-

wöhnlich nichts dahinter, wenn einer das Maul so voll nimmt, und daher meine ich, daß Ihr genugsam davon sprecht und dann nichts tun werdet!" „Ich schwöre Euch bei meiner Ehre," sagte der Edelmann zu der Dame, „wenn ich nach meinem Willen bei Euch liegen darf, soll man mir mein Ackermännlein abschneiden, wenn ich nicht zwölfmal in der Nacht pflüge!" „Glaub's, wer es will!" entgegnete sie. „Nun, ich will Euch etwas sagen," fuhr er fort, „gebt mir Gelegenheit, und Ihr sollt sehen, wie ich recht behalte!" „Ach, meiner Treu," sagte sie darwider, „darauf gehe ich nicht ein; doch will ich Euch einen andern Vorschlag machen. Wenn Ihr ein so guter Arbeiter seid, so wette ich zwanzig schöne Laubtaler, daß Ihr nicht, wie Ihr sagt, zwölfmal in einer Nacht ackern könnt!" „He, ich wette das Gegenteil!" sagte der Edelmann. Und also ward ihre Wette abgemacht. Und in folgender Nacht schliefen sie, so lange sie wollten beieinander und auch so lange die Nacht, die ziemlich lang war, währte. Und der Edelmann ackerte gut und schön und so lange, bis er das zwölfte Mal umlenkte; doch dreimal hatte er trocken geackert. Da sagte die Dame, daß er verloren habe, und wollte ihm mit aller Gewalt die zwanzig Laubtaler abnehmen. Doch immer sagte der Edelmann darwider, er habe gewonnen, und sie sagte desgleichen; und schließlich mußten sie einen Schiedsrichter suchen. Und währenddem kam der Edelmann, der Gatte der Dame, an, den sie Gott weiß wie liebreich empfingen. Und es sagte der Freund zu der

Dame: „Frau, wollen wir den Streit, den Ihr und ich ausfechten, Eurem Gatten unterbreiten?“ „Ach, bei allen Teufeln,“ hub sie an, „lieber will ich hundert Laubtaler verlieren, als daß er darum weiß!“ Sagte der: „Nun, regt Euch nicht auf, er soll es beurteilen und nicht wissen, worum es sich handelt!“ „Nun wohl,“ sagte die Dame, „aber meine Ehre muß unverletzt bleiben; ich werde mich nicht lustig dabei fühlen!“ So ward es denn abgemacht; und ein wenig später sagte der Edelmann zu dem Gatten der Dame: „Wenn es Euch Vergnügen macht, Herr, so schlichtet einen Streit, welcher zwischen Eurer Frau Gemahlin und mir entbrannt ist, denn es ist ein schöner Wettpreis ausgemacht. Wahr ist's, daß die gnädige Frau anderen Tags in den Gärten da unten lustwandelte, und ich war bei ihr und wir unterhielten uns. Sie aber kam Lust an, Nüsse zu essen, und so nahm ich einen kurzen Stock, den ich bei mir hatte, zur Hand, und wettete mit ihr, daß ich mit meinem Stocke auf einmal ein Dutzend Nüsse oder mehr abschlagen würde. Und warf dann meinen Stock in den Nußbaum und schlug ein Dutzend Nüsse ab, von denen aber drei taub waren; nun behauptet die gnädige Frau, ich habe um der tauben Nüsse willen meine Wette verloren!“ „Ach, meiner Treu, Weib,“ sagte der Edelmann, „Ihr habt verloren, sintemal das Abschlagen der tauben Nüsse ebensoviel Mühe gekostet hat wie das der vollen!“

„Heiliger Johann, Herr," sagte der Edelmann, „da habt Ihr, weiß Gott, recht!" Also hatte die Dame verloren; doch seitdem wickeln sie immer noch, wie ich habe sagen hören, ihre Geschäfte miteinander ab.

DIE ACHTUNDVIERZIGSTE NOVELLE

Von einem Edelmanne, der seiner Gemahlin versprochen hatte, ihr viermal täglich genugzutun, und dieserhalb zu sterben vermeinte; aber mit List ließ ihn ein pfiffiger Mann seine Wette umgehn.

Es geschah einstmals, daß sich im Lande der Picardie ein junger Edelmann mit einem ehrbaren Fräulein verheiratete, und sie liebten einer den andern gar so sehr, daß sie unter vielen anderen Dingen keinen anderen Zeitvertreib hatten, als immer Liebesgeschäfte miteinander abzuwickeln; und die Frau, welche dies Handwerk über die Maßen lieb hatte, fühlte sich gar wohl dabei. Und als sie sich eines Tages über mancherlei Dinge unterhielten, wettete besagter Edelmann um eine große Summe Geldes, daß er im Verlaufe eines Jahres seinem Weibe zum wenigsten viermal täglich genugtun wollte. Er aber war kräftig und entschlossen und hielt sein Versprechen länger denn sechs Monate; doch dann konnte der arme Edelmann nicht mehr, und ward so trocken wie dürres Holz, sein Weib aber nahm um ebensoviel zu. Eines Tages unter den Tagen nun begegnete ihm ein Edelmann aus seiner Bekanntschaft und hielt ihn an und fragte ihn, was ihm fehle, alldieweil er so mager und abgeschlagen aussähe. So erzählte ihm der denn des ausführlichen von seiner Wette. Dann sprach der Mann zu ihm: „Ich versichere Euch, Herr, wenn Ihr das noch zwei Monate fortsetzt, werdet Ihr des Todes sterben.

Doch wenn Ihr ein gutes Essen bezahlen wollt, will ich Eure Wette zu nichte machen!" Da antwortete ihm der nun, daß er gern dazu bereit sei und daß er ihm auch noch ein halbes Dutzend schöner Laubtaler geben wollte; und also kamen sie übereins. Und jener sprach zu dem Edelmann: „Seid morgen um die Mittagszeit nicht zu Hause anzutreffen, laßt aber Eure Frau Gemahlin anwesend sein!" Solches nun versprach der Edelmann. Folgenden Tags um die Mittagszeit versäumte unser Mann sein Versprechen nicht und kam ganz bewaffnet von Kopf bis zu Fuß in das Haus der Edelfrau; und ein anderer Mann, welcher wohl von dem, was er zu sagen hatte, unterrichtet war, war bei ihm und bat die Dame um eine Wegzehrung. Da fragte sie ihn nun, weshalb er so ausgerüstet wäre. Antwortete er ihr nicht, sondern hub zu weinen an; da fragte die Dame denn den anderen Mann, welcher ihn führte, warum er weine. Antwortete der: „Er hat wohl Grund dazu, Frau! Ihr müßt wissen, daß dieser Edelmann, den Ihr da bewaffnet vor Euren Augen stehen seht, auf der Pilgerschaft zu unserer lieben Frau von Loretto ist, und sich vorgenommen hat, also zu Fuß und also ausgerüstet, wie Ihr ihn seht, zu gehen, und darf nicht sprechen, nur um Almosen flehen, welches eine schwere Buße ist. Und ich wandre mit ihm, um ihm zu helfen, seinen Unterhalt zu gewinnen, und aus Sorge, er könnte sprechen. Und er ist willens, also zu pilgern!" „Wahrlich," sagte die Dame darwider, „doch was tat er, daß er also pilgern

muß?“ Erwiderte der: „Ach, Frau, das wage ich nicht zu sagen!“ „Und warum nicht?“ fuhr sie fort, „mich deucht, Ihr könnt es mir dreist erzählen!“ „Frau, ich will es Euch sagen, doch darf es Euch nicht mißfallen. Ihr müßt wissen und hören, daß dieser junge Edelmann hier mit einem sehr schönen Fräulein, wie Ihr seid, verheiratet ist. Nun verhält es sich also, daß er und sein Weib, um das Werk der Natur zu verrichten, eine Wette eingegangen sind, das Liebesspiel alle Tage mehrmals zu spielen. Das tat er denn auch und tat es so lange, bis er die beiden Tore zu einem gemacht hat, solcherart, daß die Dame ganz gespalten ist. Und er hat das dem Pfarrer gebeichtet, der Pfarrer hat ihn zum Bischof geschickt, der aber schickte ihn gleich zum Papst, und der Papst hat ihm die Buße auferlegt, welche Ihr ihn also auf sich nehmen seht; und wahrlich, so hat der arme Mann seine Strafe!“ Und danach begann er gar heftig zu weinen. Und es ließ sie die Edelfrau reichlich speisen und dann schickte sie sie hinweg. Hernach ging sie zu ihrer Kammerfrau und hub also zu ihr an: „Johanna, mein Herzblatt, ich fürchte, ich bin entehrt, denn ich habe ganz dasselbe, wie der arme Mann da, welcher bewaffnet ist, mit meinem Gatten gewettet. Und um so vieles bitte ich dich, siehe nach, wie groß der Zwischenraum zwischen meinen beiden natürlichen Öffnungen unten ist!“ „Nun wohl,“ sagte die Kammerfrau darwider, „ich will es gerne tun!“ Dann zeigte die Dame ihr Schild, welches der Gatte gut durchstoßen hatte. Und die

Kammerfrau sah sich die Sache an, und als sie sie genugsam betrachtet hatte, hub sie an: „Ich versichere Euch, Frau, es fehlt nicht mehr als ein guter Zoll, und die Öffnungen sind eins.“ „Ach, heilige Barbara,“ schrie die, „ich bin verloren!“ „Und wie, Johanna,“ fuhr sie fort, „meinst du sicher, daß nicht mehr denn ein Zoll daran fehlt?“ „Mindestens, Frau,“ entgegnete die Zofe, „es fehlen höchstens zwei Finger Breite daran!“ Versetzte die Edeldame: „Bei meines Vaters Seele, mein Mann soll mir da nicht mehr nahe kommen!“ Und als abends die Schlafenszeit kam, lag der Edelmann bei seiner Frau und wollte ihr Genüge leisten, wie er es gewohnt war. Rief die Edelfrau: „Ach, meiner Treu, Ihr sollt mir nicht mehr nahe kommen!“ „Und warum das?“ fragte der Edelmann, „meint Ihr, bei der geringen Spanne Zeit, die ich noch habe, will ich meine Wette verlieren? Wahrlich nicht!“ Sagte sie darwider: „Nun denn, ich enthebe Euch Eurer Wette, die Ihr mit mir gemacht habt, und ich gebe mich verloren; und Ihr sollt mir von nun an nur noch ein- oder zweimal in der Woche genugtun. Noch werde ich davonkommen, wenn Ihr einwilligt!“ Und so ward der Edelmann gar wohlgemut bei dieser Botschaft und dankte und lohnte es dem sehr, durch den er seiner Wette enthoben ward. Und so könnt ihr sehn und erfahren, daß es viele Menschen gibt, die ihren Frauen den Hintern zu zerstoßen glauben und sich selber den Kopf zerstoßen.

Von einer jungen Frau, die sich von einem Knechtlein, das sie hatte, ein Kind machen ließ, weswegen ihr Mann einen Aufruf erließ, um zu erfahren, wer es gezeugt hätte, und wie der Bursche seinem Herrn alle die nannte, die sich mit seinem Weibe zu schaffen gemacht hatten.

Es gab im Lande der Touraine einen Mann von reicher und mächtiger Herkunft, welcher von seinen Geschäften und seinem Vermögen lebte; und hatte ein kurzweiliges und ziemlich höfisches Weib, welches ihn essen und trinken ließ, um sich seiner Liebe zu erfreuen. Nichts war der Frau lieber als die schöne Belustigung, die ihr alle kennt; und wo sie ihre Waffen führen konnte, zeigte sie sich tapfer und war wenig furchtsam vor Püffen. Eines Tages unter den Tagen nun geschah es, daß unsere junge Frau mit ihrer Diener einem im Hause war; dieser war ein junges und fettes Kalb und schüttelte Nüsse mit seiner Herrin und sie war allein, denn ihr Mann war in einem Dorfe, allwo er festgehalten wurde; und auch sonst war er oft auf den Feldern in seinen Angelegenheiten und Geschäften. Besagte Dame nun, die Verlangen trug, daß man ihr das Loch stopfte, hatte einen sehr warmen Hintern, weswegen sie Gelegenheit und Zeit fand, daß ihr der Bursche genugtat. Allemal und so oft sie keinen andern Stellvertreter finden konnte, nahm sie mit diesem

Burschen vorlieb. Nun geschah es aber, daß sie im Laufe der Zeit mit einem Kinde schwanger ward. Ihr Gatte merkte die Sache, und daran, daß er lange Zeit nicht nach Hause gekommen war, erkannte und sah er ein, daß es nicht seine Arbeit war, die ihm das Kind einbrachte. Darob ward er über die Maßen betrübt und erbittert, hauptsächlich aber gegen sein Weib, welches er einige Zeit über in Ruhe ließ, ohne sich mit ihr abzugeben. Doch am Ende nahm er sich vor, einen Aufruf an alle die zu erlassen, die mit ihr Handel getrieben hatten, um zu sehn, ob er vielleicht den, der das Kind gezeugt, würde ermitteln können. Und er ließ ihn durch den Pfarrer besagter Ortschaft in der Gemeinde ergehen. Der nun veröffentlichte den Aufruf dreimal und belegte alle, die sich mit dem Weibe zu schaffen gemacht hatten, mit dem Kirchenbann; unter den vielen Männern aber, die es mit ihr gehalten hatten, war der Pfarrer selber. Es ward denn die Zeitung dieses Banns überallhin verbreitet, so daß auch der Bursche durch irgendwen darum hörte. Der aber enthüllte alles; denn er glaubte schon nach den Worten, die man ihm sagte, verbannt zu sein; und sprach mit dem Pfarrer, welcher ihm riet, seinem Herrn das Vergehen im allgemeinen einzugestehn. Doch meinte er, er solle nicht genau sagen, daß er der Vater wäre. Und der arme Bursche warf sich seinem Herrn zu Füßen und flehte ihn, was die Sache mit seinem Weibe anginge, um Gnade und Barmherzigkeit an, er könnte nichts dafür.

Der Herr aber hatte Mitleid mit ihm und sagte zu ihm, er solle die Wahrheit eingestehn und er wolle ihm verzeihn. Der arme Bursche, welcher halbtot und gar bitterlich weinend seinem Herrn zu Füßen lag, denn er glaubte in dieser Stunde sterben zu müssen, begann also zu ihm zu reden: „Ach, Herr, gewißlich wahr ist's, daß meine Herrin, als ich mit ihr Nüsse einerntete, mich gar scharf anzublicken begann, und mir sagte, ich solle ihr das zeigen, welches ich zwischen den Beinen habe; ich aber wollte es nicht und sie packte mich daran und streichelte es und es ward dick und aufgeblasen, und dann führte sie mich an ihr Bette und ließ mich so lange machen, ich weiß nicht was, bis ich den Bauch besudelt hatte und das Ding mit. Und dann zum Abend ließ sie mich zu ihr kriechen, wenn sie keinen anderen da hatte, und legte mich auf sich und wir schliefen beinahe die ganze Nacht nicht, denn wir taten immer das. Und dann sagte ich, solches sei nicht wohlgetan, sie aber entgegnete darwider, es habe nichts auf sich und sie habe Angst und wage nicht ohne einen Mann zu schlafen!" „Wie," fragte der Herr, „hast du sie denn auch mit andern wie mit dir schlafen sehen?" „Heiliger Johann, Herr," erwiderte der Bursche, „ja, alle Tage; es kam immer einer, wenn Ihr nicht da waret!" „He, wer waren die denn?" forschte der Gebieter. „Ich kenne sie nicht alle," antwortete der Bursche; „aber der Pfarrer kommt ziemlich oft her und andere Priester, die Ihr selber mitbrachtet; doch Ihr dachtet Euch nichts dabei, nur fröh-

lich wolltet Ihr sein, und dann ist Euch alles eins, nur darf es Euch nichts kosten. Und ebenso kamen Mönche und Barfüßer, und auch jener Rodien, der immer zehn oder zwölf Tage zu jedem Markte, auf welchen er kommt, im Hause ist, und den Ihr selber immer kommen laßt und freundlich bewillkommt, dieweil er Euch immer etwas gibt!" „Wahrlich," sagte der Herr darwider, „aber wenn er im Hause ist, schläft er nicht bei ihr!" „Heiliger Johann, doch," entgegnete der Bursche, „sie stiehlt sich eben neben Euch fort und legt sich zu ihm und den andern, und gar mehr als zwanzigmal ist sie zu mir gekommen, als Ihr selber da waret. Und dann kommt der Sohn Eures Nachbarn, eines Edelmanns, sehr oft hierher, und kurz und gut, sie würde traurig sein, wenn sie bei Eurer Anwesenheit nicht noch einen andern bei sich hätte, und sagt, daß sie sich wohl dabei befände." „He, wie," fuhr der Gebieter fort, „es gibt also viele Hengste, und ich habe viele Gefährten dabei, sagst du?" „Meiner Treu, Herr, sie verweigert sich keinem; Hunde sind für einen Knochen immer zu haben; und wenn sie irgendjemand sieht, blickt sie ihn fest an, und wenn seine Augen zu reden wissen, sagen sie ihr seinen Willen. Und um es nur zu gestehn, ich ward ein wenig eifersüchtig, wie sie also die Männer ansah; und als ich ihr das sagte, meinte sie, die Augen seien dazu da, daß man sie gebrauche!" „Ach, beim Tode Christi," hub der Mann an, „dieserhalb werde ich einen umbringen. Nun geh, ich verzeihe dir, sintemal du mir die Wahrheit ge-

sagt hast, aber laß kein Wort hiervon laut werden und laß dich nimmermehr hier blicken!“ Dann nachher wollte er alle mit Bann belegen lassen, aber er hatte mehr denn vierundzwanzig Widersacher außer denen, die nicht im Lande waren. Und es ward der arme Dulder gar traurig, und eines Tages begegnete ihm einer von denen, die sich mit seinem Weibe zu schaffen gemacht hatten. So sprach er zu ihm: „Ha, verräterischer Spitzbube, der du bist, du hast es mit meinem Weibe gehalten, aber wahrlich, ich werde mich dafür rächen!“ „Ach, zieh ab, alberner Tropf, der du bist,“ entgegnete der andere, „du bist ehrlos und gemein, denn man drischt deinen Hafer und du merkst es nicht; und als ich es tat, handelte ich außerdem mit deinem Einverständnis, denn ich lieh ihr auf einem Markte Geld, und du wolltest es mir nicht wiedergeben, und sagtest mir, ich solle ihr um des Geldes willen, das sie mir schuldete, genugtun, und somit gibt es keine Gefahr!“ Da war denn der arme Johann sehr betrübt und sagte kein Wort. Und manchmal kommt es vor, daß ein Mann an dem Übel, das sein Weib begeht, selber schuld ist.

DIE FÜNFZIGSTE NOVELLE

Von einem Manne namens Johann Hibou, welcher einen andern Mann bei seinem Weibe findet, und wie sie sich alle beide vertragen.

Wenn zu Zeiten des gar berühmten und beredten Boccatius die Begebenheit, aus der ich meine Geschichte machen will, geschehen und ihm bekannt und von ihm erfahren worden wäre, hätte er sie, daran zweifle ich nicht, unter die Geschichten der edlen unglücklichen Menschen gereiht; denn ich glaube nicht, daß ein Mann jemals um eines Stoßes willen ein härteres Los zu tragen gehabt hat, als der gute Herr, dessen Geschichte ich erzählen will. Und wenn ein Unglückslos nicht würdiger des Boccatius besagten Buches ist, so rufe ich alle die als Zeugen auf, die diese Geschichte gelesen haben werden.

Der Wahrheit entspricht es, daß besagter Herr, von dem wir sprachen, Wilhelm von Poicton hieß. Nun verhält es sich so, daß besagten Wilhelms allernächster Nachbar Johann Hibou benannt war. Besagter Johann hatte eine ehrbare und schöne Frau mit Namen Colette; und müßt wissen, daß besagter Wilhelm nicht verheiratet war und machte sich einige Male und öfters bei Johann Hibou zu schaffen; und also wie die Liebe ihre Saaten ausstreut, wo es ihr beliebt und gut deucht, so wurde auch Wilhelm in Colette verliebt. In kurzer Zeit stand er so hoch in Gunst bei ihr, daß ihm nichts von alledem, was er wünschte und zu erbitten wagte, abgeschlagen wurde. Nun geschah

es eines Tages unter den Tagen, daß Wilhelm sich mit Colette über mancherlei Dinge unterhielt und sie eine Stunde verabredeten, um einen Teil der Nacht zusammen zu verbringen. Diese Sache nun trug sich also zu, wie ich euch erzählen will. Wahrheit ist's, daß es dort eine Tür gab, die zu dem geheimen Orte führte, von welchem man in Wilhelms Zimmer gelangen konnte. Und durch die kam Frau Colette und ließ die Türe unglücklicherweise offen, und legte sich zu ihrem Freunde Wilhelm. Und es hatte der Unglücksmann erst eine Lanze gebrochen, als es das Unglück wollte, daß besagter Verräter Johann Hibou, Colettes Gatte, der die Sache argwöhnte, erwachte und sein Weib nicht bei sich fand; da erhob er sich denn schnell und suchte sie in dem Schlupfwinkel, im Glauben, sie sei nach besagtem geheimen Orte gegangen; und fand die kleine Türe offen, ging hindurch und fand den armen Wilhelm in den Armen seines Liebchens liegen, als er gerade zum zweiten Male ausholen wollte. O verruchte Tür, verflucht seist du! He, schließt ja die Tür zum geheimen Ort, man weiß nie, was geschieht! „O verwünschter Ort, der du nicht verschlossen wurdest!" sagte der arme Wilhelm bei sich selber. Wer aber am betrübtesten von den dreien war, vermag ich nicht zu sagen. Doch dann hub Johann Hibou an: „Beim Blute Christi, Wilhelm, Ihr seid ein gemeiner Mann, daß Ihr also bei meinem Weibe liegt." Und es wußte der arme Wilhelm nicht, was er sagen sollte, denn er saß in der Falle und lag ganz nackend im Bette; doch schnell sprang er auf und griff

Johann Hibou um den Leib und wollte ihn durch das Fenster nach unten werfen, doch der zog gelindere Saiten auf und hub zu Wilhelm solcherart an: „Ich bitte Euch, tut mir nichts zuleide, die Sache ist geschehn. Mein Plan ist gefaßt: schweigen wir, treten wir die Sache unter die Füße, jedes gute Pferd geht einmal durch; aber sagt die volle Wahrheit!" Der arme Wilhelm nun glaubte diesen Worten, die besagter Johann Hibou vorbrachte, daß alles verziehen sei. Es war aber das Gegenteil der Fall, denn der verräterische Johann Hibou schlug die arme Colette derartig, daß er sie zu töten vermeinte und über die Maßen erstaunt war, daß sie an den Qualen, die er ihr bereitete, nicht starb. Und alle Tage warf er ihr den verwünschten Tag vor, trotz des Schwurs, den er getan, niemals wieder daran zu rühren. Immer fing er wieder von neuem an, und wenn besagter Wilhelm um den großen Verrat gewußt hätte, den der schurkische Johann Hibou beging, hätte er ihn nicht so hingehn lassen. Und um so vieles bitte und rate ich Euch, wenn ihr Lust zu derartigen Unternehmungen verspürt, schließt das Türschloß genau, man weiß nie, was kommen kann!

Mit der Zeit ließ der Groll Johann Hibous etwas nach und er vertrug sich listigerweise wieder mit Wilhelm, und sie waren noch Colette zuliebe vergnügt miteinander, nicht seinetwegen, nein, denn er galt Wilhelm nichts. Doch das Sprichwort heißt: Niemals sollst du einem Feinde, mit dem du dich versöhnt hast, trauen, denn es hat seine große Gefahr. Auch tat es besagter Wilhelm nicht, sondern entschloß

sich eines Tages unter den Tagen ihm seine Meinung zu sagen. Und eines Tages traf er ihn und hub solcherart zu ihm zu sprechen an: „Komm hierher, Johann Hibou, du glaubst, daß ich deinem Weibe Unehre angetan habe, aber du irrst dich, denn ich schwöre dir bei meiner Ehre, daß ich sie mehr liebe als du, und in allen Ehren, und habe größere Furcht, sie könnte wider die Pflicht handeln als du. Und wenn du mich zufällig mit ihr angetroffen hast, als wir uns unterhielten, und uns, ohne uns etwas Böses dabei zu denken, ergötzten, denkst du, ich wollte ebenso handeln wie du, der du mit Recht ein Zölestiner bist? Sie ist dein Weib und dir zum Verdruß meine Liebste, und ich möchte lieber des Todes sterben, als das tun, welches du tust. Du gibst dich für schlau und weise aus; sieh dir einmal die Orte an, wohin du sie geführt hast; doch wenn man dich fröhlich bewirtet, ist dir alles eins. Du bist an Orten gewesen, allwo man dich fröhlich um ihretwillen, nicht etwa deinetwegen aufgenommen hat. Hast du nicht einen Mönch zum Essen in dein Gemach geschleppt, der dich hernach aufs Feld schickte, um Törichtes zu suchen, und welcher dann ganz allein bei deiner Frau geblieben ist; du aber sagst, dein Weib solle auf der Hut sein und du selber stößt sie dem Wolf in den Rachen. Denke einmal daran, wohin du gehst und mit wem du sie zusammenbringst! Erinnere dich, wie du sie zum Essen zu dem Stiftsherrn führtest; dann nach dem Mahle gingest du deinem Vergnügen nach und ließest sie bei ihm, allwo das arme Weib ganz ohnmächtig in

des Stiftsherrn Arme sank, als sie dich aus den Augen verlor. Und du gibst so wohl acht auf mich, der ihr nur Gutes und Ehrbares antun will; und wenn du ein Ehrenmann gewesen wärest, hättest du sie denn zu diesem elenden Pfaffen gebracht, du, der du so viel Schlechtes von den Pfaffen redest, und selber sagst, daß sie nichts taugen und daß sie es mit ihrer eigenen Mutter halten würden? Hast du nicht so viel Verstand, um einzusehen, daß man dich zwar gut aufnimmt, aber nur um ihretwillen. Aus welchem Anlaß gibt man dir alljährlich Krätzer, Essig, Fackeln, Lichter, Weihnachtsgeschenke, Ostereier und viele andere Dinge, womit man dir zu verstehen gibt, daß du Herrendiener bist? Wahrlich, du bist mir ein höflicher Diener. Weshalb, meinst du, gibt man deiner Frau Hosen, Schuhe, Pantoffeln, Rosenkränze, Handschuhe und Ringe, Muffen aus Atlas und anderes, die man dir selber gibt, um sie ihr zu bringen, und du selber dienst als Bote? Du hast in deiner Frauen Namen Geschenke an den Stiftsherrn gebracht, nun sieh zur Stunde ein, daß du ein Zölestiner bist. Hast du nicht so viel Urteilskraft in dir, daß du nicht einsiehst, dies alles gibt man ihr nicht deinethalben? Denn erstens taugst du nichts, bist gemein und erbärmlich, bist ein Säufer, bist ein Lump und sagst aller Welt Schlechtes nach; bist ein Lutherischer, kannst dich nur mit Worten entschuldigen, die du einmal hast sagen hören und nun weißt. Du bist ein Heiligtumschänder, denn soviel du in der Kirche und anderwo nehmen kannst, nimmst du an Kerzen, Fackeln und anderen Dingen und

ziehst aus allem deinen Gewinst. Du erwägst nicht, daß du alle Wohltaten, die man dir erweist, nicht deinetwegen, sondern um deines Weibes willen empfängst. Du müßtest die Spuren ihrer Tritte küssen, denn sie gewinnt dir deine Notdurft, welche du im Gegenteil für sie gewinnen müßtest, und dafür schlägst und peinigst du sie alle Tage. Von deiner Kunst und dem Gewerbe, mit dem du dich beschäftigst, verstehst du nichts; und ohne deine Frau wärst du ein gemeiner und elender Lump; doch denkst du weder daran noch überlegst du dir, was du tun müßtest. Dann läßt du sie im Kloster, im Gasthofe oder an anderen Orten allein, wohin du sie selber bringst, und suchst Gönner und andere Leute, um zu zeigen, daß man dich abholen läßt, während man ihr zusetzt, und dann sagst du, ein gutes Schaf brauchte keinen Hirten. Es ist wahr; doch du selber weist ihr den Weg zur Schlechtigkeit. Nun höre zu, Johann Hibou, ich sage dir, es tut mir gar leid, dir die Wahrheit ins Gesicht sagen zu müssen, aber der große Haß, den du auf mich geworfen hast, zwingt mich dazu, es zu tun, mich, der ich für dein Weib nur Gutes und Ehrbares will. Höre zu, erbärmlicher Tropf, der du bist, du selber hast es mir mehr als einmal gesagt, daß ich es mit ihr halten sollte um des wenigen Geldes willen, welches ich ihr für deine Angelegenheiten geborgt habe und das du mir nicht wieder herausgegeben hast; wenn ich es also mit ihr hielt, tat ich es mit deiner Einwilligung. Nun achte auf und bedenke, was für Leute du selber in dein Haus

bringst: Priester, Mönche und manche Leute von Stand, Edelleute und andere, die große Gelage in deinem Hause feiern und dir Geld geben, um Vorräte einzukaufen, und du gehst zwei oder drei Stunden fort und läßt dein Weib ganz allein mit ihnen; du machst dir keine Gedanken darüber, denn du beschlägst die Eselin und streichst ihr Geld ein. Das ist dir alles eins, nur daß du deinen Gewinst dabei hast; und dann herbergst du sie in deinem Gemache; denke daran, wie viele Male hat man dich in deinem Hause betrunken gemacht, so daß man dich zu Bette bringen und an Armen und Beinen tragen mußte; ich selber bin dabei gewesen, und du schliefest die ganze Nacht wie ein Säufer, der du bist; und du denkst nicht daran, weshalb man dich berauscht machte. Du ließest dein Weib Ringe und Reifen und Hauben, Kleider und andere Sachen nehmen und du selber nimmst widerrechtlich Gewänder von denen, so bei dir sind. Du selber verkaufst dein Weib, denn du nimmst ihnen ihr Gut, sie aber empören sich nicht darüber und entschädigen sich an ihr. Meinst du, die Gutlebe, die man dir an Orten macht, wohin du gehst, geschähe um deinetwillen? Wahrlich nicht, denn du bist weder kurzweilig noch vergnügt. Wenn du bei Tische sitzest, tust du weiter nichts als vor Biedermännern zu rülpsen und Wind streichen zu lassen, und nach dem Mahle redest du schlecht über andere. Du scheinst zu glauben, daß du tüchtig arbeitest, doch wenn es dein Weib nicht täte, würde man dich mit kräftigen Stockhieben zu allen

Teufeln jagen. Hör' zu, Johann Hibou: erinnere dich eines Mönches, der einmal bei dir war und sagte, er gäbe einer ehrenwerten Frau stets fünfzig Laubtaler, um sich ihrer zu erfreuen; und sechs Tage hernach führtest du dein Weib selber in sein Gemach, um zu sehen, ob er ihr fünfzig Laubtaler gäbe. Und dann sagst du, du wollest lieber hängen als der Zuhälter deines Weibes sein? Und warum führtest du sie denn zu dem elenden Mönche? Du wußtest wohl, daß sie keine Ehre dabei gewinnen würde; du kennst den Mönch und hast die Frau gesehn, mit der er Umgang hatte, niemals gab er ihr etwas. Hör zu, du elender Tropf, du hast deiner Frau mehr als hundertmal Vorwürfe gemacht, daß ich ihr nichts gegeben habe und sie es um nichts getan hätte, das beweist doch, daß es dich nicht heiß macht, wenn man ihr nur immer Geld oder Ringe gibt. Du selber hast mir gesagt, sie habe zehn Laubtaler zurückgewiesen, und du hättest es lieber gesehn, wenn sie sie genommen hätte, als daß sie sich mit mir abgäbe; aber ich glaube nicht, daß sie mir solch ein schönes Anerbieten abschlägt. Du bist feige und gemein, ich habe ihr dreimal mehr gegeben als du denkst, doch du sollst nicht alles wissen. Du denkst nur an Schätze, sie aber ist ein ehrenwertes Weib, welches nichts fordert. Du jedoch würdest zufrieden sein, wenn du Geld bekämest, ohne daß man sie anrührt. Denkst du, daß ein vernünftiger Mann sein Geld, Ringe oder andere Sachen fortgibt, wenn er nicht sein Vergnügen dafür hat? Wahrlich nicht. Doch du

sagst, ein Weib müsse acht auf sich geben und niemals dürfe ein Mann ein Weib mit Gewalt nehmen. Ich sage mir, es gibt kein braves Weib in Frankreich, welches sich sträubt, wenn es den Ackermann zwischen den Beinen fühlt; aber zu sagen, daß sie ihn holen solle, dazu wird sich niemals ein braves Weib bereit finden. Du selber aber führst deinem Weibe die Kaufleute zu und nimmst Geld und Ringe, wie ich schon sagte. Und dann willst du, daß sie sich in acht nehmen soll; ja, wie soll sie sich denn in acht nehmen, wenn du selber sie nicht behütest? Und mir und ihr gegenüber machst du den Aufpasser, doch du würdest besser daran tun, anderen wie mir gegenüber den Aufpasser zu machen. Johann Hibou, ich muß dir noch ein Wort sagen: du weißt wohl nicht mehr, daß du den Stiftsherrn, von dem wir sprachen, mehrere Male eingeladen hast, um mit dir zu vespern, indem du sagtest: „Herr, kommt um die zweite Stunde und wir wollen fröhlich sein!“ Er verfehlte die Stunde nicht, du aber kamst erst um die vierte Stunde; ist das nicht das Zeichen eines guten Zölestiners und eines Mannes, der nicht Obacht auf sein Weib geben will? In meiner Anwesenheit hat sich das ereignet und ich habe dem Stiftsherrn Gesellschaft geleistet, sintemal ich dein Weib nicht allein mit ihm lassen wollte. Und wenn du andere Pfaffen sahest, die du in dein Haus eingeladen hattest, um mit ihnen zu tafeln, bist du fortgeschlichen, und wenn sie bei deiner Rückkehr noch da waren, hast du dich irgendwo hinter-

wärts versteckt; handelt so ein Ehrenmann und ein Mann, der sein Weib schirmen will? Das Herz tat mir weh dabei, doch ich wußte nicht, was tun! Du hast ein ehrenwertes Weib, welches einem ehrenwerten Manne niemals einen Kuß und noch etwas anderes obendrein verweigern wird; aber ich versichere dir, du bist schuld daran. Und wenn sie nicht wäre, so müßtest du betteln gehn; doch das macht dich nicht heiß, denn du weißt zu genau, daß sie ihren Lebensunterhalt wohl verdient; und dann hernach gehst du zu meinem Verdruß hin und schlägst und peinigst sie; doch ich sage dir, das tut mir weh und ich will es dir gedenken!"

Nachdem Wilhelm Johann Hibou seine Meinung gesagt hatte, war besagter Johann nicht gar sehr zufrieden, sondern sah ihn scheel an, zog die Nase kraus und rollte die Augen im Kopfe, fletschte die Zähne, wie er es an der Gewohnheit hatte, und entfernte sich bleicher als ein Toter von Wilhelm und ging fort, um sich seine Wut zu verkneifen, indem er daran dachte, was der gesagt hatte, womit er nicht sehr zufrieden war, und das hatte seine Gründe. Und also könnt ihr sehen und merken, daß immer der Mann schuld daran ist, wenn sein Weib nichts taugt.

Und um alles dies bitte ich euch, die ihr eine Liebste bei euch habt, macht es nicht so wie Wilhelm und Colette, welche die Türe offen ließen, sondern schließt die Türe. Man weiß nie, wer geht noch wer kommt.

DIE EINUNDFÜNFZIGSTE NOVELLE

Von einem Biedermann, der seinem Weibe kein neues Gewand kaufen wollte, doch durch die List ihrer Magd fand sie Gelegenheit, eines von einem jungen Liebhaber zu bekommen.

Im Lande der Touraine lebte einmal ein gar reicher Kaufherr, ein ehrenwerter Mann; war aber recht geizig und hatte eine in allen Dingen sehr ehrbare junge Frau geheiratet, außer daß sie nur ein zu großes Herz hatte und hartnäckig war und nicht gerne das tat, was ihr Mann ihr befahl, sondern stets das Gegenteil davon, welches etwas gar hart und herb für den armen Mann war. Nun geschah es in einer Nacht unter den Nächten, daß sie beieinander lagen und sich der arme Mann ein wenig mit seiner Frau erfreuen wollte, aber sie hatte ihm den Rücken zugekehrt. So sprach er denn zu ihr: „Mein Herzblatt, dreh dich ein bißchen zu mir herum!“ Das Weib jedoch entgegnete ihm: „Laß mich, denn ich bin schwer krank!“ „He, woran?“ fragte er darwider. „Sag mir, was fehlt dir?“ „Wahrlich,“ entgegnete sie, „es ist nicht nötig, daß du darum weißt; wenn ich es dir sage, nutzt es doch nichts, und du wirst denken, ich tue es anderer Dinge halber!“ „Wahrlich,“ fuhr er fort, „du mußt es mir sagen!“ „Nun denn, wenn du es willst,“ erwiderte sie, „sollst du es erfahren: du weißt, mein Freund, daß ich anderen Tags auf dem Feste war, wohin du mich schicktest, welches mir nicht sehr behagte, denn als ich

dort war, sah ich keine Frau, so geringen Standes sie auch sein mochte, die so schlecht angezogen war wie ich. Doch sage ich das nicht, um mich herauszustreichen, denn, Gott sei Dank, bin ich aus ebenso guter Familie wie jede Bürgersfrau oder Edeldame, die dort war; ich berufe mich dabei auf die, welche die Familie kennen, aus der ich stamme. Ach, ich sage es auch nicht um des Putzes willen, denn es ist mir gleichgültig, wie ich gekleidet bin, wenn ich nur ein Gewand anhabe, aber ich habe mich deinetwegen und meiner Freunde halber geschämt!" „He, wie," sagte der Biedermann darwider, „ich bitte dich, mein Herzblatt, ärgere dich nicht, und küsse mich und erzähle mir, was für Kleider die Frauen dort auf dem Feste anhatten, die so schön waren." „Ach," erwiderte sie, „ich habe dort kein so armes Weib aus dem Stande, dem ich angehöre, gesehen, welches nicht ein neues Pariser Scharlachkleid trug, oder ein sehr schönes schwarzes Kleid mit gutem schwarzen oder zartem grünen Pelzsammet gefüttert, mit großen Ärmeln und großen Schauben aus Kamelott oder Damast oder einem schönen langen Scharlach, und das Unterteil umgeschlagen, auf daß man das Futter sehen konnte. Und die Haube paßte dazu und war nach der neuen baskischen Mütze gemacht und die Gürtel bestanden aus demselben Stoffe, auch trugen sie schöne silberne Rosenkränze mit goldenen Kugeln und andere hatten sie ganz aus feinem Golde. Und ich war dort ein armes Weib, das verborgen in der Ecke saß und sich in seinem Hoch-

zeitskleide nicht zu zeigen wagte, sintemal es abgetragen und zu kurz ist, da ich noch gewachsen bin, seit ich es bekam, denn ich war noch ein junges Ding, als man mich dir verheiratete. Und so war ich denn derartig entstellt, daß ich Mühe hatte für die Mutter derjenigen zu gelten, deren Tochter ich doch bin. Und so schämte ich mich solcherart, als ich dort war, daß ich nicht wußte, wie ich meine Fassung bewahren sollte. Und noch größere Pein bereitete es mir, als die Frau des und des Advokaten vor allen Leuten zu mir sagte, es sei eine Schmach, daß ich nicht besser angezogen wäre. Bei Gott, sie sollen mich dort nicht wieder sehen!"

Als der arme Hahnrei von Ehemann alle Worte seines Weibes vernommen hatte, ward er über die Maßen erstaunt. Und antwortete ihr ganz sanft: „Ich bitte dich, Liebchen, gräm' dich nicht allzusehr über diese Geschichte, wenn die Frauen dich, wie du sagst, verspottet haben. Kränke dich nicht darüber, denn wir wollen nichts von ihnen borgen; auch weißt du wohl, wenn man dich also ein Kleid wechseln sähe, würde man sich über dich lustig machen; auch weißt du doch, daß wir zu dieser Stunde kein Geld für Aufwand übrig haben. Dann fehlen mir noch zwei Rinder für unsern Meierhof und andern Tags fiel der Giebel unseres Hauses infolge mangelhafter Bedachung ein. Und du weißt wohl, daß ich um der Klage willen, die ich habe, vor das Gericht des und des Ortes muß; und das deines Landes halber, von dem ich gar keinen oder nur geringen Nutzen habe, und muß also

viel Geld ausgeben. Und um deswillen, mein Herzblatt, bitte ich dich, begnüge dich zu dieser Stunde!" „Ach, bei allen Teufeln," sagte sie darwider, „ich weiß wohl, daß du mir weiter nichts wie mein Land vorzuwerfen weißt!" Dann drehte sie sich auf die andere Bettseite und fuhr fort: „Bei Gott, laß mich, denn ich will nichts weiter reden!" Fuhr der Gatte fort: „Was zum Teufel, mein Liebchen, regst du dich ohne Ursach so auf?" „Das tue ich gar nicht, lieber Freund," antwortete sie, „denn wenn ich dir wenig oder nichts eingebracht habe, so ist das nicht meine Schuld; du weißt auch, daß man davon sprach, mich mit mehreren zu verheiraten, denen und jenen, die mich nur allein haben wollten. Doch du kamst und tratest so oft vor mich hin, daß ich keinen andern wie dich wollte, weswegen ich mit meinem Vater und meiner Mutter böse bin. Und dieserhalb muß ich mein eigen Fleisch hassen, denn ich glaube wahrlich, ich bin das unglücklichste und unseligste Weib, welches jemals lebte! Ich frage dich, sind die Frauen dieser und jener Männer, welche mich wohl zu bekommen glaubten und mich auch mehrere Male darum fragen und um mich haben anhalten lassen, in solchem Zustande wie ich es jetzt gewohnt bin? Ihre erbärmlichsten und ältesten Kleider, die sie ihren Mägden geben, sind mehr wert als die, welche ich Sonntags trage. Ich weiß gewißlich, daß sehr viele Weiber aus solcher Ursach sterben, und das ist jammerschade, doch möge es Gott gefallen, daß ich nicht länger lebe; mithin wirst du meiner bald ledig

sein, denn es liegt dir doch nur daran ein anderes Weib zu bekommen!" Antwortete er: „He, du weißt genau, daß ich eine andere, mit der ich versprochen war, ließ, um dich zu bekommen. Bei Gott, das ist nicht wohl gesprochen, denn es gibt nichts, welches ich nicht für dich täte, doch du mußt unser Einkommen berücksichtigen. Dreh' dich zu mir um, mein Herzblatt, ich will gewißlich alles tun, so du wünschst!" „Bei Gott," antwortete sie, „laß mich in Ruhe, ich habe keine Lust! Möge es Gott gefallen, daß er dir nicht mehr antut, als du mir tatest; bei meiner Treu, du sollst mich nimmer anrühren!" „Nein?" fragte er. „Wahrlich, nein", sagte sie darwider. Dann, um sie seinem Bedünken nach auf die Probe zu stellen, sagte er: „Wenn ich gestorben wäre, würdest du dann schnell einen andern heiraten?" „Etwa um des Vergnügens willen, das ich genoß?" entgegnete sie. „Wahrlich, kein Männermund sollte meinen jemals wieder berühren! Und wenn ich wüßte, daß ich dich überleben sollte, würde ich es einrichten, daß ich vor dir stürbe!" Und dann hub sie zu weinen an, oder tat vielmehr so, denn sie dachte wohl das Gegenteil von dem, was sie gesagt hatte. Der arme Hahnrei aber war wahrlich froh, dieweil er glaubte, sie sei also empfindsam und keusch, daß sie an solche Schändlichkeiten nicht dächte und ihn innig lieb hätte. Und andererseits bekümmerte es ihn, denn er glaubte, daß sie weine, aber das falsche Weibsbild lachte in die Bettkissen hinein, denn sie dachte gar nicht daran zu weinen. Der arme Ehemann nun

orcht ein wenig, ob sie sich beruhigt, und wird nicht eher wieder froh, als bis sie sich zufrieden gegeben hat. Dann hernach horcht er ein wenig, um zu erfahren, ob sie schläft, und seufzt und stöhnt, denkt auch darüber nach, wie er es einrichten könnte, daß sie das erwünschte Kleid bekäme, aber er findet keinen Ausweg. Und sie schien zu schlafen, und der arme Hahnrei befühlte sie und deckte ihre Arme und Brüste zu, welche ganz entblößt waren, dann fragte er: „Schläfst du, Herzblatt?“ „Nein!“ entgegnete sie. „Hast du dich ein wenig zufrieden gegeben?“ fragte er weiter. Sagte sie darwider: „Nun mein Zorn ist wohl gering; Gott sei Dank,“ seufzte sie, „und ich habe ja genug Güter, wenn es Gott recht ist.“ Dann sagte der Mann zu ihr: „Liebes Herz, du sollst ihrer genug haben, mach dir keine Gedanken darüber; und ich habe mir vorgenommen, ich will dir solchen Staat kaufen, daß du zur Hochzeit meiner Base, welche jetzt in einem Jahre ist, das am besten gekleidete Weib, welches dort ist, sein sollst!“ „Heiliger Johann,“ entgegnete sie, „ich denke wahrlich noch nicht an ein Fest in zehn Jahren!“ „Beim Himmel,“ erwiderte er, „tu es nur, und du sollst alles haben, so du verlangst, nur kann es nicht in diesem Augenblicke sein!“ Antwortete sie: „Aber was verlange ich denn? Wahrlich ich verlange doch nichts. Gott sei mein Zeuge, ich sagte es nicht, dieweil ich Verlangen trage schön auszusehen, denn mir wäre es lieber, ich brauchte niemals aus deinem Hause zu gehen, wie nur zur Kirche, sondern ich sagte es nur der

Worte willen, die darüber gemacht wurden; und die habe ich durch meine Gevatterin erfahren, welche genug davon gehört und mir alles wieder erzählt hat!"

Dann lag der arme Gatte in tiefem Nachdenken da, bis er einschlief, und sie auch, und schliefen beide bis zum Morgen; dann standen sie auf und der Gatte ging seinen Geschäften nach. In ihrem Gemache aber blieb die Frau mit ihrer Magd zurück, welche eine verschlagene und schlaue Dirne war und um alle Heimlichkeiten ihrer Herrin wußte; die hub nun also zu reden an: „Bei Gott, Frau, Ihr habt Euch ja diese Nacht wacker mit meinem Herrn gestritten und, wie ich vermute, nichts erreicht " „Beim heiligen Johann," sagte die Frau darwider, „du sprichst die Wahrheit, Johanna; du hast wohl gehorcht?" „Der müßte ja taub sein, wer das nicht gehört hätte; doch trotz alledem bekommt Ihr erst jetzt in einem Jahre ein Kleid!" „Es kommt auf dasselbe heraus, ob heute, in einem oder in zwei Jahren", erwiderte die. Antwortete die Magd: „Gott soll mir helfen, es liegt nur an Euch, wenn Ihr ein schönes Kleid mit dem gleichen Überwurf haben wollt!" „Ha, aber von wem?" fragte die Frau. „Von dem, den Ihr ja kennt", sagte Johanna darwider. Und um deutlicher zu werden müßt ihr wissen, daß es dort einen jungen, höfischen und sehr reichen Kaufmann gab, der über die Maßen verliebt in die Frau war und ihr zu often Malen den Hof gemacht hatte; und war so vernarrt in sie, daß er schier den Verstand darüber verlor. „Wie," sagte die Frau zu Johanna, „steht es denn

flehenden Händen, führe meine Sache gut, und stets werde ich dir dafür gewogen sein!" Und sie sagte: „Ich werde um Euretwillen mit ihr darüber reden, aber niemals mische ich mich in solche Angelegenheiten!" „Ach, mein Herz, rate mir, was ich tun soll; ich will ihr wahrlich dreißig schöne Laubtaler für ein schönes Gewand geben!" „Bei meinem Wort," erwiderte das Mädchen, „das beste ist, Ihr sprecht selber mit ihr, denn die Sache trifft sich günstig. Ihr Gatte hat ihr nämlich ein Kleid, das sie haben wollte, verweigert, weswegen sie Kummer trägt; und deshalb rate ich Euch, seid morgen in der Kirche und begrüßt sie und sagt ihr Eure Angelegenheit. Soviel ich aber weiß, wird sie nichts nehmen, doch wird sie Euch um so höher schätzen, denn sie kennt Eure Freigebigkeit und Ehrenhaftigkeit." „Ach, mein Herz," sagte der darwider, „ich sähe es lieber, sie nähme doch, was ich ihr gerne geben wollte!" Antwortete Johanna: „Meiner Treu, sie wird nichts annehmen, doch will ich Euch sagen, was Ihr für sie tun könnt. Nachdem Ihr ihr angeboten habt, was Ihr ihr geben wollt, und sie es ausgeschlagen hat, sollt Ihr es mir geben, denn ich werde ihr so lange zusetzen, bis sie es nimmt; zu wenigsten will ich mein Möglichstes dazu tun!" „Wahrlich, Johanna, mein Herz, du sprichst vernünftig!" sagte der Gesell. Dann gehen sie voneinander; und die Magd kommt ins Haus und sagt zu ihrer Herrin: „Frau, seit langem ist jemand nicht so froh gewesen!" „Wer?" fragte die Frau. „He, jemand, von dem Ihr wißt!" entgegnete Johanna. „Wahrlich, aber wer?"

fragte die Frau zum zweiten. Sagte Johanna darwider: „Der, welcher Euch das Kleid schenken soll. Er wird morgen in der Kirche mit Euch sprechen und Euch seinen Fall unterbreiten. Benehmt Euch artig und klug; und wenn Ihr Euch abweisend verhaltet, weist ihn nicht ganz ab und laßt ihn halb und halb in Hoffnung!"

Die Frau aber ging andern Morgens fort und begab sich Gott weiß wie andächtig zur Messe. Dort ist bereits der junge Liebhaber und wartet schon seit zwei Stunden. Und gibt ihr und den anderen Weibern von Stand, welche bei ihr sind, Weihwasser, wofür sie ihm danken; und es würde ihnen der junge Bursche noch mehr zuliebe tun, wenn er es könnte. Und er sieht, daß die junge Frau allein auf ihrer Bank bleibt und ihre Gebete aufsagt und sich süß wie ein Heiligenbild gebärdet; und Gott weiß wie sie sich nach ihrem Können wohl gekleidet und herausgeputzt hat. Er nun näherte sich ihr und sie sprachen zusammen, doch sie wollte ihm nichts gewähren und wollte auch nichts von ihm annehmen, antwortete ihm aber solcherart, daß er wohl merken konnte, wie sie ihn liebte und sie nur die Unehre fürchtete, weshalb er gar fröhlich war. Und er ging fort von der Frau und kam zu der Magd; und sie machten ihre Geschäfte zusammen und schlossen ihren Handel ab. Dann hernach als sie aus der Messe gekommen sind, sagt Johanna zu ihrer Herrin: „Frau, wißt Ihr was? Man muß die Sache beeilen. Ich werde ihm sagen, daß Ihr in nichts einwilligen wolltet, weswegen ich traurig wäre,

aber dann später sage ich ihm, der Herr sei nicht zu Hause und er solle gegen Abend kommen, und ich will ihn in Euer Zimmer lassen und tun, als wenn Ihr um nichts wüßtet, und Ihr tut scheinbar entrüstet und laßt ihn lange zappeln, auf daß er um so inständiger bittet; und sagt, daß Ihr mit aller Macht schreien würdet, und ruft mich, und da Ihr vor der Hand nichts von ihm genommen habt, wird er Euch deswegen höher schätzen als vorher. Ich aber werde das, was er geben will, bei mir haben, denn er muß Euch dreißig Laubtaler für Rock und Schaube schenken, und wenn ich vor Euch stehe, sage ich, daß er sie mir gegeben hat. Dann schimpft Ihr mich vor ihm aus, dieweil ich sie genommen habe, und sagt zu mir, ich solle sie ihm wiedergeben, doch was auch immer kommen mag, ich werde sie behalten, sintemal es manche Schlauberger gibt, die schon manche getäuscht haben!" Sprach die Frau darwider: „Nun denn Johanna, mein Liebchen, tu, was du im Sinne hast!" Und es dauerte nicht lange und der Liebhaber machte sich an Johanna heran, um sie nach Neuigkeiten auszuforschen, sie aber sprach zu ihm: „Sie fängt immer von neuem von Euch zu reden an; dieweil ich mich nun vorher schon also in die Sache hineingemischt habe, würde ich Euch sagen, kommt eines Abends, doch ich fürchte, sie könnte sich ihrem Manne oder ihrer Freundschaft entdecken. Ich weiß es wohl einzurichten, daß sie das, was Ihr ihr geben wollt, nimmt, und unser Handel würde abgeschlossen werden. Und bei Gott, ich will

noch den Versuch machen, es ihr aufzudrängen!“ Und dann zieht der Liebhaber seinen Geldbeutel und gibt ihr dreißig Laubtaler; und wenn er sie nun weniger hat, so ist das sein Schaden. Und als Johanna sie hat, sagt sie: „Wißt Ihr, Herr, was ich mir ausgedacht habe? Bei Gott, Ihr seid ein Ehrenmann, und ich weiß nicht, wer mich so kühn gemacht hat, denn ich tat niemals für einen Mann, was ich für Euch tue! Ihr kennt die Gefahr, in die ich gerate, wenn das Geschehne herauskommt, und sie würde dann über mich kommen. Doch dieweil ich solch ein Vertrauen zu Euch habe, will ich etwas für Euch tun; ich lege es freilich aufs Ungewisse an. Ich weiß wahrlich, daß sie Euch lieb hat; und da nun der Herr nicht da ist, so kommt heimlich zu der und der Stunde durch die Hintertüre, und ich will Euch in ihr Zimmer lassen. Sie schläft fest, denn sie ist ja fast noch ein Kind, und Ihr legt Euch zu ihr, denn ein anderes Mittel kann ich nicht finden. Voraussichtlich wird die Sache gut gehn, denn wenn ein Mann erst nackt bei einer nackten Frau im Bette liegt, so ist das viel wert!“ „Ach, ach Johanna, mein Herz, ich danke dir,“ sagte der Liebhaber, „ich glaube, auf solche Weise wird meine Sache gut ablaufen und ich verspreche dir, meiner Treu, niemals sollst du Kupfer unter meinen Goldstücken finden!“

Und als die Nacht hereingebrochen war, schlüpfte der Liebhaber, also wie es Johanna bestimmt hatte, durch die Hintertüre und Johanna ließ ihn ins Haus; und dann zog er sich aus und näherte sich ganz leise der Frau,

welche tat, als ob sie schliefe. Er aber will sie umarmen und sie zittert und fragt, wer da ist. „Mein Herzblatt," sagt er, „ich bin's!" „Ha, ha, bei Gott, so haben wir nicht gewettet!" Und sie schickt sich an aufzustehn und ruft Johanna, welche kein Wort von sich gibt, und sagt: „Ha, ich bin verraten!" Dann kämpfen sie noch auf die verschiedenste Weise und schließlich kann das arme Weib nicht mehr und atmet schwer und läßt sich Gewalt antun, welches gar jämmerlich anzusehen ist, denn was kann ein armes, schwaches Weib allein machen? Und wenn nicht die Unehre gewesen wäre, hätte sie wohl lauter geschrien als sie es tat; aber es ist besser still zu sein, wenn es sich also verhält. Dann stimmten sie ihre Lauten und Schalmeien zusammen und versuchten schöne Weisen zu spielen.

Und also verrichtete er des Ehemanns Geschäfte, und die Frau hatte ihr Kleid, welches ihr Mann ihr nicht schenken wollte. Und redete dann ihrem Gatten vor, um keinen Argwohn aufkommen zu lassen, den er um des Kleides willen hätte haben können, ihre Mutter habe es ihr geschenkt. Und ihrer Mutter erzählte die Frau, daß sie den Stoff für den Erlös aus alten Sachen gekauft hätte. Vielleicht wußte die Mutter um die ganze Angelegenheit, das kommt ja oft vor. Denn es gibt Mütter, und ich kenne welche, die ihre Töchter selber nach gewissen Orten führen und große Freude daran haben, wenn man sich mit ihren Töchtern abgibt, und sie tun so, als wüßten sie von nichts etwas. Sie haben Ringe und Ge-

schmeide und andere niedliche Sachen, die ihnen nichts kosten.

Also wickelten sich die Angelegenheiten des Mannes ab, die ich ja erzählt habe. Und wenn er etwas argwöhnt, das ihm nicht sehr behagt, dann überkommt ihn die Krankheit der Eifersucht, welche ein böses Übel ist; und also werden die armen Ehemänner von diesen schlechten Weibern, vor denen Gott uns bewahren möge, behandelt.

DIE ZWEIUNDFÜNFZIGSTE NOVELLE

Von drei Jünglingen, die drei Feen begegneten, und was für Geschenke, die ihnen die Feen bewilligten, sie sich wünschten.

Nun müßt ihr wissen, daß sich in vergangenen Zeiten in Poitou eine schöne Geschichte ereignete, die der Erinnerung wert ist. Wahrheit ist's, daß in Lusignan drei Jünglinge waren, Söhne eines reichen Großen in besagter Ortschaft, welche einander über die Maßen lieb hatten, sintemal sie alle drei schön und artig und von Natur aus gutmütig waren, also wie es der Jugend zukommt. Nun geschah es einstmals, daß sie auf der Wanderung waren; und als sie nächtens einen Wald durchquerten, begegneten ihnen drei Feen vom Hofe Melusinens und waren schön und fröhlich und erstaunlich holdselig. Und wie sie die Jünglinge kommen sahen, baten sie sie, einige der schönsten Tänze, welche sie im Feenlande hingebungsvoll tanzten, mit ihnen zu tanzen. Die Jünglinge aber willigten gern in ihr Anliegen ein, da sie die Schönheit der Feen anzog. Dann nahm jede Fee ihren Jüngling, solcherart daß sie die ganze Nacht über tanzten. Und tanzend hüpften sie umher, sprangen und riefen sich und antworteten, verweilten und sahen sich verliebt an, ruhten sich aus und versteckten sich und spielten wahrlich auch ebensolch ein gewisses Spiel, welches die Feen nicht mehr und nicht minder zu spielen müde werden als die Menschenweiber. Und als der Tag hereinbrach,

waren die Feen gar sehr traurig, alldieweil sie ihn nicht so bald erwartet hatten; dann nahm die älteste von ihnen das Wort und sprach zu den Jünglingen: „Meine Schwestern und ich, süße Freunde, sind gezwungen vor Tagesgrauen ins Feenreich zurückzukehren; doch da wir, o schöne Jünglinge, die höfische Bereitwilligkeit und die Mühe, welche ihr euch unseretwegen gabt, gesehen haben, wie auch die Freude, die ihr uns machtet, wollen wir jedem von euch eine Belohnung bewilligen. Welches also ein jeder von euch sich wünscht, das wird alsogleich in Erfüllung gehen; und um so vieles seid klug und wünscht euch nichts, was nicht nützlich und ehrenvoll ist!"

Alsobald die Fee ihre Rede beendigt hatte, verschwand sie und die anderen beiden auch und die Jünglinge hörten sie nicht mehr sprechen.

Wie die Jünglinge nun allein waren, staunten sie gar sehr ob solchen Abenteuers, doch nach und nach fanden sie ihren Verstand wieder und begannen ihren Weg nach Lusignan fortzusetzen. Auf dem Marsche aber unterhielten sie sich des langen über die drei Feen und ihre große Schönheit und Höfischkeit. So sagte denn einer: „Sie sind noch freigebiger denn schön, denkt ihr nicht mehr des größten Geschenkes, welches sie uns gewährt haben, als sie fortgingen, und der Wünsche, die uns in Erfüllung gehen sollen?" „Wahrlich", sagte der ältere darwider, „doch was mich angeht, so brauche ich mir keine Schätze zu wünschen, noch Macht und Land und Geld,

so mit ihm?“ „Frau,“ erwiderte Johanna, „er hat darüber das weiße Fieber bekommen und weiß nicht, was er machen soll. Laßt es mich nur einrichten; denn da Euch Euer Gatte kein schönes Kleid kaufen will, soll der da Euch Rock und Schaube schenken!“ „Daß mir Gott helfe,“ sagte die Frau darwider, „er ist ein schöner und artiger Bursche!“ Sprach Johanna: „Gewiß, Ihr sagt die Wahrheit; und er ist sehr reich und wie geschaffen zur Liebe und wird seiner Dame viel Vergnügen bereiten!“ Und es fuhr die Frau fort: „Ich kann nichts von meinem Manne erlangen, aber er gebärdet sich wie verrückt, wenn er wütend auf mich ist. Beim Himmel, Johanna, mein Herz, ich liebe den, den du kennst, zu sehr, als daß ich mein Herz jemals einem andern schenken würde!“ Und die Magd sprach zu ihr: „Es ist Narrheit, sein Herz an einen Mann in der Welt zu hängen, denn sie lohnen es den Frauen nicht; je mehr sie über sie gebieten, desto mehr verraten sie sie!“ „Jawohl,“ erwiderte die Frau, „doch gibt es einige Ausnahmen; sintemal ich welche kenne, die lieber des Todes sterben wollen, als ihrer Freundin einen Verrat zuzufügen!“ „Nun, lassen wir solche Gespräche,“ entgegnete Johanna, „und laßt es mich nur machen und Ihr sollt Rock und Schaube haben!“ So geschah es denn ein wenig später, daß die Dame zur Kirche ging, allwo sich ihr Liebhaber befand; und er grüßte sie sehr demütiglich, indem er sie mit Weihwasser besprengte, und warf ihr einen feurigen Blick zu. Doch sie gab nicht groß acht darauf, bis sie aus der Kirche ging und er

sie von neuem begrüßte; und ihr einen schönen Diamanten bot; doch sie wollte ihn nicht annehmen, wohl aber ließ sie ihm einen süßen und verliebten Blick zukommen, woraus der Liebhaber sehr wohl entnehmen konnte, daß sie ihn nicht haßte. Nun zog sich die Frau in ihr Haus zurück, nachdem sie den Diamanten ausgeschlagen hatte; welches alles sie ihrer Magd erzählte, die ihr versprach, daß sie wahrlich zum Ziele gelangen sollte. Und einen Tag hernach ging die Magd zum Brunnen und begegnete dem jungen Liebhaber, welcher ihr den besten Willkomm auf der Welt bereitete, indem er zu ihr sagte: „Johanna, mein Herz, wie geht es dir; ach, ich möchte wohl mit dir sprechen!“ Entgegnete die: „Herr, sagt mir nur, was Ihr auf dem Herzen habt!“ „Ach, mein Herz,“ hub er an, „du weißt um die Liebe, die ich für deine Herrin fühle; sag mir doch bitte, ob sie ein wenig von mir spricht!“

„Bei Gott,“ sagte die Magd darwider, „sie spricht immer nur gut von Euch, und ich weiß, daß sie Euch nicht übel will!“ „Johanna, mein Herz,“ fuhr er fort, „erinnere dich meiner und empfiehl mich ihr; und meiner Treu, du sollst ein Kleid haben, denn ich bin überzeugt, daß du sie leitest und daß sie nach deinem Willen handelt. Nimm hier sechs Laubtaler und kauf' dir ein Kleid dafür!“ „Ach,“ sagte die, „ich will sie nicht!“ Entgegnete er: „Wahrlich, nimm sie nur und gib mir morgen bitte Nachricht!“ Und Johanna nahm die sechs Laubtaler, um die Kupplerin ihrer Herrin zu sein, welche sie ja schon werden wollte. „Johanna, mein Herz, ich bitte dich mit

denn ich bin der älteste und der rechtmäßige Erbe, das Schloß unseres Vaters muß mir zufallen. Ihr andern aber denkt nach und wünscht euch solcherart, daß ihr wie ich Macht und Reichtum vollauf bekommt!" „Wahrlich", huben die andern an, „wir wollen uns, wenn es Gott recht ist, wohl solches wünschen, was Ihr sagt, aber wir wollen es nicht vor Euch tun, da Ihr doch der älteste seid. Äußert aber einen Wunsch, der Euch und Eurem Hause ehrenvoll ist." Antwortete der: „Ich werde es nicht tun!" „Ihr müßt es," entgegneten die anderen, „sintemal Ihr der Erstgeborene seid!" „Nein, bei Gott," fuhr der fort, „denn ich habe nichts zu wünschen!" „Ach, heiliger Johann," begehrte der zweite auf, „möchtet Ihr um Eurer Böswilligkeit halber ein Auge verlieren!" Und kaum hatte er das Wort ausgesprochen, als dem ältesten ein Auge aus dem Kopfe trat und zu Boden fiel. Da nun fing der, welcher sich einäugig sah, lauter denn ein Blinder zu schreien an und schmähte seinen Bruder mit diesen und jenen Worten, alldieweil er ihm solches Übel gewünscht hatte. Und wie der jüngste seinen ältesten Bruder, den er über die Maßen lieb hatte, also einäugig sah, hub er heiß zu weinen und den so schmählich Wünschenden hart zu schelten an und rief in seinem Zorne: „Ach, Elender, der du zu übler Stunde gewünscht hast, daß unser Erstgeborener ein Auge verlieren soll, möchtest du doch beide verlieren!" Sobald dies Wort gesprochen war, traten dem Zweitgeborenen die Augen aus dem Kopfe und fielen zu Boden. Be-

sagter Zweitgeborener aber fing zu schreien an und verwünschte seinen Bruder: „Wehe mir, was soll ich jetzt tun, der ich durch deinen bösen Wunsch das Gesicht verloren habe und meine Straße nicht mehr sehen kann?“ Da hub der älteste also zu reden an: „Hört zu, liebe Brüder, ich allein noch kann einen Wunsch äußern; und da es sich also zu dieser Stunde verhält, kommt es mir zu zu wünschen, daß meines Bruders und meine Augen wieder in ihren alten Zustand versetzt werden möchten. Und als der älteste seinen Wunsch getan, ward es alsogleich erfüllt, denn er bekam sein Auge und sein Bruder die beiden Augen wieder. Und alle drei Jünglinge schämten sich, den Rat der Fee also schlecht beherzigt zu haben, und kehrten nach Lusignan zurück.

DIE DREIUNDFÜNFZIGSTE NOVELLE

Wie ein Abt Mittel und Wege fand, seinen Wein zu sparen, den er allzu leichtsinnig versprochen hatte.

In einer schönen Abtei unserer Provinz Touraine lebte unlängst ein mit den Gütern dieser Welt wohlversehener Abt; und obzwar er der Güter und Reichtümer in Fülle hatte, war er doch sehr geizig und in allen Dingen sehr genau. Nichtsdestoweniger war unser guter Vater ein Feinschmecker und liebte die Gutlebe über die Maßen, und auch das Wildpret, den Fisch und die guten Fleischarten, wie Hasen, junge Krähen, Rebhühner, Fettammern, und wilde Enten aus der Maine, Lerchen aus Orleans, Meer- und Flußfische, wie Lampreten, Aale, Karpfen, Seebarben, Schleien, Steinbutte und Hechte, junges und fettes Geflügel, gebratene Lämmer und anderes mehr, welches geistlichen Leuten zukommt. Und hatte in seinem Keller Weine aus aller Herren Länder, will sagen die besten Gewächse, Weine aus Beaune, aus der Bourgogne, aus Bordeaux, aus Orleans, aus Bourgueil, aus Rochecorbon, wahrlich auch aus Voivray; alles Weine, die dem guten Vater lieb waren und welchen er gerne zusprach.

Es geschah nun eines Tages zufällig und es war an seinem Namenstage, daß der Abt in seinem Hause ein großes Gastmahl veranstaltete. Viele Leute aber waren gekommen, um dem Gottesdienste in der Abtei beizuwohnen und dem Abte Ehre anzutun. Am Ende des nachfolgenden Mahles, welches gut und reichlich her-

gerichtet war, ließ der Abt, da er wohl wußte, daß er seinen Teil abbekam, einen gewissen griechischen Wein auftragen, dessen Güte und erlesener Geschmack die Gäste zu lauter Begeisterung veranlaßte. Der Pfarrer von Sankt Peter der Herzen vor allem schrie lauter denn die andern, indem er sagte, das sei überhaupt kein Wein, sondern wahre Tränen des lieben Gotts. Und so laut war seine Begeisterung, daß der Abt sich geschmeichelt fühlte; und da ihn der Wein, den er getrunken, heiter gestimmt hatte, so sagte er wider seine Gewohnheit: „Er steht zu Euren Diensten; ich hab vor nicht gar langer Zeit ein kleines Faß voll bekommen und es eben angesteckt!“ Der Pfarrer aber antwortete: „Gott schütze Euch, in zwei Tagen bewirte ich einige Freunde, wenn Ihr mir dann eine Flasche voll geben wollt, wollen wir sie auf Euer Wohl leeren!“ Nicht sobald hatte der Pfarrer solche Worte gesprochen, als der Abt die seinigen bitter bereute; doch es war zu spät und er sagte es zu. Der hocherfreute Pfarrer nun schickte zwei Tage später seiner Diener einen mit einer sehr dickbauchigen Flasche nach dem Hause des Abtes; es war dies aber eine von denen, wie sie zur Erntezeit die Schnitter mit aufs Feld nehmen und faßte eine Doppelpinte und mehr noch. Der Diener nun richtete bei seiner Ankunft seine Bitte an den Abt aus und fragte, ob er ihm wohl die Flasche mit besagtem Weine füllen wollte. Angesichts dieser Flasche jedoch erschrak der Abt gar sehr und es fehlte wenig daran, und er wäre ohnmächtig geworden.

Und sagte gar nichts und bedachte bei sich, wie er wohl seinen Wein sparen könnte und die Flasche nicht zu füllen brauchte. Nachdem er ein wenig nachgesonnen hatte, fiel ihm gleich ein Mittel ein; und er ließ den Boten die Flasche auf die Erde setzen und sagte zu ihm, er solle seine Magd rufen, welche im Garten wäre. Und während er fort war, las der Abt in seinem Hofe zwei oder drei sehr spitze Kieselsteine auf und kehrte in sein Gemach zurück und warf sie in die Flasche. Als dann der Diener mit der Magd zurückkam, hub der Abt also an: „Nun, guter Freund, ehe ich den Wein in die Flasche fülle, muß sie sauber ausgespült werden. Riecht sie auch gut?“ Dann nachdem er an ihr gerochen hatte, fuhr er fort: „Nein, sie riecht nicht gut, da steht Wasser, reinige sie erst, wie sich's gehört!“ Der Diener aber füllte sie mit etwas Wasser, dann schüttelt er sie auf und nieder, nach rechts und nach links, so sehr er kann, doch beim Schütteln schlugen die Steine an die Flasche, so daß sie zerbrach und durch die Löcher spritzte das Wasser nach allen Seiten hin. „O du Tölpel! Lieber, Lieber, was ist das“, rief der Abt, „wie, deine Flasche hatte also einen Sprung? Wenn ich nun meinen Wein hineingeschüttet hätte, wäre doch alles verschüttet. He, was würde da dein Herr gesagt haben?“ Dann trat er an seinen Kamin und sprach: „Ich möchte nicht gern, daß du mit leeren Händen zu meinem Freunde, dem Pfarrer, zurückkommst!“ Und nahm eine kleine Flasche, die da an einem Pflocke hing und ungefähr eine Drittel

Pinte fassen mochte, ließ sie füllen und gab sie dem Diener mit den Worten: „So, ich will deine Ungeschicklichkeit wieder gut machen, doch sage deinem Herrn nur, wenn er dir ein andermal eine Flasche gäbe, solle er mehr auf ihre Haltbarkeit als auf ihre Größe sehen!"

DIE VIERUNDFÜNFZIGSTE NOVELLE

Von einem jungen Liebhaber, welcher hundert Sonnentaler verausgabte, um bei seiner Wirtin zu schlafen, dann hernach kam ihr Mann zufällig dahinter und ließ seine Frau die hundert Sonnentaler wieder herausgeben und ihr wie einer Hure einen kleinen Weißpfennig einhändigen.

Ihr müßt wissen, daß sich einstmals zwischen Rouen und Paris ein junger und verliebter Kaufmann, ein schmucker und ehrlicher Gesell, in einer Herberge auf besagtem Wege zwischen Rouen und Paris aufhielt, allwo es in besagter Herberge eine sehr schöne Wirtin gab, welche über die Maßen schön nach dem Geschmacke besagten Gesells war. Und hatte sie nur dies eine Mal gesehen, doch blickte er sie so lange an, daß er sich ganz plötzlich in den schönen Anblick verliebte, welchen sie ihm bot. So unterhielt er sich denn mit ihr über mancherlei Dinge und unter anderm bat er sie auch so lange um die Kurzweil der Liebe, daß sie ihm die um die Summe von hundert Sonnentaler gewähren wollte, die er ihr auch zu geben versprach, solch große Verehrung hatte er für die Heiligen. Und gab sie ihr und überließ ihr zuverlässiges Geld und lag die ganze Nacht bei ihr und Gott weiß welche Freude sie hatten. Am Morgen aber stand der Liebhaber auf und dachte ein wenig über seine Angelegenheiten nach und bereute es schon, ihr besagte hundert Sonnentaler gegeben zu haben. So sagte er sich denn selber, da besagtes Geld einmal

ausgegeben sei, könne er es nicht wiederbekommen, doch wollte er beim Blute Christi etwas mehr dafür haben und schlief drei oder vier Nächte bei ihr, bis er am Ende aufbrechen mußte, und nahm seine Straße gerade auf Rouen zu. Dort nun machte er seinen Einkauf so gut es eben ging. Wenige Tage hernach brach er von besagter Stadt Rouen auf, um nach Paris zurückzukehren, und auf dem Wege fand er einen braven Mann, der dieselbe Straße und auf Paris zu zog; und unter mancherlei anderen Dingen unterhielten sie sich auch über die Angelegenheiten des jungen Verliebten. Der nun erzählte ihm seine ganze Geschichte, und wie er bei einem jungen Weibe geschlafen habe, welcher er hundert Sonnentaler gegeben hätte. Da aber fragte ihn besagter Kaufmann, dem er begegnet war, allwo das geschehen wäre und an welchem Orte; und er erkundigte sich zur ungelegenen Zeit darnach, sintemal er argwöhnte, daß dies seine Frau gewesen wäre; dennoch sagte er zu ihm: „Nun denn, Gefährte, habt Ihr wohl die Freundlichkeit, mich in die gute Herberge zu führen, von der Ihr sprecht, und in welcher man uns also gut aufnimmt?“ Sagte der junge Kaufmann darwider: „Ach, beim Blute Christi, man wird uns dort wohl empfangen und wir wollen tüchtig etwas springen lassen, und das auf meine Kosten!“ Und sie reisten wacker zu, bis sie in der Herberge ankamen. Doch als der Wirt sah, daß es bei ihm war und daß die Sache ihre Richtigkeit hatte, war er sehr betrübt und sprach kein Wort, außer daß

er sagte: „Lieber Gefährte, ich bitte Euch, leistet mir einen Dienst; und der besteht darin, daß Ihr kein Wort laut werden laßt, ehe ich mit der Frau gesprochen habe; und wir wollen uns in einem abgesonderten Gemache aufhalten!" Darein willigte der Gesell, welcher den Wirt nicht kannte, sehr gern. Der aber ließ das Abendbrot fertig machen; dann hernach setzten sie sich zu Tisch und waren fröhlich und guter Dinge. Nach dem Abendessen ließ der Wirt sein Weib vor den Burschen kommen und fragte ihn: „Nun, lieber Gefährte, ist das nicht die Frau, bei der Ihr schliefet?" Der Liebhaber war sehr betroffen, denn er konnte nicht nein sagen, sintemal er den ganzen Handel von Anfang an erzählt hatte. Und so war einer noch erschrockener denn der andere, und sahen sich einander an ohne einen Ton von sich zu geben; bis der Hausherr also zu seinem Weibe zu reden anhub: „Nun denn, schlechtes Weibsbild, du siehst wahrlich, daß deine Tat aufgedeckt ist; aber weißt du was es gibt? Geh schnell und hole die hundert Sonnentaler, welche dir dieser junge Bursche gegeben hat!" Die Frau aber wollte seinen Worten widersprechen, indem sie sagte, es sei nichts wahr daran, doch der Mann stand vom Tische auf und faßte sie bei der Gurgel und wollte sie in Gegenwart des jungen Mannes, welcher sie nur mitleidig anblickte und kein Wort sagte, erdrosseln. Solcherart nun war sie gezwungen, den Handel einzugestehn, denn sie konnte ihn nicht vertuschen; und holte die hundert Sonnentaler her, welche der Wirt

dem jungen Burschen wiedergeben ließ, den aber hieß er seinem Weibe wie einer Hure, denn sie war eine und nichts anderes, einen kleinen Weißpfennig zu geben. Darnach ließ besagter Wirt und Gatte die Verwandten und Freundschaft seiner Frau holen und erzählte ihnen die Sache, also wie sie sich zugetragen hatte, und hieß sie sein Weib wieder zu ihren Eltern zu bringen. Er selber aber blieb mit dem Gefährten im Hause, welchem er bis zum folgenden Morgen Gutlebe bereitete, dann schickte er ihn fort, ohne ihm einen Pfennig abzunehmen. Und solche Zufälle ereignen sich manchmal, und es ist besser seiner Frauen Tor mit einem Pflock zu schließen, denn man weiß nie wer kommt und wer geht.

Hier endigt der große Prüfstein der neuen Novellen.
Verfaßt von Nicolas de Troyes und zu
Ende geschrieben am ersten Tage
des März 1536.

ANHANG

I.

Die Motivierung der Sammlung

Wie so viele Novellisten folgt auch Nicolas de Troyes dem von Boccaccio nach Europa verpflanzten orientalischen Vorbild und bedient sich, wenn auch nicht einer Rahmenerzählung, so doch einer Motivierung, um dem Leser seine Novellen vorzuführen. Diese Motivierung hat — merkwürdig genug — eine große Ähnlichkeit mit jener des Heptamerons der Königin von Navarra (vgl. Bd. XI und XII der vorliegenden Sammlung). Wie hier der Bau der Brücke über den reißend angeschwollenen Gave von Béarn der zum Warten gezwungenen vornehmen Gesellschaft Anlaß zum Erzählen von allerlei Geschichten gibt, so ist es im Grand Parangon des Nouvelles nouvelles eine imaginäre Brücke, die den Vorwand für die Erzählung der Novellen, die er enthält, hergeben muß. Die eigentliche Motivierung freilich erfahren wir nicht — sie ist offenbar mit dem ersten Bande verloren gegangen —, wir begegnen nur unter den 135 Erzählern, die sich in die vorhandenen 180 Novellen teilen, 55, die durch eine Funktion oder auch ohne eine solche mit einer Brücke in Beziehung gebracht sind. Nicolas de Troyes z. B. stellt sich als „grenetier“ (Salzfaktor? oder Samenhändler?) du Pont vor und erzählt zehn Geschichten, von denen vier keine älteren Geschwister in der Literatur haben.

Interessant ist es, daß die zu der möglicherweise im freimaurerischen Sinne symbolischen* Brücke in Beziehung stehenden Erzähler alle sozialen Funktionen und Stände von den untersten bis zu den obersten repräsentieren mit Ausnahme der vom Verfasser verabscheuten Polizeidiener, Advokaten, Richter und Müller. Wir finden den forêtier, den charpentier, den chaussetier, tailleur, pelletier, cellier, huissier, sommelier, maistre d'hostel, messager, drogueur, médecin, célestin, chanoine, aumônier, procureur pontifical, légat, archevesque, bailly, prévost, arbalétrier, chancelier, vicomte, chevalier, prince, archeduc usf. du Pont, ferner eine Anzahl von Personen ohne Funktion, die nach der Brücke genannt sind (Chauderis du Pont, Jehan de La Lande du Pont, Jehan d'Arras d. P., Jehan de Lumeau d. P., Jehan Mollu d. P., Jehan Hihou [der in der fünfzigsten Novelle eine Rolle spielt] du Pont, Jaloigne du Pont etc.). Die Mehrzahl der Erzähler (80) indes ist ohne Beziehung zur Brücke. Wir begegnen darunter, wie unter den angeblichen Erzählern der Cent Nouvelles nouvelles (vgl. Bd. V. u. VI. der vorliegenden Sammlung), einer Anzahl bekannter Namen aus der französischen Aristokratie. Andere, zum Teil historisch nachweisbare, sind dem Bürgertum entnommen, wieder andere (Lancelot du Lac, Bras de Fer etc.) den Ritterepen.

---

* Vgl. auch den Namen der Sammlung: Grand Parangon des N. n.

Emile Mabille, dem wir die Veröffentlichung der oben übersetzten Novellen des Grand Parangon verdanken, hat die Überschriften aller uns erhaltenen Novellen der Sammlung mitgeteilt, und es läßt sich daraus ersehen, daß Nicolas de Troyes die entlehnten Stücke vielfach nicht ohne weiteres übernommen, sondern mehr oder minder stark bearbeitet hat. Daß aber auch von den veröffentlichten Stücken manches älteren Vorbildern nacherzählt ist oder wenigstens auf sie zurückgeht, ist aus den unten folgenden kurzen Nachweisungen ersichtlich, die hie und da auch spätere Bearbeitungen der betreffenden Stoffe berücksichtigen.

II.

Nachweisungen*

Novelle 4. Sacchetti, Novelle 198 (Band III der vorliegenden Sammlung, S. 129). — Morlini, Novelle 43 (Band VII der vorliegenden Sammlung, S. 149). — Vgl. Dunlop-Liebrecht, S. 258 und Nachtrag S. 539.

Novelle 5. Simulierte Geistererscheinungen spielen auch eine Rolle in Novelle 39 des Heptameron (Bd. XII der vorliegenden Sammlung, S. 543). — Vgl. auch Bandello III, 63. — Siehe Toldo S. 78.

Novelle 6. Beroalde de Verville: Moyen de parvenir: „Le chaudronnier pris pour le diable."

* Literatur: Emile Mabille in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Grand Parangon, Paris 1869. — Pietro Toldo: Contributo allo studio della Novella Francese del sec. XV. e XVI. Roma, 1895, S. 93 ff.



Novelle 7. Vgl. für eines dieser Abenteuer Bandello I, 57. — Ähnlich auch Bandello II, 46.

Novelle 8. Boccaccio, Decamerone VIII, 4. — Comptes du monde adventureux, Novelle 8. — Montaiglon, Fabliaux V, 2, 8. — Bandello II, 47. — Siehe Toldo, S. 93 u. 115.

Novelle 10. Aus dem Volksmunde geschöpftes Märchen orientalischen Ursprungs. — Vgl. Grimm, Die drei Glückskinder, Bd. I. S. 362 der Ausgabe von Paul Ernst (bei Georg Müller in München). — Siehe Toldo, S. 94.

Novelle 11. Olivier de la Marche: Traité du gage de bataille. — Das Duell, von dem hier die Rede ist, hat in der Tat stattgefunden, aber die Geschichte stimmt mit dem Novellisten nicht ganz überein; denn Dom Félibien erzählt in seiner Histoire de Paris, II, p. 700: „Jacques Le Gris fut vaincu et suivant l'usage traîné et pendu au gibet. Cependant il était véritablement innocent, comme on l'apprit de la confession d'un malheureux qui fut depuis exécuté à mort pour d'autres crimes et qui s'accusa volontairement de celui qu'on avoit imposé à Jacques le Gris. La dame de Carrouges pour réparer le tort qu'elle avoit fait à sa personne et à sa mémoire, se ritira dans un couvent après la mort de son mari." — Näher steht der Erzählung des Grand Parangon nach Toldo noch Novelle 94 von Sercambi (Ediz. Renier): De prava amicitia.

Novelle 13. Boccaccio IX, 1. — Vgl. auch Bandello III, 29.

Novelle 15. Vgl. Des Periers, Novelle 8 (Bd. XVI der vorliegenden Sammlung, S. 53). — Toldo erinnert auch an Poggio, Fazezie 149.

Novelle 20. Montaiglon, Fabliau XVIII (Le Prestre crucifié) u. a. — Sacchetti, Novelle 84. — Morlini, Novelle 73. — Straparola VIII, 3 (vgl. Band IX der vorliegenden Sammlung S. 112.) — Cent Nouvelles nouvelles, Novelle 85. — Dunlop-Liebrecht, S. 497 Nr. 72[b]; Pfeiffer, Germania I. (1856) p. 270. — Köhler, Der Maler mit der schönen Frau, Germania XVIII (1873) p. 41 u. Kl. Schriften I. p. 469; H. Estienne, Apologie pour Hérodote, chap. XV. — Sercambi (Ediz. Renier), Novelle 9. — Contes de Gudin (I, p. 136 f.) — Kryptadia I, pp. 227—237. — Nicolaides, Contes licencieux de l'Asie Mineure (Heilbronn 1908), Nr. 49.

Der in dieser Novelle enthaltene Schwank von den beiden „procureurs de village", die einen Christus kaufen wollen, ist identisch mit Poggio, Fazezie 12, die Morlini in seiner 70. Novelle übersetzt hat.

Novelle 21. Vgl. Poggio, Fazezie 42. Siehe Toldo S. 96.

Novelle 22. Sacchetti, Novelle 196. — Sercambi, Novelle 4 (de justo juditio). — Disciplina clericalis, Cap. 18 (Ed. Schmidt). Siehe Toldo, S. 96.

Novelle 23. Siehe Toldo, S. 97.

Novelle 24. Heptameron, Novelle 7.

Novelle 28. Vgl. Bandello IV, 3. — Novellino, Novelle 127. — Siehe Toldo, S. 97.

Novelle 29. Von Rabelais, Buch II, Kap. 27 wiedergegeben. — Siehe Toldo, S. 98.

Novelle 30. Vgl. Sercambi, Novelle 88 (de ingenio mulieris adulterae). — Kryptadia IV, S. 141 ff. „La perfidia delle donne", eine umbrische Volksnovelle. — Siehe Toldo, S. 98.

Novelle 31. Masuccio, Nov. 45. — Domenichi IV, pag. 347. — Toldo, S. 17; 98 und 121.

Novelle 33. Quelle vermutlich der Volksmund. Sehr ähnlich Novelle 34 bei Gubernatis (La tradiz. popolare di S. Stefano di Calcinaia; Roma 1894). — Siehe Toldo, S. 99.

Novelle 34. Jehan Mansel: Fleur des histoires (Ms. der Bibl. nat. zu Paris): „Jacques de Vitry raconte d'un chevalier, qu'il laissa, pour l'amour de Dieu, toutes ses grands possessions, honneurs et richesses et devint moine. Quant l'abbé le connut et il veit qu'il estoit saige homme, il l'envoya au marchié vendre les asnes et les asnesses de celle abbaye, qui trop vieux estoyent et usés, pour en rachapter de plus jounes. Jaçoit ce que le chevalier y alloit moult en vis, toutes foys y alla par obédience. Quant les marchans luy demandèrent si ses asnes estoyent bons et jounes, il leur respondit: Créez-vous, dit-il, que nostre abbé soit si povre, qu'il vendist ses asnes, s'ils luy estoyent encore bons et proufitables? — Pour quoy, dirent les marchans, ont-ils les queues si pelées? — Pour ce, dit-il, qu'ils chéent souvent soubz fais et on les relieve

souvent par leurs queues, si en sont toutes usées. Quant il fut retourné à l'abbaye, un convers, qui avoit été au marchié avec lui, l'accusa en chapitre et, pour le pugnir, l'abbé lui donna la discipline. — Hélas, dit le bon chevalier, vous sçavez, père, comment j'ay laissé au monde, non pas asnes et asnesses seulement, mais à grant plantè de possessions et richesses et suis cy venu non point pour mentir, ou pour decepvoir aultruy, mais pour saulver mon ame et vous voulez que je me dampne? Soyez certain que m'en garderay si je puis. Ainsi ne fut-il oncques puis envoyé dehors pour les besognes seculières. C'est grand peril à tous religieux de soy occuper de besognes seculières." — Näher noch steht der Novelle des Grand Parangon eine kleine Geschichte in dem Libro di Novelle antiche (Boogna, Romagnoli, 1868), die aus dem Fiore di virtù stammt; siehe Toldo S. 99 f.

Novelle 35. Vgl. die Calandrinogeschichte, Decamerone IX, 3, von der die witzige Weiterausspinnung allerdings ganz abweicht.

Novelle 36. Montaiglon III, 68 und 81. — Mambriano, Novelle 3 (L'Amore alla prova. — Cinzio delli Fabrizî, cantica 3. — Domenichi, Ediz. Venezia 1581 pag. 27. — Kryptadia I, 38 und II, 1. — Siehe Toldo, S. 101. — Moyen de parvenir: l'Achat d'un meilleur outil.

Novelle 37. Geht auf eine alte Legende zurück, die Jean Mansel (Fleur des Histoires) folgender-

maßen wiedergibt: „Je treuve ès chroniques que Sylvestre pape, second de ce nom, fut moine premièrement et depuis il fit hommage au diable, pour ce que le diable luy promit que toutes les besoingnes luy venroyent à souhait et tantot fut tant sage, qu'il eust à son eschole, pour apprendre, Othon, l'empereur, et Robert, roy de France, et fut fait arcevesque de Rains, et enfin il fut fait pape. Et ainsi comme il estoit privé du diable et parloit souvent à luy, il luy demanda un jour combien il viveroit. Le diable luy respondit qu'il ne morroit jusques il chanteroit messe en Jhérusalem. Il fut moult joyeux de ceste response et luy sembla bien qu'il estoit moult loing de sa fin, et qu'il n'iroit mais à pièce en Jhérusalem. Mais il advint en un quaresme, qu'il alla chanter la messe en une chapelle à Romme qui avoit nom Jhérusalem (d. h. S. Croce in Gerusalemme, einst Basilica Sessoriana genannt, gegenüber der Lateransbasilika), et lors il oyt soudainement grans noises de diables entour luy. Sy eut doubte de morir et commencha à avoir desplaisir de ses péchés et à soy repentir et retourner à la miséricorde de Dieu. Quelque mauvais qu'il eust esté, il confessa publiquement son péché devant le peuple, puis il se fit couper tous les membres dont il avait fait service au diable et ordonna que quant il seroit mort son corps fut mis sur un benel. Ainsi fut fait; mais les jumens menèrent le benel droit à l'église du Lateran, où il fut enterré honorablement."

Die Legende bezieht sich auf Papst Sylvester II. und hatte früher eine außerordentliche Verbreitung. Sie findet sich auch im Pungilingua des Cavalca. Vgl. Arturo Graf: Miti, leggende e superstitioni del medio evo, Vol II: „La leggenda di un pontefice", Torino 1893. — S. Toldo, S. 101 und Mabille S. IX.

Novelle 38. Violier des Histoires romaines (die alte französische Übersetzung der Gesta Romanorum), Kap. XCXIV (Ed. Jannet, Paris 1858).

Novelle 39. Montaiglon III, S. 51 „de l'anel qui faisoit les . . . grans et roides". — Cinzio delli Fabrizî, prov. 25. — Novellino, Novelle 29, 2. Teil. — Kryptadia I, 32 f. IV, 202. — Nicolaides, Novelle 19. — Siehe Toldo, S. 102.

Novelle 40. Jean Mansel (Fleur des Histoires) „Comment le meunier vint en aide à son abbé": „Un roy fut moult orgueilleux, fol et plain de vaine gloire et oultrecuidance, et demanda un jour à ses gens, qu'il leur sembloit de luy et de sa valeur et combien on le vendroit s'on le povoit vendre, comme on fait des autres choses. Ses gens pour luy complaire, luy dirent, qu'il vauldroit tant qu'on le porroit priser sur terre et qu'il n'avoit son pareil au monde. Il avoit un fol en son hostel qui sault avant et luy dit: Roy, veux tu sçavoir combien tu peux valoir? — Oui, dit le roy, je te prie que tu me le dye. — Vraiment, dit le fol, il me semble que tu peux bien valoir trente* deniers et non

* Soll wohl heißen vingt neuf deniers.

plus, car si tu en valois trente, ce seroit autant que le tout puissant Dieu valut, quant il fut vendu. Le roy nota moult et prisa ceste reponse de son fol mieux que de tous les autres, commencha à soy humilier et ploura de pitié et laissa depuis les vanités de son beubant.“ —

Vgl. Dunlop-Liebrecht, Anm. 333. — Pauli-Oesterley, 55. — Waldis, Esopus, herausgegeben v. Kurz, III, 92. — Gesta Romanorum engl. 4 bei Grässe II, S. 283. — Köhler im Jahrbuch f. rom. L. V. (1863) S. 4 und Kl. Schriften I, S. 82, 492 und 267. Derselbe in Orient und Occident II. (1864), S. 687 f. und I (1862), S. 439 etc. — Sacchetti, Novelle 4.

Novelle 41. Violier des Histoires romaines, Kap. XXXII. — Siehe auch Toldo, S. 103.

Novelle 43. Cent Nouvelles nouvelles, 85. — Legrand d'Aussy IV, 160. — Mèon III, 14. — Sacchetti, Novelle 25. — Desperiers, Novelle 60. — Malespini, Novelle 93. — L'Enfant sans Souci, S. 274. — Bandello II, 20. — Firenzuola, Novelle 4 (Band X der vorliegenden Sammlung S. 78) mit den Nachweisen auf S. 183 f. — S. Toldo, S. 104 u. 145.

Novelle 45. Vgl. Bandello III, Novelle 26.

Novelle 47. Cent Nouvelles nouvelles, 62. — Arrest d'amour von Martial d'Auvergne (Arrest sur le different d'un cordan). — Kryptadia II, 22 und 23. — Nicolaides, Novelle 41 („Celui qui abat douze d'un seul coup“).

Novelle 48. Siehe Toldo S. 105.

Novelle 51 (der Zählung bei Mabille) ist eine Nacherzählung der Celestina-Komödie (Band XV der vorliegenden Sammlung). Sie war 1527 von Salliot-Dupré auf Grund einer italienischen Übersetzung ins Französische übertragen worden und hatte in Frankreich großen Erfolg. Diese Ausgabe dürfte Nicolas de Troyes vorgelegen haben. Die Nacherzählung des Grand Parangon, die wir nicht gebracht haben, weil unsere Sammlung eine Übersetzung der Komödie bietet, schließt mit folgendem Gedichtchen:

Le Train d'une Putain.

A dix ans pucelle,
A quinze an putrelle,
A vingt ans putain parfaite,
A vingt cinq ans putain infecte,
A trente ans putain rusée,
A trente cinq ans putain usée,
A quarante ans chamberiere prestresse,
A quarante cinq ans putain maquerelle,
A cinquante ans hostesse bordeliere,
A cinquante cinq ans putain houlliere,
A soixante ans querent son pain,
Voilà la fin d'une putain.

Novelle 53. Vgl. Sacchetti, Novelle 23.

Novelle 54. Masuccio, Novelle 45. — Comptes du Monde Adventureux, Nr. 34.

DRUCKFEHLER

Seite 5, Zeile 7 von unten: statt „seiner Nachbars“ lies seines Nachbars.

S. 38, Zeile 6 von oben statt Concy les Bois: Coucy les Bois.

S. 53, Zeile 6 von unten: statt bedürfe es: bedürfe er.

S. 55, Zeile 12 von unten: statt Picken, Halbpicken. Pieken, Halbpieken.

S. 92, Zeile 5 von oben: statt welche: welcher.

S. 107, Zeile 3 von unten: statt auf einem Dorfe: aus einem Dorfe.

S. 125, Zeile 14 von oben: statt Gelde hatte: Geld hatte.

S. 141, Zeile 7 von oben: statt Poiton: Poitou.

S. 162, Zeile 4 von oben: statt Tenfel: Teufel.

S. 164, Zeile 1 von oben: statt hatte: hätte.

S. 255, Zeile 2 von oben und passim: statt Hibou: Hihou.

S. 255, Zeile 13 von oben: statt: ein Unglückslos nicht würdiger des Boccatius besagten Buches: sie unglücklicherweise nicht wert ist, in besagtem Buche des Boccatius zu stehen.

S. 255, Zeile 11 von unten: statt Poicton: Poictou

S. 284, Zeile 6 von oben: statt in Fülle: die Fülle.

Dieses Werk wurde im Auftrage von Georg Müller Verlag in München in einer Auflage von 800 Exemplaren bei M. Müller & Sohn in München hergestellt. Außerdem wurden fünfzig Exemplare auf Van-Gelder abgezogen.


Princeton University Library
32101 051529004



